It. sing. 1432 z (1

Reisen
in
Westafrika,
von Whydah durch das Königreich Dahomey nach Adofudia im Innern.

In den Jahren 1845 und 1846.

Von

John Duncan.

Aus dem Englischen

von

M. B. Lindau.

Erster Band.

Mit einer Karte.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1848.

DG/64/2886

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Die Erforschung der unbekannten Länder Afrika's ist seit Ende des vorigen Jahrhunderts, besonders seit der Bildung der afrikanischen Gesellschaft in London (1788) die Aufgabe vieler kühner und erfahrener Reisenden gewesen, und mancher von ihnen hat, ohne seinen Hauptzweck erreicht zu haben, dieses Unternehmen mit seinem Leben bezahlen müssen. Dennoch sind bis auf den heutigen Tag noch mächtige Strecken jenes Erdtheiles unerforscht geblieben und noch nie von dem Fuße eines Europäers betreten worden, so daß noch jetzt das Sprüchwort der Alten gelten kann — **semper aliquid novi ex Africa!** Zu den neueren Reisenden, welche sich bemüht haben, diese Lücken in der Erdkunde theilweise auszufüllen (Denham, Oudney, Laing, Clapperton), hat sich jetzt John Duncan gesellt, dem bei aller Abenteuerlichkeit, womit sein Reisebericht durchwebt ist, in hohem Grade das Verdienst eines scharfen Beobachters und eines getreuen Darstellers zu gebühren scheint und der durch die Unerschrockenheit, womit er sich bis tief in das Innere und unter Volksstämme gewagt hat, welche nie das Antlitz eines Weißen gesehen, an den unglücklichen

Mungo Park erinnert. Das traurige Resultat der Nigerexpedition im Jahre 1842, an welcher er Theil nahm und bei welcher fast all seine Gefährten ihren Tod fanden, konnte ihn nicht abschrecken, im Jahre 1844 Afrika zum zweiten Male zu besuchen. Bei Cape-Coast an der Goldküste landend, bereiste er von hier aus die ganze Westküste bis zur Bai von Benin, wendete sich dann von Whydah aus in das Innere nach dem Konggebirge und kam bis Adofudia unter dem 13⁰ 6′ nördlicher Breite und 1⁰ 3′ östlicher Länge. Sein Reisebericht erschien im vorigen Jahre unter dem Titel: „Travels in the western Africa in 1845 & 1846, Comprising a journey from Whydah through the kingdom of Dahomey to Adofoodia in the interior. By John Duncan, late of the first Lifeguards and one of the late Niger-expedition. In two volumes. London 1847“ — und wir finden in seinem Vorwort folgende kurze Selbstbiographie, die auch dem verdeutschten Werke vorangehen mag. „Ich wurde im Jahre 1805 auf der Meierei Euldoch bei Kirkcudbright in Südschottland geboren und bin der Sohn armer und schlichter Aeltern. Von der Natur mit der kräftigsten Gesundheit und einer athletischen Gestalt begabt, fühlte ich schon früh eine ganz besondere Vorliebe für das Soldatenleben und trat daher im Jahre 1822 in das wegen seiner Disciplin und Ausstattung allgemein bewunderte erste Leibgarderegiment. Die Stunden, die nicht meinen militärischen Pflichten gewidmet waren, benutzte ich zu meiner Ausbildung im Zeichnen und Malen, worin

ich einige Fortschritte machte, sowie ich mir auch eine nicht geringe Kenntniß von der Mathematik erwarb; all dieß kam mir später, als ich ein Reisender wurde, trefflich zu Statten. Nachdem ich sechzehn Jahre in diesem Regimente gedient hatte, erfaßte mich die Sehnsucht nach größeren Unternehmungen. Ich nahm zu Anfang des Jahres 1839 einen ehrenvollen Abschied und wurde bei der letzten Nigerexpedition als Exercirmeister angestellt. Bei diesem unglücklichen Unternehmen entging ich nur mit Mühe dem traurigen Schicksal vieler muthiger und begabter Gefährten — von ziemlich dreihundert entkamen nicht mehr als fünf. Als wir Egga am Niger erreicht hatten, erbot ich mich, nur mit einigen Eingeborenen weiter stromaufwärts zu fahren, der Plan wurde jedoch wegen des zunehmenden Siechthums der Europäer wieder aufgegeben. Ehe der „Albert" die Mündung des Nigers erreicht hatte, waren fast Alle am Fieber erkrankt oder bereits gestorben. Die Eingeborenen erklärten, daß diese Jahreszeit selbst für sie gefährlich sei. Bei meiner Ankunft in Fernando del Po wurde auch ich vom Fieber ergriffen, und dieses wirkte zugleich so nachtheilig auf eine vor Kurzem empfangene Wunde an meinem Beine, daß der Brand hinzutrat und nur durch eine sehr starke Säure, welche den angegriffenen Theil zerstörte, sich aufhalten ließ*). Ich

---

*) Duncan war bei einer Landung an den Capverdischen Inseln durch einen vergifteten Pfeil der Eingeborenen verwundet worden.

hatte die furchtbarsten Leiden auszustehen; beide Knochen meines Beines waren kurz über dem Fußknöchel zum Theil von Fleisch entblößt, und ich verlangte ernstlich, daß mir das kranke Glied abgenommen werde; da ich aber bereits sehr viel Blut verloren hatte und das Klima von Fernando del Po einer solchen Operation keineswegs günstig war, so versprachen mir meine ärztlichen Freunde, die Doctoren M' William und Thompson, die Operation vorzunehmen, wenn wir die Insel Ascension erreicht haben würden, wo ein weit besseres Klima herrscht als irgendwo an der Küste von Afrika. Zum Glück wurde mir hier durch die unermüdliche Pflege der Aerzte und die freundliche Aufmerksamkeit des Commandanten Fishbourne mein Bein erhalten und meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt; aber ich kehrte nach so schwerer Krankheit natürlich in sehr abgezehrtem Zustande nach England zurück, wo ich mich jedoch bei meiner kräftigen Constitution schnell erholte, obgleich mein Bein seine frühere Kraft nie wieder erhielt. Diese Erfahrungen konnten mich jedoch nicht abhalten, mich der königlichen geographischen Gesellschaft zu einer zweiten Reise nach Afrika anzubieten." So weit der Verfasser; er fand alsbald von Seiten der Gesellschaft und von mehren anderen großmüthigen Gönnern die bereitwilligste Unterstützung und verließ am 17. Junius 1844 aufs Neue die Küste von England.

L.

Inhalt.

Seite.

Erster Abschnitt 1

Abreise. Ankunft in Tanger. Beschreibung dieser Stadt. Ihr Markt. Aufbewahrung des Getreides. Die Einwohner. Die Juden. Eine Judenwohnung. Die Mauren. Früchte und Blumen. Verödung der Stadt. Maurische Marktweiber. Gibraltar. Ersteigung des höchsten Gipfels. Ein Picknick. Reinlichkeit der Einwohner. Ankunft in Gambia. Bathurst. Die Mandingos. Ermordung der Mannschaft der „Margaretha." Kampf des „Couriers" mit Seeräubern. Sierra Leone. Dr. Ferguson. Ein alter Freund und seine Gastfreundschaft. Jagd auf ein vermeintliches Sklavenschiff. Cape-Coast. Gouverneur Hill. Cape-Coast-Castle.

Zweiter Abschnitt 21

Fieberanfall. Tod meines Dieners. Herr Hutton und seine Bauunternehmungen. Trägheit der Eingeborenen. Billige Lebensweise. Die Fantis. Ihr Aberglaube. Ihre Feste. Ihre Musik. Rum, ihr Lieblingsgetränk. Todtenfeier und Begräbnißart. Das Königsfest. Der König. Meine Aufnahme bei ihm. Fetischhäuser. Trauerfeierlichkeiten. Verkäufliche Kinder und Frauen. Das Yamsfest. Die Fantis, der häßlichste Afrikanerstamm. Ihre Nachahmungsfertigkeit. Wilde Thiere. Der Pataku. Granit und Sandsteine. Die niederländische Ansiedelung Elmina. Zustand des Ackerbaues. Ungeheure Hitze. Botschaft an den König der Aschantis. Rinder. Mangel an Handwerkern. Ermordung eines Aschantiweibes.

Dritter Abschnitt 38

Annamabu und sein Fort. Trägheit der Einwohner. Haussklaverei. Missionsschulen. Pflanzen und Früchte. Die Stadt Annamabu. Boden. Eingeborene. Mein Besuch bei dem Könige. Herr Brewe und Herr Parker. Ungeheure Hitze. Klein-Cromantine. Der Marktplatz. Seltsame Ueberlieferung. Ein Wunderkind. Accra. Einwohner, ihre Gebräuche, ihre Weiber und Sklaven. Der Salzsee.

Vierter Abschnitt 57

Seltsame Nahrungsmittel. Kochkunst. Der Fluß Amissa. Aufnahme bei dem Cabozir. Boden, Erzeugnisse u. s. w.

Seite.

Ein Abenteuer. Der Fluß Anaqua. Arsafah. Schöne Vögel. Mauren und Araber. Rückkehr nach Cape=Coast. Einladung des Königs von Aschanti. Meine Antwort. Ein Ausflug in die Umgegend von Cape=Coast. Kaffepflanzungen. Trägheit der Eingeborenen. Die Stadt Napoleon. Eyau Awkwano. Wild wachsende Früchte. Schlechte Wege. Seltsamer Holztransport. Baumwollenbäume. Amerika. Djewkwa. Ein betrunkener Cabozir. Rückkehr nach Cape=Coast. Abfahrt nach Whydah. Winnebah. Fischpökelung. Einwohner. Vieh. Umgegend. Der Teufelsberg. Meerfenchel. Der Fluß Jensu. Vögel.

Fünfter Abschnitt 77

Gesetze. Schutzlosigkeit der Weißen. Aberglaube. Fetischhäuser. Farbe, Sitten und Gebräuche der Einwohner. Trunksucht. Eine widrige Vernachlässigung. Verschiedenartig geschorene Köpfe. Rechnungsweise. Namen. Einwohnerzahl. Accra. Herr Bannermann und seine Gastfreundschaft. Dänisch=Accra. Ein Attentat gegen den Gouverneur. Englisch=Accra und sein Handel. Courant. Die Häuser der Kaufleute. Früchte und Blumen. Uebler Ruf der Eingeborenen. Ihre Mischung. Beschneidung. Seltsame Art, die Kinder zu tragen. Erzeugnisse. Ein Salzsee. Boden. Spielen und Trinken. Bevölkerung von Englisch=Accra. Viehstand. Abfahrt nach Ahguay. Hutton's Factorei daselbst. Ein betrunkener Cabozir und sein Gefolge. Ein Fetischweib. Eingeborene. Sklavenhändler. Baumwolle und Indigo. Märkte. Behandlung der Sklaven. Afrikanische Charakterzüge. Fische und Krabben. Alligatoren. Pflanzen und Früchte. Die Sammettamarinde. Popoe. Herr Lawson, ein eingeborener Kaufmann, und seine Frauen. Sklavenhandel. Bevölkerung. Spielen und Trinken. Kankie. Herrn de Susa's Sklavenanstalt. Seine Haussklaven. Lärmender Empfang in Popoe. Sklaven in Ketten.

Sechster Abschnitt 104

Gregapojee und sein Markt. Die Perlen von Popoe und ihr Ursprung. Lage und Boden von Gregapojee. Fische und Alligatoren. Bevölkerung. Rückkehr nach Ahguay und Aufbruch nach Whydah. Das Zollhaus. Ein Reiseboot. Die Lagune und ihr Ufer. Austerntragende Bäume. Der alte Fährmann. Galgen dreier Verbrecher. Das englische Fort. Herr de Suza und seine Sklaven. Sklavenpreise und Sklavenjagden. Einschiffung der Sklaven. Besuch bei dem Avoga. Ein schlechter Weg. Der Markt in Whydah. Marktsteuer.

Seite.

Kopfsteuer. Strenge Gesetze und deren Folgen. Fetischdienst. Opferfeste. Schlangenanbetung. Die Schlangen-, Feld- und Hauseidechse. Vampyrfledermäuse.

Siebenter Abschnitt 130

Heuschrecken. Die geflügelte Ameise. Ihre gefährlichen Eigenschaften und ihre Wohnungen. Viehstand. Mangel an Handwerkern. Portugisisch-Whydah. Auswanderer aus Sierra Leone. Das englische Fort. Militär. Vielweiberei. Einschiffung von Sklaven. Fahrt nach Porto Sogura. Grejee. Zahliway. Yakasgo. Badaguay. Die Kohlpalme. Waldlandschaft. Porto Sogura. Besuch bei dem Cabozir. Meine Expedition nach dem Haho. Sava. Neugier der Einwohner. Podefo und sein Markt. Kraniche, Pelikane und Alligatoren. Meuterei meiner Bootsleute. Flußpferd. Fischer. Verrath und dessen Bestrafung.

Achter Abschnitt 161

Meine Verlassenheit. Akwoaay, seine Bevölkerung u. s. w. Freundliche Aufnahme bei dem Gadadu. Ein Haus von zwei Stockwerken. Ein riesenhafter Baumwollenbaum. Ctay, eine eßbare Wurzel. Gefräßigkeit der Eingeborenen. Akwoaay's Boden, Manufacturen u. s. w. Die Bewohner von Porto Sogura. Besuch des Cabozirs. Krabbenfang. Große Hitze. Zudringlichkeit der Weiber. Charakter der Eingeborenen. Nächtlicher Besuch. Aberglaube. Affen als Nahrungsmittel. Mangel an gangbarer Münze. Ein Fahrt nach Greejee. Erlegung eines Alligators. Grausamkeit der Eingeborenen gegen Pferde. Rückkehr nach Whydah. Meine Bootsleute. Abenteuer. Ankunft in Whydah. Vorbereitungen zu meiner Reise nach Abomey. Whydahs Umgegend. Meiereien. Auswanderer von Sierra Leone. Eine Kornmühle. Pflanzen und Früchte.

Neunter Abschnitt 188

Salzgewinnung. Eine Trauerbotschaft. Sternschnuppen. Ernten. Aufbewahrung des Getreides. Aberglaube. Don Francisco de Suza. Ein Tornado. Sklavenauction. Strafe für Tödtung von Fetischschlangen. Hundejagd. Diebereien. Ermordung zweier Weiber. Adjito. Ein heftiger Tornado. Mein Diener. Eine amerikanische Brigg. Einschiffung von Sklaven. Haifische. Vorbereitungen zur Reise ins Konggebirge.

Zehnter Abschnitt 203

Abreise nach Abomey. Savay. Torree. Azoway. Parasiten. Aladda. Ein Baumwollenbaum. Atugo. Assewhi. Havi.

Seite.

Eine Schmetterlingschule. Whyhbu. Bauart der Häuser. Gebräuche. Manufacturen. Afrikanische Charakterzüge. Bevölkerung von Whyhbu. Akpway. Ein Sumpfland. Ahgrimmah. Togbado. Heuschreckenschwärme.

Elfter Abschnitt 213

Canamina und seine Bevölkerung. Adawie. Vorbereitungen zum Einzug in die Hauptstadt. Abomey. Gastliche Aufnahme. Besuch des Premierministers. Botschaft vom König. Der Palast. Der Marktplatz. Aufgehängte Verbrecher. Meine Aufnahme beim König. Ceremoniell. Weibliche Soldaten. Kleidung dieser Kriegerinnen. Die Mutter der Weißen. Des Königs Stab. Musterung der Truppen. Fingirter Angriff auf eine Stadt. Des Königs Kriegerinnen. Der Prinz von Aschanti. Des Königs Meinung von England und den Engländern. Prahlerei des Prinzen von Aschanti. Oberoffiziere. Das Weiberheer.

Zwölfter Abschnitt 240

Besuch im königlichen Palaste. Aufnahme von Seiten des Königs. Sein Hofstaat. Der Krieg zwischen den Mahis und Dahomeys. Des Königs Spazierstöcke. Sein Tanz. Eine zweite Revue von Weibertruppen. Hinrichtung von vier Verräthern. Der Bluttrinker. Ein anderer Palast. Des Königs Mutter und Großmutter. Ihr Tanz. Schmuck der königlichen Favoritfrauen. Mein Spiel auf der Maultrommel und mein Tanz mit dem König. Seine Botschaft an die Königin von England. Lächerliche Gebräuche. Criminalgerichtshof in Abomey. Des Königs Charakter. Haussklaverei. Die Sklavenjagd. Militärische Auszeichnungen und deren Folgen. Mangel an natürlicher Zuneigung. Des Königs Aufträge. Ein interessantes Ereigniß. Ein Angriff auf mein Leben. Verhör.

Dreizehnter Abschnitt 271

Abreise nach dem Konggebirge. Meine Schutzwache. Des Königs Weib. Benachbarte Dörfer. Cana. Bobay. Krankheit meines Dieners. Granitblöcke. Zollhaus. Steuern. Otheno. Reisende Kaufleute. Der Azowah. Vernichtung des Schihbutterbaumes. Beschreibung dieses Baumes. Gebirge. Die Ruinen von Managlwa. Zerstörung dieser Stadt durch die Dahomeys. Schöne Landschaft. Märkte. Setta Dean. Der Cabozir und sein Tanz. Setta. Serenade. Versorgung mit Lebensmitteln. Palmöl. Deero. Geschenke des Cabozirs. Der Wittwe Scherflein. Ein unschädlicher Betrug. Beschenkung der Eingeborenen. Soldatentanz. Setta's Lage, Boden, Erzeugnisse und Bevölkerung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Abschnitt.

Abreise. Ankunft in Tanger. Beschreibung dieser Stadt. Ihr Markt. Aufbewahrung des Getreides. Die Einwohner. Die Juden. Eine Judenwohnung. Die Mauren. Früchte und Blumen. Verödung der Stadt. Maurische Marktweiber. Gibraltar. Ersteigung des höchsten Gipfels. Ein Picknick. Reinlichkeit der Einwohner. Ankunft in Gambia. Bathurst. Die Mandingos. Ermordung der Mannschaft der „Margaretha". Kampf des „Couriers" mit Seeräubern. Sierra Leone. Dr. Ferguson. Ein alter Freund und seine Gastfreundschaft. Jagd auf ein vermeintliches Sklavenschiff. Cape-Coast. Gouverneur Hill. Cape-Coast-Castle.

Die Admiralität ließ Befehl ergehen, daß ich nach irgend einem Hafen der westlichen Küste von Afrika freie Ueberfahrt haben sollte, von Lord Stanley erhielt ich Empfehlungsbriefe an die Gouverneure der verschiedenen Niederlassungen am Gambia, auf Sierra Leone und Cape-Coast, worin sie aufgefordert wurden, mir jeglichen in ihren Kräften stehenden Beistand zu leisten, Herr Bandinell im Ministerium der Auswärtigen versah mich mit ähnlichen Schreiben an die verschiedenen Commissariate auf der Küste, und ich rüstete mich hierauf zur Abreise. Von der geographischen Gesellschaft wurde ich mit den nöthigen

Instrumenten zu meinen geographischen Beobachtungen und mit Karten von Afrika ausgestattet, und ich werde nie vergessen, auf welche edelmüthige und zartfühlende Weise man mich mit einer kleinen Summe Geldes versah. Ich wartete daher nur noch auf einen amtlichen Befehl, um mit irgend einem Schiffe, das man mir anweisen würde, abzufahren. Dieser Befehl blieb nicht lange aus, und ich ging an Bord der Kriegsbrigg „Cygnet", Kapitain Layton.

Ich wurde von dem Kapitain und den übrigen Offizieren auf's Herzlichste bewillkommt; nachdem jedoch mein Gepäck an Bord geschafft war, kam ein zweiter Befehl der Admiralität, der mich auf das Dampfschiff Prometheus, Kapitain Hay, versetzte, das mit Geld nach dem Gambia bestimmt war. Mein Gepäck wurde demnach von hier nach jenem Schiffe gebracht, und am Sonntag Nachmittag — es war der sechszehnte Junius 1846 — begab ich mich mit meinem Diener, Wilhelm Stevens, in der Rhede von Spithead, wo die drei Fahrzeuge St. Vincent, Prometheus und Cygnet neben einander vor Anker lagen, an Bord des Dampfers. Mir wurde auch hier von Seiten des Kapitains, Hrn. Hay, des Leutnants M'Gregor und der übrigen Offiziere des Schiffes ein sehr freundlicher Empfang zu Theil.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß Kapitain Johnston mir beistand, einige Kenntniß von dem Sextanten zu

erlangen, und Leutnant Raper mich mit einem Exemplare seines schätzbaren Werkes über praktische Schiffkunde beschenkte. Kapitain Johnston kam außerdem bei Portsmouth an Bord des Prometheus, um den Kapitain Hay zu ersuchen, es mir sowohl, als meinem Diener und meinem Hunde so bequem als möglich zu machen.

In der vierten Morgenstunde des siebzehnten Junius lichteten wir die Anker und nahmen den Cygnet bis zum Hafen von Plymouth in's Schlepptau. Kapitain Hay hatte noch spät am Abend vorher unerwartet Befehl erhalten, nach Tanger und Gibraltar zu fahren, wodurch ich nicht wenig getäuscht wurde, da ich sicher darauf gerechnet hatte, die Insel Madeira und meinen Freund und Landsmann W. Gordon besuchen zu können. Indem ich jedoch auf diese Weise Tanger zu sehen bekam, wo wir am dreiundzwanzigsten anlangten, wurde ich für diese Täuschung vollkommen entschädigt. Unser Kapitain hatte Depeschen an den Gouverneur, und es war mir daher Gelegenheit geboten, auf einige Stunden an's Land zu gehen.

Bei der Landung wurde ich von mehren Juden und Mauren aufgehalten, die sich erboten, mir die Stadt und den Markt zu zeigen, da gerade heute — es war Sonntags — ihr Hauptmarkttag war. Die Stadt Tanger ist nach dem Meere hin stark bevestigt, auf der Landseite aber gänzlich wehrlos; die Häuser sind meist viereckig und

mit ziemlich flachen Dächern versehen, während die ganze Stadt auf einem steilen, dem Meere zugekehrten Abhange erbaut ist. Ihre Straßen sind unregelmäßig. Die Hauptstraße läuft von der Bai oder dem Landungsplatze aus, in dessen unmittelbarer Nähe das Zollhaus steht. Sie ist ungefähr eine (englische) Viertelmeile lang, krumm und sehr schlecht gepflastert, aber auf beiden Seiten mit Kaufläden versehen. Diese Straße führt durch den Mittelpunkt der Stadt nach der äußeren Mauer, hinter welcher der Markt gehalten wird. Der Marktplatz ist eine Vertiefung unmittelbar hinter der Stadt, aber ohne alle Umfriedigung. Er schien mit Vieh und Fleisch reichlich versorgt zu sein. Man kauft hier das Pfund Fleisch für anderthalb Pence; doch muß für jeden Artikel, der aus der Stadt geht, wenn er nicht für die britische Flotte bestimmt ist, eine Abgabe bezahlt werden. Früchte und Gemüse sind ebenfalls sehr billig; von neuen Kartoffeln, die zu dieser Jahreszeit besonders gut sind, verkauft man den Scheffel für einen Schilling, und von großen Orangen zwölf für einen Penny. Es gab hier eine große Anzahl von Pferden, Kameelen und Eseln, auf welchen man die Waaren herbeibringt, sowie zum Verkauf bestimmte Ochsen, Schafe und Ziegen. Ich bemerkte sehr viel Geflügel, wovon man das Dutzend für einen Dollar verkaufte. Die Art, wie man das Getreide unterbringt, im Fall es nicht verkauft wird, ist sehr einfach. Man gräbt

an dem Theile des Marktes, der zum Getreideverkauf bestimmt ist, vier bis fünf Fuß breite und eben so tiefe Löcher, in welchen man das Korn bis zum nächsten Markttage aufbewahrt. Diese Gruben werden mit Holz bedeckt und, nachdem das Getreide oder andere Waaren hineingelegt sind, von dem Marktaufseher, der zugleich für alle Artikel die Preise bestimmt, unter Siegel gelegt.

Die fremden Einwohner bestehen aus verschiedenen Racen, hauptsächlich aus Franzosen, Spaniern, Portugiesen und Engländern; von den Letzteren gibt es am wenigsten; ihre Zahl beschränkt sich nur auf Diejenigen, welche zum englischen Consulat gehören. Die zahlreichsten hingegen sind, mit Ausnahme der eingeborenen Mauren, die Franzosen und Juden, und der Charakter der letzteren ist derselbe wie in allen Ländern, wo ich ihnen begegnet bin. In dem Augenblick, wo man den Fuß an's Ufer setzt, wird man von einem Heer von Juden und Mauren überfallen, die sich beeifern, den Fremden in ihre Häuser zu führen, damit er mit ihnen handle. Die Juden sind gewöhnlich am glücklichsten, weil sie mehr Bildung haben als die Mauren; sie sprechen Englisch und mehre andere Sprachen, und die meisten Mauren, die Englisch oder Französisch verstehen, werden von ihnen dazu benutzt, Fremde ins Haus zu bringen. Sehen sie, daß man über ihre Zudringlichkeit die Geduld verliert, so wird man eingeladen, in ihr Haus zu treten und ein Glas Wein mit

ihnen zu trinken. Handelt man mit ihnen, so geben sie ein, wohl auch zwei Glas zum Beßten, aber man kann darauf rechnen, daß in dem Preis der verkauften Waare die Zeche mit eingerechnet ist. Kauft man nichts, so haben sie sicherlich weder Wein noch Branntwein im Hause, oder derselbe ist so schlecht, daß sie ihn nicht empfehlen können. Im Ganzen sind sie jedoch den Mauren vorzuziehen. Hat man Geld, so wird man von ihnen mit großer Artigkeit behandelt.

Ihre Häuser zeichnen sich durch Reinlichkeit aus, und ihr Anzug ist schlicht und anmuthig. Männer und Frauen kleiden sich in maurische Tracht und sitzen selten anders als auf einer Matte. Bei meinem Eintritt in eine jüdische Wohnung fand ich in einem Vorsaal zur Linken die Tochter des Bewohners sehr eifrig mit Nähen beschäftigt. Sie war unstreitig das schönste und anmuthigste Weib, das ich je gesehen hatte, und zeigte sich schnell bereit, mir die Hand zu schütteln. Auf der anderen Seite der Vorhalle lag ein Haufen Weizen. Letzterer war ohne Zweifel zum Verkauf bestimmt, und Erstere wahrscheinlich für Freier ausgestellt Ein inneres Gemach betretend, wurde ich der übrigen Familie vorgeführt, sie bestand aus fünf Gliedern, die alle äußerst reinlich gekleidet waren. In einem Winkel dieses Zimmers stand ein junger Mann von zwanzig Jahren, wie es schien, ein Maure, der wie ein englischer Hausirer Waare auf Waare zum Verkauf

auslegte. Unter den feilgebotenen Gegenständen gab es französische und spanische Baumwollenwaaren, Saffianpantoffeln von verschiedenen Mustern, schön gestickte seidene Gürtel und Frauenbeutel in prächtigen Mustern, von verschiedenfarbigem, meist aber grünem oder rothem Sammet und ebenfalls mit sehr schönen Goldstickereien.

Ich bemerkte während meines kurzen Aufenthalts in Tanger nur zwei Gewerbe — Schuh- und Büchsenmacherei. Die Büchsenmacher zeigten im Verhältniß zu ihren plumpen Werkzeugen sehr viel Kunstfertigkeit. Von der Reinlichkeit der Mauren läßt sich im Vergleich zu den Juden nicht viel Rühmliches sagen. Ihre Straßen sind sehr schmuzig; man sieht hier Schafschädel, Hörner und andere Theile verschiedener Thiere herumliegen, und auf den äußeren Gränzen des Marktplatzes findet man eine Menge todter Hunde und junger Kätzchen, die man hierher schafft und hier elendiglich umkommen läßt, denn man ist nicht menschlich genug, sie auf andere Weise zu tödten.

Ich hatte Gelegenheit, den sehr geschmackvoll angelegten Garten des schweizerischen Consuls zu besuchen; er ist sehr reich an Fruchtbäumen, und ich bemerkte darunter sehr schöne Orangen, Citronen und Feigen. Es gibt hier auch einen Begräbnißplatz für Christen aller Völker, und mein maurischer Führer zeigte mir die Gräber einer englischen Familie, aus Vater, Mutter und zwei Kindern

bestehend, die von den Mauren beraubt und ermordet worden waren.

Es wurde mir von mehren Einwohnern gesagt, daß es für einen Fremden gefährlich sei, sich mehr als einige Meilen von der Stadt zu entfernen, er sei denn von einem berittenen Soldaten begleitet, der ihm vom Gouverneur beigegeben wird und für den Tag einen Dollar erhalten muß.

Der Cactus wächst hier wild und in riesenhafter Größe, obgleich es in unmittelbarer Nähe der Stadt wenig Vegetation gibt. Von niedrigen Gewächsen bemerkte ich vorzugsweise Orangen-, Citronen- und Safranbüsche und einige große Aloen. Der Ort scheint sehr arm zu sein, doch läßt sich aus dem, was ich hörte, wohl schließen, daß der Handel einige Zeit früher, ehe ein großer Theil der Juden wegen der im Lande herrschenden Unruhen sich wegwendete, in weit blühenderem Zustande gewesen sei. Die Einwohner erwarten jetzt stündlich die Blockade der Franzosen. Gegenwärtig liegt bei der Stadt eine spanische Fregatte, und nachdem wir am Morgen den Anker ausgeworfen, kam ein französisches Kriegsdampfschiff an und ankerte neben dem Prometheus.

Die Juden machen hier gute Geschäfte mit dem Einwechseln englischen Geldes; sie nehmen vom Souverain drei Schillinge und in Gibraltar zwei — ein bedeutender Nachtheil für englische Reisende.

Maulthiere und Esel scheinen vorzugsweise als Lastthiere benutzt zu werden. Die maurischen Marktweiber geben sich durch ihre Kleidung ein wunderliches Ansehn; dieselbe besteht aus einer dickwollenen Decke, welche die ganze Gestalt und das ganze Gesicht verhüllt, und indem man diese Gestalten langsamen Schrittes dahin schreiten sieht, könnte man sie — wären die Gewänder nicht buntfarbig — fast für Begleiterinnen eines Leichenzuges halten. Die Männer sind gewöhnlich groß und muskelkräftig, obgleich nicht fleischig, und strenge Mohammedaner.

Um sechs Uhr Abends lichteten wir die Anker und erreichten um neun Uhr Gibraltar. Ich war höchlich erfreut, diesen Ort besuchen zu können, der in der That zu den Wundern der Welt gehört. Wir überbrachten Depeschen von dem Consul von Tanger an den Gouverneur Sir Robert Wilson. Am folgenden Tage, dem vierundzwanzigsten Junius, begab ich mich an's Land, um diesen uneinnehmbaren Felsen zu besichtigen; aber es wäre Anmaßung, wollte ich eine Beschreibung desselben versuchen, nachdem dieß bereits von begabteren Federn geschehen ist; ich will nur die Aufnahme schildern, die ich und zwei junge Männer vom Prometheus bei einigen Einwohnern fanden, und thue dieß hauptsächlich in der Absicht, um jenen Vorurtheilen, welche zuweilen von Seiten der Engländer gegen sie gehegt werden, hiermit entgegenzutreten. Auch ich hatte in der That eine ganz

andere Meinung von den Spaniern gehabt, als sie meiner Erfahrung nach verdienen.

Es war meine Absicht, den höchsten Gipfel dieses furchtbaren Felsens zu erklimmen. Ich stieg daher einen im Zickzack laufenden Pfad hinan, der an mehren starken, die Stadt und die Bai bestreichenden Batterieen vorüberführte. Auf halbem Wege zum Gipfel stießen wir auf eine große zigeunernde Gesellschaft (wie man sie in England genannt haben würde), die am Eingange einer geräumigen Höhle, vor welcher, wie es schien, theils durch die Natur, theils durch Kunst eine Art Plattform gebildet war, zum Andenken an den heiligen Johannes einen Festtag feierten. Da diese Plattform die Stadt und den Hafen beherrschte, so hatte sie ehemals ohne Zweifel als Stückbettung gedient. Die ungezwungene, heitere und edle Art, womit wir von der ganzen Gesellschaft empfangen wurden, überraschte mich. Es waren ungefähr hundert Männer und Frauen mit mehren Kindern. Sie luden uns mit herzlicher Freundlichkeit ein, an ihren Erfrischungen Theil zu nehmen, womit sie reichlich versehen waren. Ihre Tafel war eine fein geflochtene Matte, die am Eingange der Höhle ausgebreitet lag, welche in der Mitte ungefähr zehn Fuß hoch und zwanzig Fuß weit ist. In der Mitte ihrer Mündung steht eine Basaltsäule, ähnlich den Säulen der Fingalshöhle. Von dieser Höhe übersahen wir die Stadt und ihre schöne, mit Schiffen besetzte Bai, unter welchen

wir die Dampfer „Warspite“, „Vesuvius“ und „Prometheus“ bemerkten. Die Städte auf dem jenseitigen Ufer der Bai lagen deutlich vor uns, und die Umgegend mit ihren majestätischen Bergen bildete ein glänzendes Schauspiel.

Die Munterkeit und Gastfreundschaft des geselligen Kreises, in welchen wir hier gerathen waren, flößten mir eine sehr günstige Meinung von den Bewohnern Gibraltars ein. Wenn die anderen Spanier ihnen gleich sind, so rechne ich sie zu den fröhlichsten und glücklichsten Menschen der Erde. Nachdem wir etwas Wein und einige andere Erfrischungen genossen, wurden wir aufgefordert, an einem Tanze Theil zu nehmen, und gefragt, ob wir einen englischen oder spanischen Tanz beliebten. Die Frauen zeigten in beiden eine bewundernswürdige Grazie, welche durch ihre einfache und anmuthige Kleidung und ihre schönen Gestalten, wodurch sie entschieden jedes andere mir bekannte Volk übertreffen, bedeutend hervorgehoben wurde. Ihre kleinen Füße, die Geschmeidigkeit ihrer Bewegungen und ihr ungekünstelt natürliches Wesen verdienen Bewunderung. Das dunkle Haar, das in zwei zierlichen Flechten im Nacken hing, während auf beiden Seiten mehr am Auge eine kleine, dicht an die Schläfen gedrückte Locke sich ringelte, die dunkeln, aber ausdrucksvollen Augen und die schönen Züge erinnerten mich an Byron's Schilderungen. Ebenso überraschte mich ihre Enthaltsamkeit; die Frauen trinken weder Wein, noch andere geistige Getränke,

ausgenommen bei Tische, und auch dann selten ohne Wasser. Die Männer sind sehr höflich und gefällig und fast eben so enthaltsam, wie die Frauen. Es war zwar Feiertag, aber ich bemerkte nicht einen einzigen Berauschten. Nachdem man zu unserer Unterhaltung mehre Tänze aufgeführt, schlugen wir vor, den Gipfel zu ersteigen, und augenblicklich war die ganze Gesellschaft bereit, uns zu begleiten. Man rüstete sich daher ohne Zögern zum Aufbruch; die Esel wurden gesattelt und mit Körben oder Wiegen für die jüngsten Kinder belastet. Als Alles vorbereitet war, ließ der Anführer der Gesellschaft sein „Marsch!" erschallen, und voran gingen zwei junge Männer, die Guitarre spielten.

Der Pfad wurde trotz seiner rauhen und steilen Beschaffenheit schnell erstiegen, und Frauen und Kinder gingen am Rande tiefer Abhänge hin, ohne die mindeste Furcht zu verrathen. Nach einer ziemlich ermüdenden Wanderung erreichten wir den Gipfel einer der zwei höchsten Kuppen, auf welchem sich eine Warte und eine starke Batterie befinden. Indem man hier über die Brustwehr schaut, bietet sich ein wahrhaft schaudererregender Anblick dar, denn der Felsen erhebt sich von seinem Fuße bis zum Gipfel vollkommen senkrecht.

Wir ruhten eine Viertelstunde und gingen dann weiter, bis wir den Pfad erreichten, der zum zweiten Gipfel hinanführt, und in zwanzig Minuten waren wir

zu dem auf dem höchsten Punkte liegenden Signalhause emporgestiegen. Unter den hier stationirten Artilleristen fand ich einen Landsmann, M'Donald von der Insel Sky. Er ist Sergeant oder Oberfeldwebel der Artillerie und hat die Erlaubniß, Wein und andere Getränke zu verkaufen. Ich wollte hier die Gesellschaft bewirthen, aber die Frauen weigerten sich, etwas Anderes als Wasser anzunehmen, und die Männer ließen sich nicht bewegen, mehr als ein Glas Wein oder Porter zu trinken. Nachdem die jüngeren Frauen einige Lieblingstänze aufgeführt, stiegen wir wieder bis zum Eingang der Höhle hinab, wo wir abermals eine kurze Rast hielten. Hier wurde auf's Neue getanzt und, nachdem die Matte wieder ausgebreitet war, ein sehr üppiges Mahl aufgetragen. Mittlerweile rückte der Abend heran, und wir mußten nun mit innigem Bedauern von dieser glücklichen und höchst angenehmen Gesellschaft Abschied nehmen.

Während wir am folgenden Tage die nöthigen Kohlen einnahmen, hatte ich Gelegenheit, die verschiedenen Theile der Stadt zu besuchen, die unter einer sehr strengen Herrschaft zu stehen scheint. Jedes Haus wird vor zehn Uhr Vormittags von der Polizei untersucht, ob es durchaus gereinigt ist. Selbst die ärmsten Einwohner zeichnen sich durch Reinlichkeit aus. Ihr Linnen ist ausnehmend sauber.

Am fünfundzwanzigsten lichteten wir die Anker, und ich schied von Gibraltar mit Bedauern. Von unserer

Fahrt nach dem Gambia habe ich nichts Bemerkenswerthes zu berichten. Es war treffliches Wetter, und ich wurde von allen Offizieren und besonders vom Kapitain Hay mit einer Gefälligkeit behandelt, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Als der Kapitain hörte, daß ich mein Teleskop vergessen hätte, versah er mich sehr freundlich mit einem trefflichen Taschenfernrohre.

Am sechsten Julius erreichten wir den Gambia und ankerten zwanzig Minuten nach acht Uhr Abends vor der Stadt Bathurst. Um fünf Uhr Vormittags begab ich mich in Gesellschaft unser Proviantmeisters an's Land und besuchte mehre europäische Kaufleute und Beamte, sowie den Gouverneur, dem ich Briefe überbrachte. Ich wurde von Allen mit großer Freundlichkeit behandelt, besonders von Herrn Quin, der sich viel Mühe gab, mir alle Sehenswürdigkeiten Bathursts zu zeigen.

Diese Niederlassung ist nicht sehr groß; die Häuser sind gut und für ein warmes Klima sehr zweckmäßig gebaut. Hinter der eigentlichen Stadt gibt es eine bedeutende Anzahl dicht neben einander stehender kegelförmiger Hütten. Im Ganzen scheint Bathurst zum Handel gut geeignet und eines bedeutenden Aufschwunges fähig zu sein. Es befindet sich, soviel ich urtheilen konnte, in gedeihlichem Zustande und wird des Handels wegen fleißig von Mandingos besucht, die sich von allen anderen Neger-

stämmen sehr leicht unterscheiden lassen, denn sie sind lang und hager, sehr thätig und sehr schwarz. Ihre Haut ist offenbar nicht so feucht als die der anderen Afrikaner, ihr Kopf aber hat eine ganz eigenthümliche Gestaltung, indem er von der Stirne aufwärts, längs dem Wirbel, spitz zuläuft. Da eben Saatzeit war, so gab es wenig Früchte; einige Bananen, Kokusnüsse, Erdnüsse und dergleichen waren Alles, was man bekommen konnte.

Wir hörten hier von der auf der Insel Arguin stattgefundenen Ermordung der Schiffsmannschaft des „Couriers", der am neunundzwanzigsten April 1844 von London abgefahren war. Es scheint, daß man am neunzehnten Mai etwas nördlich vom Cap Blanco Land erblickte, am zwanzigsten um das Cap herumfuhr und in die Bai von Arguin lief, als das Schiff plötzlich in eine Untiefe von nur zwei Faden Wasser gerieth. Der Kapitain befahl augenblicklich Ruder hart an Backbord, aber ehe das Schiff umlegen konnte, war es um drei Uhr Nachmittags bei Hochwasser und Springfluth auf den Grund gefahren. Es wurden sogleich funfzig Tonnen Ballast über Bord geworfen, und als es am nächsten Tage um zwei Uhr wieder flott geworden war, wurde der Obersteuermann mit dem Bleiloth vorausgesendet, aber er mußte wegen der Unrichtigkeit der Karten häufig ankern. Er ankerte, durch die hohlgehende See genöthigt, während der Nacht mit dem großen Boote unter der Insel; als er aber, im Begriff, zum Schiffe zurück-

zukehren, um die Landspitze fuhr, sah er zwei Eingeborene und einen Weißen herbeikommen. Der Weiße rief das Boot in englischer Sprache an. Man kehrte zurück, um den Landsmann einzunehmen, worauf die Eingeborenen ihn unbarmherzig mit Knütteln schlugen. Einer von den Engländern holte schnell eine Flinte aus dem Boote, und indem er sie anlegte, suchten die beiden Eingeborenen das Weite. Der Obersteuermann und seine Leute erfuhren hierauf von dem unglücklichen Engländer, daß die Barke „Margaretha" aus London im vorigen Mai auf derselben Stelle geplündert, daß fast die ganze Mannschaft entweder ermordet oder gefangen genommen worden sei, und daß außer ihm selber noch vier andere zu jenem Schiffe gehörige Leute unter schweren Drangsalen auf der Insel lebten.

Als der Befehlshaber des „Couriers" von diesem Vorfall hörte, beschloß er, seine Landsleute zu befreien, und machte zu diesem Zwecke Vorschläge, auf welche man einging; nachdem aber die Eingeborenen Das, was sie verlangten, erhalten hatten, stellten sie eine zweite und dritte Forderung und zwangen endlich die Schiffsmannschaft, indem sie auf dieselbe feuerten, sich mit Zurücklassung ihrer Habe in das Boot zu retten. Das Boot des „Couriers" war mit einer kleinen Kanone versehen, die bei dieser Gelegenheit abgefeuert wurde; aber indem sie leewärts zurückprallte, wurde einer von den Leuten

erschossen; er fiel in derselben Richtung, das mit zehn Mann besetzte Boot schlug um, und Alle ertranken oder wurden getödtet. Die Eingeborenen nahmen dann von dem Boote Besitz und ruderten damit an die Seite des „Couriers", um ihn zu plündern, als der Kapitain im günstigen Augenblick ein Geschütz abfeuerte und das Fahrzeug zerstörte. Hierauf ließ er so schnell als möglich sein Ankertau fahren und segelte mit nur vier Mann nach dem Gambia, wo ich ihn traf.

Es drängt sich mir hierbei der Gedanke auf, daß sich viele Kapitaine von Kauffahrern auf Kosten ihrer Patrone großen Gefahren aussetzen, ohne irgend einen anderen Zweck als den, sich einen Namen zu erwerben. Hätte sich der Kapitain des „Couriers" nach dem Gambia gewendet und den dortigen Behörden Nachricht gegeben, so wäre ohne Zweifel ein Kriegsschiff nach Arguin abgesendet und die Mannschaft der „Margaret" befreit worden. Sollte der Guanohandel von Arguin zu einer gewinnreichen Speculation werden, so müßte die Regierung einen dauernden Schutz gewähren

Man ist allgemein der Meinung, daß der Kaiser von Marocco von diesen Räubereien Kenntniß habe; wenn dieß der Fall ist, warum macht man ihn dann nicht dafür verantwortlich, indem man ihm bei jeder von seinem Volke verübten Gewaltthätigkeit gegen britisches Eigenthum ein Stück seines Gebietes wegnimmt? Befolgte

die französische Regierung dieselbe Maaßregel, dann würde all' solchen Räubereien bald ein Ziel gesetzt sein.

Am achten Julius um zwei Uhr Nachmittags segelten wir vom Gambia nach der Küste Sierra Leone und ankerten am elften Abends bei Freetown, dicht neben dem „Albert", meinem alten Schiffe von der unglücklichen Nigerexpedition. Am zwölften Morgens begab ich mich an's Land, um meine Empfehlungsbriefe abzugeben, und fand allerseits die herzlichste Aufnahme. Dr. Ferguson, ein trefflicher Mann, war damals Gouverneur. Ich traf hier zu meiner freudigen Ueberraschung meinen alten Freund, Dr. Oldfield, höchst behaglich angesiedelt. Er hatte viele Jahre während meiner militärischen Laufbahn zu meinen vertrautesten Freunden gehört und war noch immer Derselbe, noch immer im Besitz desselben wackeren Herzens. Ich erhielt mehre gastfreundliche Einladungen, aber ich nahm nur die meines Freundes Oldfield an, der mir während meines Aufenthalts gütig sein Haus öffnete und mir zu Ehren zwei große Gastmahle gab. Mit gleicher Aufmerksamkeit stellte er mir für die Zeit meines Verweilens an diesem Orte ein treffliches Pferd zur Verfügung, denn er hat vier der beßten Pferde in der ganzen Kolonie. Ich wäre undankbar, wollte ich je seiner Güte vergessen. Die Gegend ist schön, aber ich sollte meinen, sie würde durch eine etwas ausgedehntere Lichtung um Vieles gesünder werden.

Am siebenzehnten richteten wir unsern Lauf nach Cape-Coast, und am einundzwanzigsten wurde von unserem Steuerbord ein Segel verkündet, das seinem Aussehen nach ein Sklavenschiff war. Die ganze Mannschaft erwartete ungeduldig eine Prise, und man suchte alle Gläser und Fernröhre hervor, um das Schiff näher zu beobachten. Es änderte zweimal seinen Lauf, wodurch es unseren Verdacht bestärkte; wir ließen daher so schnell als möglich unsere Dampfmaschine in Bewegung treten, indem wir uns vorher nur unter Segel befunden hatten, und waren in fünf Minuten in voller Jagd begriffen. Wir hatten ihm bald den Vortheil abgewonnen, obgleich es alle Segel aufsetzte, und in anderthalb Stunden waren wir an seiner Seite. Alle seine Kanonen waren an die geöffneten Stückpforten geführt, und jeder Mann war auf seinem Posten. Aber wir sahen zu unserer großen Täuschung, daß das vermeintliche Sklavenschiff eine französische Brigg von zehn Geschützen war, die sich in so schmuzigem Zustande befand, daß wir sie nimmermehr für ein Kriegsschiff gehalten hätten. Sie nannte sich „Eglantine".

In der zehnten Morgenstunde desselben Tages ankerten wir bei Cape-Coast, und am Morgen des zweiundzwanzigsten begab ich mich an's Land und in das Fort, um dem Gouverneur meine amtlichen Schreiben von Lord Stanley zu überreichen; ich vernahm jedoch von dem

Secretair, daß Se. Excellenz, Gouverneur Hill, noch nicht aufgestanden sei. Ich besuchte dann einen Kaufmann, Namens Hutton, an welchen ich Empfehlungsbriefe hatte. Er nahm mich freundlich auf und wies mir und meinem Diener eine elegant eingerichtete Wohnung an, indem er mir zu gleicher Zeit versicherte, daß mir Alles in seinem Hause mit Vergnügen zu Diensten stände. Hiernach ging ich wieder zum Gouverneur und übergab ihm Lord Stanley's Schreiben, worauf er meinem schwierigen Unternehmen einen glücklichen Erfolg wünschte, aber mit keinem Worte danach fragte, wo ich zu bleiben gedächte, oder ob ich mein Gepäck hätte an's Land schaffen lassen, oder ob ich bereits untergebracht sei. Nachdem ich jedoch das Fort in Augenschein genommen, schätzte ich mich glücklich, einer solchen Wohnung oder vielmehr Einkerkerung entgangen zu sein. Gouverneur Maclean schien bei seinem Abgang all' sein Hausgeräthe mitgenommen zu haben, und es waren nur die nackten Wände sowie einige ganz gewöhnliche Stühle und Tische für die Zimmer des Gouverneurs zurückgeblieben. Ja das ganze Fort von Cape-Coast ist einem Gefängniß ähnlicher als so manches Gefängniß in England.

Zweiter Abschnitt.

Fieberanfall. Tod meines Dieners. Herr Hutton und seine Bauunternehmungen. Trägheit der Eingebornen. Billige Lebensweise. Die Fantis. Ihr Aberglaube. Ihre Feste. Ihre Musik. Rum, ihr Lieblingsgetränk. Todtenfeier und Begräbnißart. Das Königsfest. Der König. Meine Aufnahme bei ihm. Fetischhäuser. Trauerfeierlichkeiten. Verkäufliche Kinder und Frauen. Das Yamsfest. Die Fantis, der häßlichste Afrikanerstamm. Ihre Nachahmungsfertigkeit. Wilde Thiere. Der Pataku. Granit und Sandsteine. Die niederländische Ansiedelung Elmina. Zustand des Ackerbaues. Ungeheuere Hitze. Botschaft an den König der Aschantis. Rinder. Mangel an Handwerkern. Ermordung eines Aschantiweibes.

Ich war so glücklich, die beßte Wohnung auf Cape=Coast inne zu haben, und verweilte hier bis zum Eintritt der zum Reisen geeigneten Jahreszeit und bis zu meiner Genesung von dem Klimafieber, an welchem ich einige Tage nach meiner Ankunft erkrankte und dem mein armer Diener leider erliegen mußte. Er starb trotz aller Pflege am vierten August 1844, zu einer Zeit, wo ich selber so krank war, daß mich Herr Hutton erst vier Tage später von diesem Vorfall in Kenntniß setzen ließ. Von meiner eigenen Krankheit weiß ich, so ernstlich sie auch war, fast

so viel wie nichts, denn ich lag fast die ganze Zeit über im Schlafe. Der frühere Gouverneur Maclean, der damals Cape-Coast noch nicht verlassen hatte, erwies sich ungemein gütig und aufmerksam gegen mich. Sein Abgang wurde sehr betrauert, da er besonders zu Gunsten der Kaufleute gewirkt hatte.

Herr Hutton baute während meines Aufenthalts zwei schöne Häuser, eines in Cape-Coast und ein anderes zwei Meilen nördlich auf einer Waldstätte mit schöner Aussicht auf einen Salzsee und auf das Meer bei Elmina.

Es ist in diesem Lande, wo Handarbeit nöthig ist, ungemein schwierig, Leute zu finden, die sie gehörig verrichten. Ich bin zwei Monate lang Augenzeuge solcher Unternehmungen gewesen und habe dabei Gelegenheit gefunden, den Charakter und die Gewohnheiten der Eingeborenen von Cape-Coast hinlänglich kennen zu lernen.

Herr Hutton beschäftigte zur Zeit meiner Ankunft gegen hundert Leute, und ich kann mit gutem Gewissen versichern, daß fünfzehn Engländer in einer bestimmten Zeit mehr gearbeitet haben würden als diese hundert Fantis. Es sind dieß ohne Ausnahme von allen Afrikanern, die ich gesehen habe, die trägsten und schmuzigsten, und sie scheinen in jeder Hinsicht an Leib und Seele ihren Nachbarn, den Aschantis, nachzustehen. Ihr Verstand ist über alle Begriffe schwerfällig, und wenn sie nicht fort-

während beaufsichtigt werden, so legen sie sich müßig zur Ruhe. Selbst wenn man einen von ihnen als Aufseher anstellt, wird er eben so faul sein wie die anderen. Von einem Gewissen scheinen sie keinen Begriff zu haben

Vor einiger Zeit hatte Herr Hutton seine Arbeiter mit Schiebkarren versehen, in welchen sie die Steine aus dem Steinbruche nach dem Hause fahren sollten, an dem sie arbeiteten; aber statt den vollen Karren zu fahren, setzten sie ihn auf ihren Kopf, indem sie erklärten, es sei eine schwerere Arbeit, ihn zu schieben, als zu tragen. Sie gehen eine Meile weit nach dem Steinbruche und kommen vielleicht ihrer zwanzig zurück, Jeder mit einem nicht mehr als neun Pfund schweren Stein auf dem Kopfe. Auf diese langweilige Weise betreiben sie ihre Bauarbeit, und es möchte schwer sein, sie von ihrer Weise abzubringen. Da sie fast umsonst leben können, so arbeiten sie nur, um sich Dinge zu erschwingen, die bei ihnen für Luxusartikel gelten, wie Rum, Taback und ein „Aatum", das Stück Zeuch, welches sie um ihren Leib binden. Sie können den Tag über für einen Penny von Yams- und Maniokwurzeln und Fischen leben, die hier ungemein billig sind. Dieser Penny und dann und wann ein Schilling, wird von einer ihrer Frauen verdient, deren sie zuweilen mehre haben. Das Weib geht, ein festgebundenes Kind auf dem Rücken tragend, in den Busch und bringt auf ihrem Kopfe ein Bündel Holz zurück, das sie in der Stadt verkauft.

Alle Arbeit wird von den Frauen verrichtet, während ihre trägen Männer rauchend vor ihren Hütten liegen.

Die Fantis sind sehr abergläubig, und fast täglich hält der eine oder andere Haufe einen Fetischdienst*), um entweder irgend einer Angelegenheit, bei welcher sie betheiligt sind, ein glückliches Gedeihen zu sichern, oder um einen Menschen, der vielleicht die Wirkung ihres Fetisches vereitelt hat, mit einem Fluche zu belegen. Wenn z. B. Jemand krank wird, so ruft der Oberfetischmann all' seine Verwandten zusammen, um durch den Fetisch zu erfahren, ob der Kranke genesen werde; hat der Fetisch dieß verneint und gelingt es zufällig einem Arzte, eine glückliche Kur zu machen, so wird dieser mit einem Fluche belegt, weil er den Fetisch zum Lügen veranlaßt hat. In Cape-Coast besteht der Fetisch zuweilen aus einem Bündel, wie eine Kinderpuppe zusammengebundener Lumpen; zuweilen wird auch ein ziemlich plumpes, kleines Thonbild, das einige Aehnlichkeit mit einer Menschengestalt hat, am Wege oder irgend an einem öffentlichen Platze aufgestellt. Diese Bilder oder Fetische bleiben häufig vierzehn Tage oder drei Wochen unangetastet auf derselben Stelle.

Die Eingeborenen haben im Laufe eines Jahres eine bedeutende Anzahl von Festtagen, und diese werden von dem Volkshaufen mit so furchtbarem Lärm gefeiert, daß

*) Fetisch ist verderbt aus dem portugiesischen „feitiço", Zauberei, Beschwörung.

es dann in der Stadt nicht auszuhalten ist. Sie bedienen sich einer Art Trommel, „Tenti“ oder „Kinkasi“ genannt, die ungefähr vier Fuß Länge und einen Fuß im Durchmesser hat und von einem Manne in horizontaler Lage auf dem Kopfe getragen wird, während ein Anderer, der hinter ihm hergeht, fortwährend und ohne alles Zeitmaß, wie ein Schmied auf seinen Ambos, darauf losschlägt. Diese ungeheuere Trommel wird von Hörnern und langen hölzernen Pfeifen begleitet, deren Töne dem Gebrüll von Ochsen gleichen. Die Procession zieht fast den ganzen Tag durch die Straßen und unterhält ein unregelmäßiges Flintenfeuer. Bei all' diesen Gelegenheiten wird entsetzlich viel Rum getrunken, wovon das Nößel nur drei Pence kostet. Wenn irgend Jemand von Bedeutung gestorben ist, so versammeln sich die Verwandten und Nachbarn vor seinem Hause und trinken und rauchen, schreien und schießen den ganzen Tag hindurch, während ein Glied der Familie jedesmal einen Hund opfert, um dem Verstorbenen eine glückliche Himmelfahrt zu verschaffen. Im Fall Niemand von den Hinterlassenen einen Hund im Besitz hat, so macht ein Haufe von ihnen einen Ausfall und tödtet den ersten beßten, der ihm in den Weg kommt.

Auch ihre Begräbnisse sind mit sehr abergläubigen Gebräuchen verknüpft, und sie begraben den Todten häufig mit seinen goldenen Ringen und Angehängen, so daß die Gräber ihres werthvollen Inhalts wegen nicht selten wieder

geöffnet werden. Ein Vorfall dieser Art ereignete sich während meines hiesigen Aufenthalts. Die verwittwete Mutter eines Mulatten, Namens Browe, der bei der letzten Nigerexpedition auf dem Dampfschiff „Albert" als Dolmetsch gedient hatte, starb in Folge eines Schlages, den sie von einem jüngerern Sohne erhielt. Der ältere Bruder, der durch seine Lebensweise in sehr beschränkte Umstände gerathen war, ließ die Mutter in dasselbe Grab bringen, in welchem bereits eine ihre Töchter lag, die man mit all' ihren Schmucksachen begraben hatte. Browe gab vor, es sei Brauch, daß die Mutter zu unterst liege, und so wurde die Schwester wieder ausgegraben und dabei ihres Schmuckes entkleidet, den der Bruder wahrscheinlich besser anzuwenden wußte, als wenn er den Würmern überlassen geblieben wäre.

Zu Ehren des Königs von Cape=Coast findet alljährlich eine vierzehntägige Feierlichkeit statt, während welcher Zeit es keinem seiner Unterthanen erlaubt ist, ein Gewehr abzufeuern, oder ein Kin=Kast zu rühren, und auf den Straßen und öffentlichen Plätzen bei Todesstrafe weder Hunde noch Schafe noch Ziegen sich blicken lassen dürfen. Dieses Fest wird erträglich gefeiert; aber obgleich während der ganzen Zeit König Agray's schwarze Flagge weht, so bin ich doch vest überzeugt, daß er diesen lächerlichen Brauch, mehr um seinem Volke zu genügen, als aus eigenem Antriebe bestehen läßt, denn er ist ein sehr

verständiger, ehrwürdiger alter Mann, von sehr feinen Sitten und voll der beßten Gesinnungen gegen die Engländer. Er wird von allen hier angesiedelten Kaufleuten eben so sehr geehrt, wie von seinen Unterthanen, und scheint jede Bemühung der Engländer, sein Volk zu sittlichen und zu heben, bereitwillig zu unterstützen. Von Person ist er ein langer, hagerer, aber muskelkräftiger Mann, obgleich er schon siebenzig Jahre zählt.

Vor einigen Tagen hatte mir einer seiner Boten sehr eilig die Nachricht überbracht, daß mich Se. Majestät an diesem Tage in der Uniform des ersten Leibgarderegiments zu sehen wünsche. Ich war kurz vorher ersucht worden, die zu einer Uebung ausrückende Besatzung von Cape-Coast in Uniform zu begleiten, und zehn Minuten später hatte der König hiervon Kunde erhalten. Er hat, wie die anderen Könige dieses Landes, seine Spione, die ihm alle, wenn auch noch so unbedeutenden Neuigkeiten überbringen.

Seine Majestät empfing mich mit all' der Artigkeit eines englischen Hofmanns. Nachdem wir uns niedergelassen, legte er mir mehre wichtige Fragen vor, und als ich dann auf seinen Wunsch das Reitersäbelexercitium vor ihm ausführte, bemerkte er die neuesten Abänderungen in dieser Uebung, indem er vermuthete, ich hätte einige Fehler gemacht*). Er sprach sehr viel von dem König von

*) Der König diente vor seiner Thronbesteigung mehre Jahre auf einem englischen Kriegsschiffe.

Aschanti und äußerte seinen Abscheu vor dem entsetzlichen Brauche dieses Volkes, menschliche Wesen zu opfern. Es schien, als hätte er sich einen sehr richtigen Begriff von Eisenbahnen gebildet, und als erkenne er vollkommen die Vortheile und Nachtheile, welche den Engländern daraus entspringen. Er kann lesen und schreiben und ist, wie bereits erwähnt, ein artiger und verständiger alter Mann. Sein Haus ist in europäischem Style eingerichtet, zwar einfach, aber ziemlich gut.

Man muß beklagen, daß die englische Regierung einen so braven Mann wie Agray vernachläßigt hat, während dagegen an einen Schurken, wie der König von Aschanti, soviel verschwendet und dieser hierdurch auf die Vermuthung gebracht wird, daß er von den Engländern gefürchtet sei.

Indem ich eines Tages, um Vögel und Pflanzen zu suchen, deren es hier eine große Menge gibt, einige Meilen weit durch den Wald ritt, sah ich mehre Fetischtempel, in Gestalt von langen, aus einer ungeheueren Anzahl von Schling- und Kletterpflanzen gebildeten Grotten, an deren unterem Ende zuweilen eine große Steinmasse oder ein Granitblock zu bemerken war, der nach der Deutung des Aberglaubens mit irgend einem anderen nicht weit entfernten Fetisch in verwandtschaftlicher Beziehung steht; ja man behauptet selbst, daß zu früher Morgenstunde eben dieser Stein in menschlicher Gestalt

zu seinem Weibe (einem ähnlichen Steinblock) gehe. Auch an unser Kupfergeld knüpft sich ein Aberglaube; die Eingeborenen nennen einen halben irländischen Penny wegen der darauf befindlichen Harfe eine Teufelsmünze und die Harfe selber den Teufel und sind durch nichts zu bewegen, sie als Bezahlung anzunehmen.

Ihre Begräbnißfeier hat viel Aehnlichkeit mit der irländischen Todtenwache. Sobald Jemand gestorben ist, wird der Körper gewaschen und mit seinen beßten Kleidern angethan, deren es freilich nicht viele gibt. Hierauf wird eine Anzahl der vertrautesten Freunde des Verstorbenen eingeladen, und eine Ziege, ein Schaf oder ein Hund geopfert, da jetzt Menschenopfer von den britischen Behörden wie von dem König Agray verboten sind. Nachdem man ein gutes Theil Rum getrunken hat, beginnt die Gesellschaft ein furchtbares Geheul, und indem man dem Todten, der, auf einen plumpen Armstuhl gebunden, mitten im Kreise sitzt, eine glückliche Reise und in der anderen Welt eine reichliche Anzahl von Dienern wünscht, versenkt man ihn in das Grab, das sich stets inmitten der Wohnung, unter dem Fußboden befindet. Auch gibt man ihm, wie es heißt, ein gewisses Maß Rum und alle seine Angehänge mit. Doch wird der Rum bedeutend mit Wasser verdünnt.

Obgleich es diesen Leuten an älterlicher und kindlicher Zuneigung zu fehlen scheint, so haben sie doch eine treue

Anhänglichkeit an das Haus, wo sie geboren sind, und sie werden selten zu überreden sein, es zu verlassen. Wären sie nicht durch unsere Gesetze daran gehindert, so würden Aeltern sehr bereitwillig ihre Kinder und selbst Gatten ihre Frauen verkaufen. Eine für sehr achtbar geltende Frau, die auf dem Markte einen Krämerstand hatte, wurde mir von ihrem Ehemann wiederholt zum Kauf angeboten, und ihr selber schien an diesem Tausche soviel gelegen zu sein, daß sie eines Abends während meiner Abwesenheit von meinem Bette Besitz nahm. Ich befahl meinem Diener, sie hinauszuwerfen, und ließ dem zärtlichen Gatten melden, daß ich ihn bei einem neuen Versuche, mir sein Weib zu verhandeln, sicherlich bestrafen würde. Dieß machte der Sache ein Ende.

Ein anderes jährliches Fest ist der Yamsfeiertag, der den Zweck hat, das Volk zu verhindern, die Yamswurzeln vor ihrer Reife zu benutzen, in welchem Zustande sie für ungesund gelten, und es zu gleicher Zeit zu zwingen, alle alten Vorräthe zu benutzen, damit man gegen die Folgen einer Mißernte des nächsten Jahres geschützt sei. Bei dieser Gelegenheit werden alle Zwistigkeiten geschlichtet und alle Verbrechen gestraft; doch finden hier keine Opferungen statt, wie in Aschanti. Der Hang zum Stehlen ist allen Eingeborenen, Hohen wie Geringen, eigen; auch fehlt es ihnen an aller Dankbarkeit, und sie scheinen es für Pflicht zu halten, die Weißen, so oft sie

können, zu berauben. Auf dem Markte fordern sie immer das Vierfache des Preises, für welchen sie die Waare verkaufen. Wenn euer Diener nicht Lust hat, ihnen bei ihren Schwindeleien durch die Finger zu sehen, so überschütten sie ihn mit einem Strom von Schmähungen; aber es gibt hier zu Lande wenig Diener, von welchen sie in dieser Weise auf die Probe gestellt würden.

Nach meiner Ansicht sind die Fantis von allen afrikanischen Stämmen, die ich kennen gelernt habe, der schlechteste. Es ist merkwürdig, daß ein Achtel der Bevölkerung entweder wirklich verkrüppelt ist, oder an einer sehr ekelhaften Krankheit — dem sogenannten „Craw-craw" — leidet, die einige Aehnlichkeit mit der Räude der Hunde und Pferde hat. Hinsichtlich ihres Aeußeren und ihrer Körperkraft stehen sie weit hinter den meisten anderen Afrikanern zurück, und dieß wahrscheinlich in Folge ihrer trägen Unthätigkeit. Die Frauen werden von ihren Männern, im Fall sie dieselben erzürnen, mit großer Härte behandelt.

Die Fantis haben keinen Scharfsinn, wohl aber eine bedeutende Nachahmungsfähigkeit. Es gelingt ihnen recht gut, einige von unseren heimischen Holz- oder Goldfabrikaten nachzubilden; untersucht man aber die Arbeit genauer, so wird man sie jedesmal mangelhaft finden. Sie scheinen durch eigenen Verstand niemals fortzuschreiten, sondern bleiben in jeder Kunst und jedem Handwerk, das

sie erlernt haben, immer auf derselben Stelle stehen. Von einer geraden Linie scheinen sie kaum einen Begriff zu haben und können weder eine gerade Mauer bauen noch eine gerade Hecke anlegen; auch findet man in der ganzen Umgegend von Cape=Coast nicht einen einzigen Fußsteig, der zwanzig Schritt weit in gerader Richtnng liefe, obgleich der Boden völlig eben ist.

Es gibt bei Cape=Coast einige seltsame Thiere, und ich nenne von diesen besonders die Patakus, eine große Art von Wölfen. Dieselben sind so raubgierig, daß sie häufig in die Stadt kommen und Schweine, Schafe und Ziegen hinwegschleppen. Bei Nacht gehen sie an das Meeresufer und bemächtigen sich der Leichen, die man im Sande begraben hat. Da die hiesigen Sklaven in der Stadt oder der Umgegend keine Verwandte haben, so werden sie, wenn sie gestorben sind, in eine grobe Decke gehüllt und ohne alle Feierlichkeit in eine Sandgrube geworfen, in derselben oder der folgenden Nacht aber fallen sie den Patakus anheim, welchen sie einen herrlichen Schmaus gewähren. Diese Thiere sind in Betracht ihrer Größe mit einer bedeutenden Kraft begabt. Als dem Gouverneur Hill ein Pferd gestorben war, beschlossen die Offiziere des in Cape=Coast stehenden ersten westindischen Regiments, einen Theil des Leichnams als Köder für die Patakus am Ufer liegen zu lassen; aber er hatte kaum eine Stunde gelegen, als er von einem einzigen Pataku

hinweggeschleppt wurde, obgleich diese Beute eine Last für zwei Menschen war.

Cape-Coast ist reich an trefflichem Granit und Sandstein, dennoch sind fast alle Häuser aus Lehm erbaut, weil man zu faul ist, die Steine herbeizuschaffen. Elmina, eine weit bessere Niederlassung, die nur acht Meilen davon entfernt liegt, ist ebenfalls sehr reichlich mit trefflichem Sandstein versehen, aus welchem viele seiner Häuser erbaut sind. Dieser Ort gehört den Niederländern und treibt bedeutenden Handel mit dem Inneren und längs der Küste. Er hat einen schönen See, der durch einen engen Kanal mit dem Meere verbunden ist und mit geringer Mühe in einen bequemen Hafen umgewandelt werden könnte; es wäre dieß insofern von Wichtigkeit, weil längs der Goldküste immer eine sehr heftige Brandung tobt und deßhalb das Ein- und Ausschiffen von Waaren sehr beschwerlich ist. Ich besuchte mehre der einflußreichsten Kaufleute in Elmina, und sie bewiesen sich nebst dem Gouverneur sehr gastfreundlich. Die vielen neuen Pflanzen, die hier wachsen, würden einem Botaniker reichliche Beschäftigung bieten. Ein kleiner, zur Familie der Lorbergewächse gehöriger Strauch mit weißen, lieblichen, wickenartigen Blüthen, Jasmin und Geißblatt und mehre Sensitiven gedeihen in Menge. Auch fielen mir hier einige sehr schöne Gräser auf, doch bemerkte ich nicht viel kleine jährige Pflanzen.

Der Ackerbau hat hier wenig Fortschritte gemacht,

wahrscheinlich weil es an Pferden fehlt und weil das Volk selbst zu träge ist. Man könnte mit wenig Mühe einen hinlänglichen Zehrbedarf für die Besatzung der Küste gewinnen. Die Zahl der längs der ganzen westlichen Küste stehenden Truppen ist gegenwärtig sehr gering. Sie würde nicht zu groß werden, wenn man sie verdoppelte, und man könnte dann die Leute abwechselnd zur Bestellung der Aecker und zur Bewachung des Forts benutzen. Auf diese Weise ließen sich Yamswurzeln, Maniok, Mais, Reis und alle anderen Gewächse für die Besatzung und für die an der Küste kreuzenden Kriegsschiffe erbauen und bedeutende Kosten ersparen. Zu gleicher Zeit wäre dieß auch ein nützliches Beispiel für die Eingeborenen. Statt der Pferde könnte man Rinder zur Feldarbeit benutzen. Unglücklicher Weise scheint jetzt in Cape=Coast kein Europäer zu sein, der sich für irgend einen Zweig des Ackerbaues interessirte. Herrn Hutton ausgenommen, hat nicht ein einziger englischer Kaufmann in Cape=Coast einen Garten, obgleich hier der Pflanzenwuchs unglaublich schnell von Statten geht. Etwas Gemüse=, Erbsen= und Wassermelonen=Same, den ich vom Professor Lindsay in London erhielt und bald nach meiner Ankunft in Cape=Coast der Erde übergab, war in zwei Monaten zu einer Ausdehnung von vierundzwanzig Fuß hervorgewachsen, und die Frucht der Wassermelone war so groß wie ein Menschenkopf.

Im Monat November herrscht hier eine übermäßige Hitze. Am achten stieg das Quecksilber in meinem Schlafzimmer, das für kühl galt, auf 88°, und in der Sonne auf 115°; doch war ich, Gott sei Dank, so hinlänglich daran gewöhnt, daß ich dadurch nur wenig belästigt wurde, obgleich ich fast den ganzen Tag im Freien und der Sonne ausgesetzt war. Ich erwartete täglich einen Boten aus Aschanti; denn der Gouverneur hatte einen Soldaten der Besatzung abgesendet, um bei dem König anfragen zu lassen, ob ich durch sein Land nach dem Konggebirge reisen könne. Mittlerweile war ich damit beschäftigt, Herrn Hutton's Mustergut einzurichten.

Das hiesige Rindvieh ist sehr schön, wiewohl nur klein, aber es ließe sich bedeutend veredeln, und ein Unternehmen dieser Art würde bei den hohen Fleischpreisen sehr gute Zinsen tragen. Unglücklicherweise scheint man an der Küste nur an Goldstaub zu denken.

Es fehlt hier vor allem Anderen an Gewerbschulen und Ackerbau. Da man überall an der Küste Land umsonst haben kann — und zwar Land, auf welchem sich Alles erbauen läßt, — so würden einige hundert Pfund, auf eine Meierei von dreihundert Acker verwendet, einen ansehnlichen Gewinn bringen. An Arbeitern würde es nicht fehlen. Denn es gibt Leute genug, die lesen und schreiben können und um Arbeit betteln, und zehnmal so viele kommen aus dem Walde, welche fähig sein dürften, daß

man sie vier oder fünf Jahre lang in verschiedenen Gewerben unterrichten lassen könnte.

Es ist bemerkenswerth, daß auf der ganzen Küste vom Cap der Palmen bis nach Accra nicht ein einziger Schuhmacher zu finden ist, obgleich kein Handwerk nöthiger wäre als eben dieses. Selbst die Eingeborenen des Inneren klagen über Mangel an Schuhen. Eben so wenig gibt es einen Schneider, einen Tischler, einen Stellmacher oder Grobschmied, der mit einiger Zierlichkeit ein Stück Eisen zu schweißen verstände. Die Erzeugnisse solcher Gewerbzweige würden, wenn man sie an der Küste hervorbrächte, einen regen Verkehr mit dem Inneren in's Leben rufen und die Eingeborenen zur Betriebsamkeit aufmuntern. Dieß würde den Sklavenhandel bedeutend vermindern, indem man das Volk auf diese Weise dem Ackerbau und den Gewerben zuführte, besonders da es bekannt ist, daß selbst in Aschanti die Bevölkerung nicht eben zunimmt. Die Aschantis haben während der letzten zwei Monate mit ihren nördlichen Nachbarn, deren Gebiet an das Kong-Gebirge gränzt, im Kriege gelegen und viele Menschen verloren, und ihren Feinden, die keine Feuerwaffen führen, ist es jedenfalls nicht besser ergangen.

Den Kaufleuten von Cape-Coast, Annamabu und Accra erwachsen durch die Unterbrechung des Handels zwischen Aschanti und der Küste bedeutende Nachtheile. Die Veranlassung hierzu war ein Mord, den ein Fanti

an einer Frau aus Aschanti verübte, die von einer nach der Küste unternommenen Handelsreise zurückkam. Sie blieb aus irgend einem Grunde hinter ihren Gefährten zurück und wurde hierauf von jenem Fanti überrascht, beraubt und ermordet. Als ihre Gefährten sie vermißten, kehrten sie wieder um und fanden sie mit fast abgeschnittenem Kopfe. Dieß geschah im Lande der Fantis zwischen Cape-Coast und Aschanti; der Mörder wurde jedoch ergriffen und nach Cape-Coast zurückgebracht. Am sechsundzwanzigsten November traf der Missionär Chapman, der die letzten zwölf Monate in Kumassi, der Aschantihauptstadt, gelebt hatte, in Annamabu ein und überbrachte die Nachricht, der König verlange nichts weiter, als daß der Mörder nach englischem Gesetz bestraft werde. Ich selber erfuhr zu jener Zeit, daß mich Se. Majestät mit großem Verlangen in Aschanti erwarte und mir in seinem Lande vollständigen Schutz gewähren wolle; aber die Kunde schwieg darüber, ob es mir erlaubt sein würde, weiter zu reisen.

Dritter Abschnitt.

Annamabu und sein Fort. Trägheit der Einwohner. Haus- sklaverei. Missionsschulen. Pflanzen und Früchte. Die Stadt Annamabu. Boden. Eingeborene. Mein Besuch bei dem Könige. Herr Brewe und Herr Parker. Ungeheuere Hitze. Klein-Cromantine. Der Marktplatz. Seltsame Ueberlieferung. Ein Wunderkind. Accra. Einwohner, ihre Gebräuche, ihre Weiber und Sklaven. Der Salzsee.

Am dreiundzwanzigsten November reisete ich mit Herrn Hutton von Cape-Coast nach Annamabu, einer bedeutenden Handelsstadt an der Küste, dreizehn Meilen östlich von Cape-Coast. Auch sie ist mit einem guten Fort versehen, das jedoch allmälig seinem Verfall entgegengeht. Die Wälle sind hinlänglich mit Geschützen besetzt und geben, wenn sie die gehörige Besatzung haben, eine gute Schutzwehr gegen einen Angriff vom Meere aus; für die Eingeborenen ist die Veste auf der Land- oder Nordseite gänzlich uneinnehmbar. Hier war es, wo die Aschantis einen so entschlossenen Angriff unternahmen und das Thor des Forts zu sprengen suchten. Doch sind während des letzten Krieges im Jahre 1817 all' ihre Unternehmungen fehlgeschlagen. Gegenwärtig besteht die

Besatzung nur aus zwei bis drei gemeinen Soldaten und einem Sergeanten der Miliz. Einige Räumlichkeiten der Veste befinden sich noch in ziemlich baulichem Zustande und könnten sehr zweckmäßig auf mehrfache Weise benutzt werden, wenn man hundertundfunfzig bis zweihundert Milizsoldaten einlegte und diese abwechselnd zur Bewirthschaftung einer nahen Meierei benutzte. Der Boden ist von der Art, daß Alles erbaut werden kann, was zur Erhaltung der Garnison nöthig ist, und diese würde bei einem solchen Verfahren in drei bis vier Jahren ihre eigenen Kosten decken.

Auf die eingeborenen Könige oder Häuptlinge und Cabozirs kann man sich nie verlassen, und selbst die geringsten dieser Eingeborenen werden bei all' ihrer Feigheit trotzig und übermüthig, sobald sie einige Macht zu haben glauben. Das Volk ist so träge, daß die Kaufleute zuweilen nicht geringe Mühe haben, die nöthigen Arbeiter zum Entladen und Bepacken ihrer Schiffe zu finden. Wäre unseren Kaufleuten erlaubt, so viele Sklaven zu halten, als sie zur Verrichtung ihrer häuslichen und kaufmännischen Geschäfte brauchen, so würde hierdurch die Sklavenausfuhr bedeutend beschränkt werden.

Ich habe den Zustand und die Lage der Haussklaven bei den eingeborenen Cabozirs genau beobachtet und kann feierlich versichern, daß sie um Vieles besser daran sind als unsere englischen Bauern. Ein einziger englischer

Arbeiter muß im Durchschnitt mehr arbeiten als zwölf Afrikaner, und da die Lebensbedürfnisse der letzteren so äußerst billig sind (ein Penny genügt für den täglichen Unterhalt), so haben sie jederzeit vollauf zu essen. Ich schreibe aus eigener Erfahrung, denn ich habe drei Monate eine Anzahl gemietheter Leute unter meiner Aufsicht gehabt.

Ein anderes aus derselben Ursache entspringendes Uebel besteht darin, daß ein Arbeiter, den man zwingt, vielleicht das Zehntel einer Tagesarbeit zu verrichten, sich davon machen und so viel stehlen wird, daß er einige Zeit davon leben kann; die Küstenstädte sind daher mit arbeitsscheuen Dieben und Vagabunden überfüllt. Wäre die Haussklaverei (ich könnte sie vielmehr Hausdienst nennen) erlaubt, so würden die englischen Kaufleute zu weiteren Unternehmungen, zum Ackerbau und selbst zu Handwerken ermuntert werden, und viele derselben, die fortwährend fünf bis sechs eingeborene und europäische Zimmerleute beschäftigen, würden ihre Sklaven anhalten, ein Handwerk zu lernen. Die Besitzer solcher Haussklaven böten dann gewiß auch all' ihren Einfluß auf, der Sklavenausfuhr nach anderen Ländern ein Ende zu machen. Die niederländischen Ansiedler in Elmina haben noch immer ihre Haussklaven, und sie befinden sich in sehr gedeihlichen Umständen. Ich war überrascht, in unmittelbarer Nähe dieser Niederlassung mehre schöne Gärten und

Pflanzungen zu finden, die verschiedenen hier ansässigen Kaufleuten gehörten. Außerdem ist die umliegende Gegend bis zu einer bedeutenden Entfernung von Wald gereinigt, aus welchem Grunde hier ein gesünderes Klima herrscht als in Cape-Coast oder irgend einer anderen englischen Besitzung. Niemand kann den Sklavenhandel mehr verabscheuen als ich, aber ich habe auch die Ueberzeugung, daß den Eingeborenen sowohl als den Kaufleuten durch die Aufhebung der Haussklaverei in den afrikanischen Niederlassungen ein großer Nachtheil erwachsen ist.

Es gibt noch ein anderes Uebel. In allen englischen Missionsschulen wird nichts weiter gelehrt, als Lesen und Schreiben und etwas Rechnen. Hierdurch wird unleugbar viel Gutes bewirkt; weit nützlicher aber würde es sein, wenn diese Schulen zugleich auch Gewerbschulen wären. Sobald in diesem Lande ein Knabe die Schule verlassen hat, sieht man ihn nie mehr in einem Buche lesen, ja kaum eine Zeitung zur Hand nehmen. Das höchste Ziel dieser jungen Leute ist, sich einigermaßen nach europäischer Mode kleiden zu können und als Schreiber angestellt zu werden. Wie sollten aber die wenigen an der Küste wohnenden Kaufleute so viele Schreiber beschäftigen.

Ich will gegen dieses Uebel ein Mittel anzugeben versuchen, das meiner Ansicht nach nicht nur dieser Classe von Leuten, sondern dem Lande überhaupt, sowie den Manufacturen in England von großem Nutzen sein würde;

ich meine die Errichtung von Gewerbschulen. Man wähle ein passendes Stück Land, das Jeder umsonst haben kann, baue Wohnhäuser, Wissenschaftsgebäude und Werkstätten darauf, was in diesem Lande, sobald man das Volk zur Arbeit bewegen kann, sehr bald auszuführen wäre. Hierauf sollte man Leute aussuchen, die Lust haben, irgend ein Handwerk zu erlernen, und sie drei bis fünf Jahre bei Maurern, Zimmerleuten, Grobschmieden, Schuhmachern, Webern, Stellmachern und Tischlern als Lehrlinge verdingen. Diese Leute könnten vor Antritt ihrer Lehrzeit erst ihre Wohnungen und Werkstätten bauen helfen, und einige von ihnen würden schon mit dieser Arbeit zu lernen anfangen. Dann müßte man auch ein hinreichendes Stück Land zur Erbauung der für diese Arbeiter nöthigen Lebensmittel einfriedigen.

Das Land erzeugt alle Bedürfnisse in Ueberfluß und außerdem noch viele Luxusartikel, wie Zucker und Kaffee. Gemüse und Früchte wachsen von selbst. Auf diese Weise könnte man das Werk der Gesittung beginnen; aber es würde ohne Waffenhilfe kaum durchzuführen sein. Die Könige von Apollonia und Aschanti besitzen eine zu unbeschränkte Macht, als daß man sie von ihren grausamen und barbarischen Gewohnheiten auf andere Weise als mit dem Schwerte abhalten könnte, und wie man sagt, sollen noch viele andere Häuptlinge und Könige alltäglich Menschen opfern.

Obgleich Annamabu schon oft geschildert worden ist, so werden dennoch einige Bemerkungen über diese Stadt nicht unwillkommen sein. Hinter dem Fort oder auf seiner Nordseite befindet sich ein Platz von ungefähr hundert und fünfzig Ellen im Gevierte, der von einigen sehr guten, mit Waarenläden versehenen und englischen oder einheimischen Kaufleuten gehörigen Häusern umgeben ist. Außer dem Missionshause und der Wohnung des Königs sind dieß die einzigen bemerkenswerthen Gebäude. Die letztere ist neu und den Häusern der Kaufleute nachgebildet, aber noch unvollendet und wird bei der außerordentlichen Lässigkeit des Volkes wahrscheinlich auch nie vollendet werden. Die Stadt mag vielleicht dreitausend Einwohner zählen und besteht, mit Ausnahme der bereits errichteten Gebäude, aus unregelmäßig zusammengewürfelten Wohnungen, die gewöhnlich um einen Platz von zehn Ellen im Gevierte gebaut sind, der von außen nur einen einzigen Zugang hat, während sich jedes Haus nach der inneren Seite des Platzes öffnet. Vor einigen der bedeutendsten Häuser dieser Art sind längs der äußeren dem Platze zugekehrten Mauer sophaartige Bänke von buntfarbigem Lehme angebracht, und auf diesen halten die Bewohner, indem sie rings herum Platz nehmen, ihre Unterredungen, während das Oberhaupt oder der sogenannte Cabozir etwas höher sitzt als die übrigen.

Der Boden in der Nachbarschaft von Annamabu ist

vortrefflich, aber trotzdem nur sehr wenig bebaut. Die Eingeborenen verlassen sich hinsichtlich ihrer Bedürfnisse an Korn und Yamswurzeln, Früchten und Gemüsen auf die Leute in den Wäldern und bezahlen diese Waaren mit Fischen, an welchen zu gewissen Jahreszeiten die Küste sehr ergiebig ist.

Es gibt nur einen einzigen Gegenstand bei Annamabu, der als ein Zeichen von Fortschritt oder Unternehmungsgeist erwähnt zu werden verdient, — einen guten Weg, der zehn bis zwölf Meilen weit in's Innere führt, und den man in der Absicht angelegt hat, die Küste mit Holz zu versorgen. Dieses große Werk führte ein einziger sehr einsichtsvoller und achtbarer eingeborener Kaufmann, Namens Barns, auf eigene Kosten aus, doch fehlte es ihm seit Aufhebung der Haussklaverei unglücklicher Weise an den zur Betreibung des Holzhandels nöthigen Leuten. Vergebens hat er sich aus England Holzwagen und alle anderen Erfordernisse kommen lassen. So hat die Aufhebung der Haussklaverei jedem Unternehmer ein ernstliches Hemmniß in den Weg gelegt. Diese Haussklaven wurden weit besser versorgt als unsere Arbeiter in England, denn sie hatten jederzeit hinreichende Nahrung und Kleidung, wurden niemals schlechtem Wetter ausgesetzt und brauchten kaum den vierten Theil der Arbeit zu verrichten, die man in England verlangt.

Die Eingeborenen von Annamabu zeigen ziemlich

denselben Charakter, wie die von Cape-Coast, und ein großer Theil derselben besteht aus Dieben und Vagabunden. Während meines kurzen Aufenthalts wurde meinem Diener in der Nacht die heimische Bekleidung gestohlen. Bei unserer Erkundigung wollte Niemand von dem Diebstahl etwas wissen; als aber genauer nachgeforscht wurde, fand man das entwendete Kleid, fest zusammengewickelt, bei einem Diener des Hauses, in welchem wir wohnten. Ich ließ ihn tüchtig auspeitschen; aber es gibt kein Mittel, diese Leute vom Stehlen zu heilen; das einzige wäre eine Tretmühle, denn sie fürchten nichts so sehr als Arbeit.

Ich erhielt während meines Aufenthalts in Annamabu von dem König eine sehr dringende Einladung, ihn zu besuchen, und um auf passende Weise vor Sr. Majestät erscheinen zu können, ließ ich mir auf Anrathen der Kaufleute meine Uniform aus Cape-Coast holen. Hierauf stattete ich am folgenden Tage meinen Besuch ab, und der König schien an meinem soldatischen Schmucke großen Gefallen zu finden. Nachdem er vernommen hatte, daß ich zur englischen Leibgarde gehörte, richtete er mannigfache Fragen über die Königin Victoria an mich — wie sie sich bei meiner Abreise befunden hätte — ob Prinz Albert ganz wohl sei — wie viele Kinder sie habe und welche Titel diese führten. Er lachte herzlich, als ich ihm erwiderte, Ihro Majestät hätte in so kurzer Zeit bereits fünf Kinder geboren, und fragte mich, wie ich diese

Fruchtbarkeit der englischen Frauen zu erklären vermöchte. Ich erwiderte ihm, der Grund liege darin, daß in England jeder Mann nur ein einziges Weib habe; aber er war nicht zu überreden, daß ein Weib für einen Mann genug sei.

Mir wurde von Seiten der englischen und eingeborenen Kaufleute in Annamabu sehr viel freundliche Aufmerksamkeit erwiesen, und Herr Brewe, ein sehr achtbarer und unternehmender Kaufmann, machte mich durch seine Gastfreundschaft zu seinem dankbaren Schuldner. Unter den eingeborenen Kaufleuten nenne ich Herrn Parker, der zwar in Afrika erzogen ist, aber trotzdem auch in Europa mit Vortheil sich zeigen könnte.

Am dreißigsten November brach ich von Annamabu wieder auf, um die an der Küste liegenden „Krums" oder Dörfer zu besuchen. Drei Viertelmeilen von Annamabu (O. 2° N.) erreichten wir ein kleines Dorf, Namens Agah, mit ungefähr vierhundert Einwohnern. Da mein Begleiter, Herr Brewe, mit dem König oder Häuptling gut bekannt war, so stellte er mich ihm vor, worauf dieser seine Freude zu erkennen gab, mich in seinem Krum zu sehen, und uns einlud, in sein Haus zu treten und etwas Palmwein oder „Peto" (ein aus Mais bereitetes Bier) zu uns zu nehmen; da wir aber in der brennenden Sonne eine lange und beschwerliche Reise vor uns hatten, so entschuldigten wir uns und zogen nach dem

nächsten Dorfe, das etwas über drei Meilen von Annamabu entfernt liegt. Unser Weg lief am Ufer hin über trocknen, tiefen Sand und war bei einer Hitze von 128° F. für Fußgänger im höchsten Grad beschwerlich. In fünf Viertelstunden erreichten wir jedoch das Dorf Klein-Cromantine, das früher eine niederländische Niederlassung mit bedeutendem Handel gewesen war. Es hat ein starkes Fort, das aber jetzt verlassen und dem Verfalle preisgegeben ist; als Folge ist auch sein Handel auf Annamabu übergegangen. Das Fort hat eine der beßten Lagen an der ganzen afrikanischen Küste. Es ist auf einem senkrechten, hundert Fuß hohen und vom Meere bespülten Felsen erbaut, der so steil ist, daß er auf der Landseite nur auf einem im Zickzack laufenden Wege erstiegen werden kann; und dennoch ergab sich die Besatzung ohne Widerstand den Aschantis, während sie sich mit Erfolg gegen jede Anzahl von Angreifern hätte vertheidigen können. Sein Hofraum ist völlig mit kleinem Gesträuch bewachsen, auf den Stückbettungen aber stehen noch immer vierundzwanzig gute Vierundzwanzigpfünder.

Das Fort ließe sich leicht wieder in Stand setzen. Der Ort selber zählt nicht mehr als fünf- bis sechshundert Einwohner, die hauptsächlich vom Fischfang leben und diese Waare nach Annamabu zu Markte schaffen. Es ist ein elendes Krum. Die Häuser sind von sehr mittelmäßiger Beschaffenheit und höchst unregelmäßig gebaut, und

indem man von Wohnung zu Wohnung geht, muß man fortwährend über rauhe Felsen klimmen, wie es zuweilen an dem Meeresufer in England der Fall ist.

Nachdem wir das Fort und das Dorf in Augenschein genommen, setzten wir unsere Reise nach Cromantine fort, von welchem das oben genannte Dorf seinen Namen herleitet. Es liegt dritthalb Meilen entfernt und nach der Magnetnadel O. 1° N. Da der Weg sehr schlecht war, so konnten wir es vor zehn Uhr nicht erreichen. Die Stadt erhebt sich hundert Fuß über Klein-Cromantine und hat daher einen sehr steilen Zugang, aber auch eine herrliche und romantische Lage. Indem man plötzlich aus einem engen sechs Fuß tiefen Pfad hervortritt, sieht man sie mit ihrer rechten Fronte vollständig vor sich liegen, und unmittelbar zur Rechten ruht das Auge auf einer tiefen Schlucht mit schönen Pisang- und Bananenbäumen, deren Anblick für einen unter einer tropischen Sonne fast verschmachteten Menschen eine wahre Erquickung ist; denn unglücklicher Weise waren meine Mittel nicht hinreichend, mich, wie mein Freund, in einer Hängematte tragen zu lassen; aber meine Gesundheit war, Gott sei Dank, solchen Anstrengungen gewachsen. Die Stadt ist weit regelmäßiger und auf einem viel ebeneren Grunde erbaut als Klein-Cromantine. Wir hielten auf dem Marktplatz in der Mitte der Stadt und wurden hier durch die Fürsorge meines Freundes, Herrn Brewe's, mit etwas Ale erquickt.

Mittlerweile versammelte sich eine große Anzahl von Eingeborenen, die uns voll Verwunderung anstaunten. Sie fanden großen Gefallen an Herrn Brewe's Spieldose.

In der Mitte des Marktplatzes gibt es einen schmuzigen stehenden Pfuhl, der eine sehr unangenehme Ausdünstung verbreitet, und obgleich ein dreißig Ellen langer und drei Fuß tiefer Abzugsgraben ihn gänzlich beseitigt haben würde, so sind doch die Bewohner zu träge, um einen solchen anzulegen. Die Fantis sind zum größeren Theil die unedelsten, undankbarsten und unnachbarlichsten Leute von der Welt; dieß geht so weit, daß sie, wenn das Haus ihres Nachbars in Flammen steht, nur dann löschen helfen, wenn sie dazu gemiethet werden. Obgleich sie hinsichtlich ihres Fetisches oder ihrer religiösen Gebräuche sehr abergläubig sind, so haben sie doch keine vorgeschriebene Form, nach welcher sie dieselben verrichten.

Es herrscht in Cromantine die Ueberlieferung oder die trügerische Sage, daß das Volk einen Knaben besitze, welcher schon seit Anfang der Welt am Leben sei. Dieses Kind nimmt angeblich weder Speise noch Trank oder sonst eine Nahrung zu sich, bleibt aber fortwährend im Zustande der Kindheit. Als ich über diese alberne Geschichte lachte, schien ich meinen Freund Brewe etwas zu beleidigen, denn er versicherte mir, daß er sowohl als auch sein Vater dieses Kind wirklich gesehen hätten. Ich war daher begierig, es ebenfalls zu schauen, und während

der halben Stunde, die erforderlich war, das Wundergeschöpf auf diesen Besuch vorzubereiten, ließ man uns in das Fetischhaus treten, wo wir auf einem im Winkel stehenden Stuhle eine kleine aus Thon gebildete Figur des Gottes sitzen sahen, den man, je nach Umständen, bald anruft, bald mit Drohungen bestürmt. In demselben Hause stand ein hohler, mit weißen Flecken bedeckter Kokusstamm an die Wand gelehnt, der nach der Versicherung dieser Leute vom Himmel herabgekommen war und nun als ein Zeichen, daß ihr Fetisch für sie lebe, hier aufbewahrt wurde. Als ich ihnen wegen ihres thörigen Glaubens an solche Geschichten einige Vorwürfe machte, schien man höchlich erstaunt und entrüstet zu sein, vor Allen das Fetischweib, eine Priesterin, die zuweilen für die Bereitung gewisser und nach der Meinung des Volks sehr mächtiger Zaubermittel große Summen erpreßt. Wenn Jemand erkrankt, so schicken seine Verwandten nach dem Fetischmann, der gewöhnlich, sobald die Familie um den Kranken sehr besorgt ist, eine bedeutende Gabe und hierzu eine Gallone Rum verlangt, um auf das Heil des Fetisches zu trinken; häufig läßt er auch einige Flaschen Rum an verschiedenen Stellen bis an den Hals in die Erde graben, und, wie man glaubt, nimmt diese der Gott als Belohnung für sein dem Kranken erwiesenes Wohlwollen; stirbt aber der letztere, so gibt der Fetischmann den Verwandten die Versicherung, daß die Gunst des Gottes durch eine

so kleine Quantität Rum nicht zu gewinnen gewesen wäre.

Endlich verlangte ich ungeduldiger, jenen wunderbaren Zwerg oder jenes alte Kind zu sehen, erhielt aber auf's Neue den Bescheid, daß ich noch eine kleine Weile warten müßte. Wir mußten jedoch an die Fortsetzung unserer Reise denken und brachen daher auf. Glücklicher Weise führte unser Weg an dem Wohnorte des Wunderkindes vorüber. In der Hoffnung, es noch zu sehen zu bekommen, machten wir Halt; als wir aber auch dießmal wieder vertröstet wurden, verlor ich die Geduld und beschloß, den Eintritt zu erzwingen. Meine afrikanischen Freunde und das Volk, das sich aus allen Theilen der Stadt versammelt hatte, warnten mich vor dem Verderben, das mich zuverlässig treffen müsse, wollte ich ohne Erlaubniß in das Heiligthum dringen. Aber ich zeigte ihnen, als meinen Fetisch, meine Doppelflinte und drängte mich durch die Menge. Indem ich hierauf durch eine sehr enge Thüre in einen Kreis von dreißig Ellen Durchmesser trat, welcher mit einem dichten Pfahlzaun umschlossen und auf der Außenseite mit langem, ungefähr neun Fuß hohem Grase verdeckt war, sodaß von dem, was sich im Inneren befand, Niemand etwas sehen konnte, fiel mein Blick zuerst auf ein altes Weib, das ich ohne ihre Gestalt und ihr Geschlecht fast für das geheimnißvolle Wesen hätte halten können, welches hier seit Erschaffung der Welt

seinen Wohnsitz haben sollte. Diese Frau war jedenfalls das ekelhafteste Geschöpf, das ich je gesehen habe; sie trug — wie alle anderen Eingeborenen dieses Ortes — außer einem unsauberen, um die Lenden geschlungenen Lappen nicht die mindeste Kleidung. Ihre äußerst schmuzige Haut war tief gefurcht und ihr Körper fast fleischlos; ihre Brüste hingen bis auf die Mitte ihres Leibes herab, und sie hatte alle Merkmale eines außerordentlich hohen Alters. Dieses alte Weib war die vermeintliche Amme des ewigen Kindes. Bei meinem Eintritt kam die Fetischfrau — denn dieß war ihr hoher Titel — auf mich zu und suchte mich mit den scheußlichsten Geberden hinauszutreiben, damit ich nicht in das Haus des Gottes träte; aber ich schob sie trotz all' ihren Bewegungen auf die Seite und bahnte mir den Eingang zu dem Hause, das in der Mitte der Umzäunung stand und von außen die Gestalt eines Kegels oder Löschhorns hatte. Es war aus großen, dreiwinkelig gelegten Pfosten erbaut und mit einem Dache von langem Grase versehen. Im Inneren fand ich eine Lehmbank in der Gestalt eines Stuhles; aber der Bewohner desselben war abwesend, und das alte Weib gab vor, sie hätte ihn durch ihre Zaubermacht verschwinden lassen.

Bei meiner Rückkehr fand ich meine Freunde voll banger Besorgniß, daß mir etwas Entsetzliches widerfahren sein möchte, und das Volk schien wüthend zu sein, aber

man wagte nicht, mich anzugreifen, denn es kann kaum ärgere Feiglinge geben als diese Leute, sobald man ihnen nur die geringste Entschlossenheit zum Widerstand zeigt. Sie sind so abergläubig, daß sich keiner von ihnen erkühnt, ohne Erlaubniß der alten Amme über die Schwelle des heiligen Hauses zu treten. Als ich ihnen auseinandersetzte, welches Possenspiel das alte Weib mit ihnen treibe, waren sie höchlich aufgebracht. Ohne Zweifel wird jedes Mal, wenn ein Fremder dieses Wunderwesen zu sehen wünscht, erst von einem Nachbar ein Kind geborgt, gehörig herausgeputzt und durch verschiedene Thonfarben unkenntlich gemacht. Die Eingeborenen sind so leichtgläubig, daß ein Fetischmann oder ein Fetischweib sie ohne große Mühe dahin bringen kann, an die ungereimtesten Dinge zu glauben.

Hierauf zogen wir weiter, und unsere nächste Station war eine kleine am Ufer gelegene Stadt, welche die Eingeborenen Accra — Salzteich — nennen. Sie hat ungefähr zweitausend Einwohner und führt ihren Namen von dem See, an welchem sie liegt. Ihr Anblick ist überaus malerisch, denn sie wird von vielen großen, an diesem Theile der Küste sehr häufigen Baumwollen-, Adumah- und Kokusbäumen beschattet.

Wir besuchten die an diesem Orte befindliche Niederlassung der Wesley-Missionare und beschlossen, während der übermäßigen Tageshitze, die das Wandern auf

dem lockeren Sande höchst beschwerlich machte, hier einige Stunden zu rasten. Meine Freunde legten sich bei unserer Ankunft behaglich zur Ruhe, obgleich sie sich fortwährend hatten tragen lassen, ich selber aber durchstreifte den größten Theil der Stadt, um soviel als möglich zu sehen und zu lernen und die Sitten und Gebräuche des Volks zu beobachten, die trotz der geringen Entfernung ganz anderer Art sind als in Cape-Coast oder Annamabu. Die Einwohner dieser Stadt unterscheiden sich durch ihr edleres Wesen und durch viele andere Charakterzüge ganz entschieden von den Fantis und zeigen in ihrer Gesichtsbildung und der Form ihres Kopfes viel Aehnlichkeit mit den Arabern und Fellatahs. Sie haben elastischere Glieder und ein lebhafteres Auge als die Fantis, die schwerfälligsten und mürrischsten Afrikaner, die ich kennen gelernt habe.

Die Häuser sind hier weit reinlicher und besser gebaut als in Cape-Coast oder Annamabu. Sie umgeben gewöhnlich einen viereckigen Hofraum mit einem einzigen Haupteingang, während die verschiedenen Gemächer vom Hofe aus zugänglich sind. Längs den Mauern sind sophaartige Lehmbänke angebracht, welche durch vorstehende Dächer vor der Sonne geschützt werden. Hier sitzt des Morgens der Hausherr mit seiner Dienerschaft und trinkt Palmwein. Die Frauen sind seine Hauptsklaven, wie dieß fast in ganz Afrika der Fall ist. Der Hausherr hat ge-

wöhnlich, je nachdem seine Mittel es erlauben, sechs bis zehn, ja wohl auch zwanzig Frauen und eine verhältnißmäßige Anzahl Sklaven. Diese letzteren erfahren meist keine schlechtere Behandlung als die Weiber, und die Heirathen werden, wie es auch an anderen Theilen dieser Küste Brauch ist, durch Kauf geschlossen. Wenn ein Mann an einem Mädchen Gefallen findet, so geht er zum Vater und handelt um sie, wie um ein Schaf oder eine Ziege, ohne daß man den Unterschied des Alters in Betracht zieht oder auch nur einen Augenblick an die Neigung des Mädchens denkt. Diesem Brauche folgend, halten sich selbst die angesehensten eingeborenen Kaufleute, die eine gute Erziehung genossen haben, mit bedeutenden Kosten eine ungeheuere Anzahl von Frauen.

Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß dieser Ort sehr viele Araber, Mauren und Fellatahs theils als Sklaven, theils als Flüchtlinge aufgenommen habe, und hieraus läßt sich die erwähnte Verschiedenheit der Gesichtsbildung erklären. Die Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Fischfang und schaffen sehr viele getrocknete Fische nach Annamabu und in das Innere. Außerdem wird hier auch, wie weiter landeinwärts, Palmöl erzeugt.

Der See, von welchem die Stadt ihren Namen hat, ist sehr salzig, obgleich er mit dem Meere nicht in Verbindung steht, sondern vielmehr durch eine hohe, hundert=

undfunfzig Ellen breite Sandbank davon getrennt ist. Das Salzwasser muß sich demnach durch den Sand in den See sickern, der bei höchster Fluth bedeutend niedriger ist als das Meer. Nach dem Boden und dem Bette dieses Sees zu urtheilen, ist derselbe vormals ohne Zweifel eine Art Hafen gewesen, der jetzt durch Sand und Muscheln, welche die an dieser ganzen Küste tobende furchtbare Brandung allmälig aufgehäuft hat, vom Meere getrennt ist. Daher die vielen weit sich ausdehnenden Lagunen oder Salzseeen. Das Trinkwasser ist hier sehr schlecht und läßt sich auf keine andere Weise gewinnen, als dadurch, daß man Löcher in den Sand scharrt. Accra liegt O. 1° N. von Annamabu und ungefähr neun Meilen von Cromantine.

Vierter Abschnitt.

Seltsame Nahrungsmittel. Kochkunst. Der Fluß Amissa. Aufnahme bei dem Cabozir. Boden, Erzeugnisse u. s. w. Ein Abenteuer. Der Fluß Anaqua. Arsafah. Schöne Vögel. Mauren und Araber. Rückkehr nach Cape-Coast. Einladung des Königs von Aschanti. Meine Antwort. Ein Ausflug in die Umgegend von Cape-Coast. Kaffeepflanzungen. Trägheit der Eingeborenen. Die Stadt Napoleon. Eyau Awkwano. Wild wachsende Früchte. Schlechte Wege. Seltsamer Holztransport. Baumwollenbäume. Amerika. Djewkwa. Ein betrunkener Cabozir. Rückkehr nach Cape-Coast. Abfahrt nach Whydah. Winnebah. Fischpökelung. Einwohner. Vieh. Umgegend. Der Teufelsberg. Meerfenchel. Der Fluß Jensu. Vögel.

Um vier Uhr Morgens setzten wir unsere Reise nach dem drei Meilen weit entfernten Flusse Amissa fort. Der über dürren Sand führende Weg war für den Reisenden höchst beschwerlich. Nachdem wir zwei Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir an einen kleinen See, wo wir zwei Fischer eifrig damit beschäftigt fanden, einen sehr großen Haifisch in kleine Stücke zu zerschneiden, von welchen ein jedes ungefähr einen Kauri werth war. Hier ist Alles Fisch, was in's Netz kommt. Man ißt Alles, Alligatoren und deren Eier, Hunde, Affen, Katzen; ja es

gibt hier wenig Dinge, die sich nicht verspeisen ließen. Die Kochkunst dieser Leute ist jedenfalls vortrefflich. Ihre Suppen und ihre Fleischspeisen sind kräftig, und ihre Palmsuppe, die entweder mit Fisch oder Geflügel bereitet und mit Palmöl und Pfeffer gewürzt wird, kann den leckersten Gaumen befriedigen. Die gewöhnlichste Speise ist eine Art Brot, Kankie genannt, das aus grob gemahlenem Mais besteht. Von Gewächsen gibt es eine reichliche Auswahl, man hat Yams- und Maniokwurzeln, süße Kartoffeln, Pisang und verschiedene Suppenkräuter. Wir sahen hier die Ueberreste eines sehr großen Walfisches, der vor einiger Zeit ans Ufer verschlagen worden war.

Unser Weg führte noch immer über den lockeren Sand der Küste, und nachdem wir abermals eine Meile zurückgelegt, erreichten wir den Fluß Amissa, den man richtiger einen See nennen könnte. Die ganze übrige Gesellschaft wurde von ihren zeitherigen Trägern hinübergeschafft, ich selber aber ließ mich in einem der Kanoes des Häuptlings oder Cabozirs übersetzen, das zufällig bei der Hand war. Hierauf begaben wir uns sogleich in das Krum oder Dorf, das mit dem See oder Flusse einerlei Namen führt. Der alte Cabozir nahm uns sehr freundlich auf und ließ bald ein Haus für uns einräumen. Wir machten dann zunächst eine Wanderung um das sehr anmuthig gelegene Dorf. Der Boden ist schwarz, lehmig und sehr fruchtbar, denn er trägt viele

Kokos-, Bananen- und Pisangbäume und wild wachsende Ananas.

Nach dieser Wanderung gingen wir zum Flusse zurück, um ein Bad zu nehmen, und fanden, daß er, seit wir ihn überschritten hatten, bedeutend gewachsen war, da zur Fluthzeit das Meer in ihn eindringt. Er hat sich jedoch hier ziemlich verdämmt. Das Wasser dieses Sees ist sehr salzig, obgleich er fortwährend von einem aus Nordwesten kommenden süßen Flusse gespeist wird. Dieser Fluß bildet in geringer Entfernung östlich vom Meere eine Lagune. In unsere Wohnung zurückgekehrt, die eben nichts Anderes darbot als die nackten Wände, nahmen wir, am Boden sitzend, ein tüchtiges Abendessen ein, und späterhin erschien der gute alte Cabozir mit einigen seiner Anführer und trank ein Glas Grog mit uns. So saßen wir bis zwölf Uhr, als endlich einer von unserer Gesellschaft, der etwas zu viel getrunken hatte, ein wenig zänkisch wurde und zufällig das Licht umwarf, sodaß wir uns, da es keine Fenster in dem Hause gab, durch welche das Mondlicht hätte eindringen können, in völliger Dunkelheit befanden. Der alte Cabozir schien gewaltig erschrocken zu sein und schlang, Schutz suchend, beide Arme um meinen Leib. Es wurde jedoch mit Hilfe eines Feuerzeugs bald wieder Licht angezündet, und wir bemerkten zu unserer Ueberraschung, daß des Cabozirs Begleiter entflohen waren, denn sie hatten in dieser plötzlichen Dunkelheit

eine verrätherische Absicht vermuthet. Der alte Cabozir wurde aber bald vom Gegentheil überzeugt, und ich geleitete ihn nach seiner Wohnung. Als ich zurückkehrte, legte sich die ganze Gesellschaft zur Ruhe. Ich hatte mir von dem Häuptling eine Matte geliehen, und die Anderen lagen in ihren Körben; aber es gab hier so viele Mosquitos, daß an Ruhe nicht zu denken war. Gegen halb drei Uhr Morgens verließ mein Freund Brewe mit seiner Frau das Haus und machte einen Versuch, auf der Straße zu schlafen, als sie aber hier von noch größeren Schaaren ihrer Peiniger überfallen wurden, beschlossen sie, nach Annamabu zurückzukehren. Da ich jedoch auf einem nichtswürdigen Wege und unter der brennendsten Sonne bereits zwölf Meilen zurückgelegt hatte, so fühlte ich mich durchaus nicht geneigt, sie zu begleiten; hatten wir doch noch nichts von der Umgegend gesehen und überdieß auch unser Reiseziel noch nicht erreicht.

Aber meine Vorstellungen blieben fruchtlos. Herr Brewe war entschlossen, wieder umzukehren, und weckte meinen anderen Freund, der sich unter dem schützenden Einfluß des Bacchus eines festen Schlafes erfreute. Die Mosquitos hatten ihn nicht belästigt, und er wünschte sehnlichst, man möchte bis zum Morgen warten. Herr Brewe ließ sich jedoch nicht abhalten und befahl seinen Leuten, sich reisefertig zu machen. Ich beschloß dessenungeachtet, allein zurückzubleiben. Herr Brewe war sehr

um meine Sicherheit besorgt und überließ mir für die nächsten zwei Tage die Lebensmittel, die wir bei uns führten und die mir höchlich willkommen waren, da unser Geld in diesem Lande, wo man nur mit Kauris bezahlt, keinen Werth hatte.

Nachdem meine Freunde mich verlassen hatten, legte ich mich vor die Hütte und wollte eben einschlafen, als ich mich an meiner Mütze berührt fühlte. Ich glaubte, es sei ein Hund oder ein Ferkel, das meinen Kopf beschnüffele, und war daher keineswegs erschrocken; indem ich mich aber bewegte und den unwillkommenen Gast zu verscheuchen suchte, bemerkte ich, daß das Thier bei seiner Flucht weit mehr Geräusch machte, als es einem Hunde möglich zu sein schien, und zugleich auch viel schneller lief als ein Schwein. Ich stand auf, und indem das Thier wieder an mir vorübersprang, da es sich bei seinem ersten Fluchtversuch unter die Häuser verirrt hatte, erkannte ich zu meiner Ueberraschung, daß es eine große Hyäne oder ein sogenannter Bataku war.

Der alte Cabozir, dem ich, als er am Morgen zu mir kam, von diesem Abenteuer erzählte, wünschte mir Glück, daß ich so gut davon gekommen sei, denn er versicherte mir, diese Thiere trügen nicht selten einen Ochsen oder ein Schwein hinweg.

Nach dem Frühstück kam der Alte wieder und lud mich ein, in sein Haus zu kommen, um mich seiner

Familie vorstellen zu lassen und mit ihm zu trinken. Er nöthigte mich, einige Tage bei ihm zu bleiben, aber ich bat um Entschuldigung und versprach ihm, ein andermal auf längere Zeit bei ihm einzusprechen. Das Dorf hat nach der Magnetnadel fast dieselbe Lage, wie die beiden anderen bereits erwähnten Orte.

Am ersten December früh zehn Uhr trat ich meine Reise nach dem nur zwei Meilen entfernten Flusse Anaqua an. Es war jetzt trockene Jahreszeit und der Fluß daher sehr klein. Er ergießt sich in die Lagune, die ich auf meinem Wege nach dem kleinen Dorfe, Arsafah zu passiren hatte. Dieses Dorf liegt zwischen der Lagune und dem Meere, aber dicht an dem letzteren. Seine Einwohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Fischfang, doch wird eine kleine Strecke landeinwärts sehr viel Korn erbaut, das man häufig zur Verschiffung hierher bringt und zuweilen mit einem halben Schilling für den Scheffel verkauft.

Der Boden ist hier weit fruchtbarer als in Cape-Coast. Kokosbäume wachsen hier in großer Menge, obgleich es am Meere keine Bäume von bedeutender Größe gibt. Das Land ist meist mit Sträuchern und kleinen, zehn bis zwöf Fuß hohen Bäumen bedeckt. Hier sah ich einige ungemein schön gefiederte Vögel. Sie sind sehr unstät, und nur wenige haben an irgend einem Theile der Küste ihren beständigen Aufenthalt. Die meisten

ziehen alle drei Monate weiter, und einige verweilen nur wenige Tage, ohne hier zu brüten, wahrscheinlich weil die Gegend zu nahe am Meere liegt. Die in dieser Lagune gefangenen Fische sind weit wohlschmeckender als diejenigen, die man im Meere fängt.

Die Bewohner dieses Ortes haben viel Aehnlichkeit mit denen von Accra; sie sind besser gebaut als die Bewohner von Cape-Coast und haben schöner geformte Köpfe. Ich erfuhr auf meine Erkundigung bei einigen alten Leuten, daß sie weit aus dem Inneren gekommen wären und verschiedenen Stämmen angehörten, die ich an ihrer Gesichtsbildung unterscheiden konnte. Selbst einige Mauren und Araber waren bis zu diesem Theile der westlichen Küste vorgedrungen. Auch hier ist Trägheit der vorherrschende Charakterzug; die Leute sind dem Spiele und dem Trunke ergeben, und ihr Lieblingsgetränk ist Rum oder Palmwein. Schafe, Ziegen, Ferkel und Geflügel gibt es in Ueberfluß, aber sie sind kleiner als unter den kälteren Himmelsstrichen. Im westlichen und mittlen Afrika tragen die Schafe nicht ein wolliges, sondern ein haariges Fell, wie die Ziegen in Europa.

Nachdem ich mein Mittagessen eingenommen, trat ich längs der Küste den Rückweg nach Annamabu an, der bedeutend beschwerlicher war als meine Wanderung vom Amissa durch die Wälder. Am Abend erreichte ich Accra

und übernachtete hier unter dem gastlichen Dache des Missionshauses.

In der zehnten Morgenstunde des zweiten Decembers zog ich weiter und war um fünf Uhr Abends in Annamabu. Hier verweilte ich abermals einige Tage bei meinem Freunde Brewe, und als ich mich entschlossen hatte, nach Cape-Coast zurückzukehren, verschaffte mir mein Freund, Herr Cobble, ein Kanoe, in welchem ich nach einer vierzehntägigen Abwesenheit glücklich dahin gelangte. Mir wurde von Seiten Herrn Hutton's und aller hiesigen Kaufleute, sowie von den Offizieren der Garnison auf's Neue die freundlichste Aufmerksamkeit zu Theil. Die Letzteren nöthigten mich häufig, ein Ehrengast ihres Tisches zu werden, und ich hoffe, sie werden mir verzeihen, wenn ich aus Dankbarkeit für so viel Güte und Großmuth ihre Namen nenne. Sie gehörten zum ersten westindischen Regimente und bestanden aus dem Lieutenant Pogson, der das Fort befehligte, dem Lieutnant Anton, dem Kommissar Roß und dem Arzt Dr. M'Hardy.

Ich erwartete hier die Antwort des Königs von Aschanti auf den bereits erwähnten, vom Gouverneur Hill an ihn gerichteten Brief. Sie wurde zu gehöriger Zeit abgesendet und lautete so, daß der König sich freuen werde, mich in Kumassi zu sehen, und mir bis zum Konggebirge ein sicheres Geleit geben wolle. Als er aber bald nachher von der Ermordung eines seiner Unterthanen

hörte, ließ er den Boten des Gouverneurs durch einen Expressen zurückrufen, nahm ihm den ersten Brief wieder ab und gab ihm dafür einen anderen, worin der Gouverneur benachrichtigt wurde, daß sich der König zwar freuen würde, mich in Kumassi zu sehen, mir aber in Folge des verübten Mordes nicht erlauben könnte, weiter zu reisen. Zu gleicher Zeit langte einer seiner eigenen Boten mit einem großen Gefolge von Dienern an, der dieselbe Nachricht überbrachte. Der Gouverneur stimmte mir bei, daß es nutzlos sein würde, nach Kumassi zu gehen, wenn ich nicht hoffen dürfe, weiter vorzudringen. Quako, der Bote des Königs, wurde demnach von dem Gouverneur beauftragt, seinem Gebieter zu melden, daß ich ihn nicht belästigen würde, sobald mir nicht erlaubt wäre, die Gränzen seines Gebietes zu überschreiten.

Diese Botschaft war für den König wahrscheinlich sehr betrübend, und ich muß hierbei erwähnen, daß mich Gouverneur Hill durch das Interesse, welches er an meiner beabsichtigten Reise nahm, sowie durch die freundliche Behandlung, welche er mir während meines Aufenthalts in Cape-Coast erwies, zu großem Danke verpflichtete.

Nachdem ich bei meinem edelmüthigen und gastfreien Freunde, Herrn Hutton, ein sehr angenehmes Weihnachtsfest verlebt und auch den Neujahrstag, so weit als es in diesem Lande möglich war, nach echt englischer

Sitte gefeiert hatte, reisete ich am zweiten Januar 1845 in Begleitung des Herrn Hutton, des Herrn Smith und der Prinzen von Aschanti, die eben in Cape=Coast waren, um von dem britischen Gouvernement ihre Pension in Empfang zu nehmen, nach einer ziemlich bedeutenden Stadt, die fast in nordwestlicher Richtung zwanzig Meilen von Cape=Coast entfernt lag. Unser Weg führte durch eine Kaffeepflanzung, die früher einem Herrn Swansea gehört hatte, jetzt aber im Besitz der Missionsanstalt von Cape=Coast war. Sie befand sich in sehr vernachlässigtem Zustande, weil die eingeborenen Arbeiter nur schwer zu bewegen sind, ihre Pflicht zu thun.

Ein eingeborener Aufseher ist nur allzugewöhnlich der faulste der ganzen Gesellschaft und nur allzugeneigt, Diejenigen, über welche er gesetzt ist, zum Trotz gegen ihre Arbeitsherren zu ermuntern. Einige Philanthropen werden diese Bemerkung vielleicht lieblos finden; wer aber den Charakter dieses Volkes nur irgend kennen gelernt hat, wird mir beistimmen. Die Pflanzung hat eine ziemlich gut gewählte Lage in unmittelbarer Nähe eines Flusses und ist mit einem Wohnhaus versehen, das sehr anmuthig auf einer nicht unbedeutenden Höhe steht. In dem Garten wachsen einige schöne Orangen=, Limonen= und Brotfruchtbäume nebst anderen kleineren Gewächsen und Ananas in Ueberfluß. Die in der Pflanzung stehenden Kaffeebäume sind sehr gesund, aber von Gras und Unkraut,

das in dieser Gegend sehr schnell emporwächst, fast erstickt. Die Ananas sind von bedeutender Größe.

Auf der anderen Seite des Flusses besteht der Boden aus einem trefflichen schwarzen Lehm und würde eine zweckmäßige Bebauung jedenfalls gut verzinsen. Dieser Ort heißt Napoleon, welchen Namen ich nicht zu erklären weiß. Nachdem wir den Fluß an einer dreißig Fuß breiten, in trockener Jahreszeit aber nur einen Fuß tiefen Furt überschritten hatten und in nordwestlicher Richtung drei Meilen weiter gegangen waren, erreichten wir ein hübsches kleines Dorf, Namens Eyau Awkwano, mit ungefähr zweihundert Einwohnern. Es liegt acht Meilen von Cape-Coast und wird von einem sehr schönen schwarzen Cabozir regiert, der bei aller ihm eigenen Gutmüthigkeit, wie all' diese Häuptlinge, ein Freund von ansehnlichen Geschenken ist, aber sie sehr ungern erwiedert. Wir hielten hier zum Frühstück, da wir den nöthigen vesten wie flüssigen Zehrbedarf bei uns führten.

Nachdem wir zwei Stunden geruht hatten, brachen wir wieder auf und verfolgten einen sehr rauhen, engen Pfad, der fortwährend von Baumstummeln unterbrochen wurde, da man bei der Lichtung des Landes, das man zum Anbau auserwählt hat, das Strauchholz nur niederbrennt, nicht ausrottet. Ein solcher Weg war für unsere Füße nicht eben angenehm; nachdem wir aber von dem genannten Dorfe aus drei Meilen zurückgelegt hatten,

erreichten wir ein weit größeres von ungefähr tausend Einwohnern, die fast alle zum Vorschein kamen und unseren Reisezug beschauten. Diese zwei Dörfer sind anmuthig gelegen und von trefflichem Boden umgeben. Die Einwohner nähren sich hauptsächlich von den Erzeugnissen ihrer Ländereien, als Korn, Yams- und Maniokwurzeln, Bananen und Pisangfrüchten. Die Orangen und Citronen wachsen wild, eben so die Ananas, die man sammelt und in Cape-Coast gegen englische Zeuche, Schießgewehre, Rum oder gegen getrocknete Fische austauscht.

Jenseit des letzten Dorfes wird der Pfad noch rauher, ist jedoch von großen, schönen, aber eigenthümlichen und mit mannigfaltigen Kletterpflanzen geschmückten Bäumen überwölbt. Alle großen Breter und Balken, die man nach Cape-Coast bringt, kommen aus dieser Gegend; sie werden von Sklaven fortgeschafft, welche in gewissen Zwischenräumen aufgestellt sind und sich einander ablösen, und von welchen ein jeder einen großen Balken oder zwei Breter zehn bis zwölf Meilen weit auf seinem Kopfe trägt. Es ist dieß besonders für Mädchen unstreitig eine harte Arbeit.

Diese Sklaven sind während des ganzen Jahres nur einen einzigen Monat auf diese Weise beschäftigt und können die übrigen elf Monate wahrscheinlich ihrer eigenen Arbeit nachgehen. Die Haussklaven werden keineswegs schlecht behandelt; sie sind jederzeit reichlich mit Nahrung versehen, und Kleidung haben sie

nicht nöthig, wenigstens wird mit Ausnahme eines um den Leib geschlungenen Stückes Baumwollenzeuch nichts der Art getragen. Man betrachtet sie als Familienglieder, und wirklichen Mangel gibt es für sie nicht.

Die Balken und Breter liefert zum größten Theil der Adumah, ein großer, schöner Baum mit trefflichem Holze. Man sägt Alles mit Hand- und Bretersägen. Sägemühlen würden hier sehr vortheilhaft sein. Es wachsen in dieser Gegend Baumwollenbäume, die achtundvierzig bis funfzig Fuß im Umfang haben. Man benutzt sie nur zu Kanoes und höhlt zuweilen aus einem einzigen Stamm drei, auch vier große Kähne aus. Das Holz ist zu anderen Zwecken zu weich. Der Name Baumwollenbaum wird viele Leute auf die Vermuthung bringen, daß er die in unseren Manufacturen gebräuchliche Baumwolle erzeuge. Dem ist nicht so. Die auf diesem Baume wachsende Baumwolle ist in länglichen zehn bis zwölf Zoll langen und an beiden Enden wie Eier gerundeten Hülsen enthalten. In einer solchen Hülse befindet sich eine seidenartige Substanz, die man nur zum Ausstopfen von Pfühlen und Kissen benutzt. Die Schoten hangen herab, als wären sie an einen anderthalb Fuß langen Zwirnsfaden gebunden. Der Zwergbaumwollenstrauch, der das in unseren Manufacturen benutzte Material liefert, wächst hier ebenfalls wild. Dieser Strauch ist selten über fünf bis sechs Fuß hoch und hat verschiedene ausgebreitete Stämme.

Aus seiner schönen, entweder rothen oder gelben Blume bildet sich eine runde, flache Kapsel, die ungefähr einen Zoll im Durchmesser hat; sobald diese reif ist, springt sie auf, und ihre Samenkörner sind mit Baumwolle umhüllt, welche man sammelt und von diesen Körnern reinigt. Der Same ist schwarz und gleicht seiner Gestalt nach den Steinen unserer Hagebutten und Mehlbeeren.

Wir überstiegen den Gipfel eines sanft sich abdachenden Berges zwischen zwei reizenden, gut bebauten und mit schönen Bäumen geschmückten Thälern, wo die Aschantis eine ihrer kühnsten Schlachten verloren haben, und erreichten hierauf ein kleines Krum, Namens Amerika, das diesen Namen wahrscheinlich von europäischen Ansiedlern erhalten hat. Hier wurde abermals Halt gemacht und ein Trunk Wasser eingenommen. Die Umgebung dieses kleinen Dorfes ist angebaut, und es gibt hier mehre ungemein hohe, sehr gerade und spiralförmig gewachsene Bäume, woraus man auf eine gute Beschaffenheit des Bodens schließen kann. Der Ort ist achtzehn Meilen von Cape=Coast entfernt. Nachdem wir kurze Zeit gerastet hatten, setzten wir, von dem schlechten Wege ziemlich ermüdet, unsere Reise fort und erreichten in einer halben Stunde Djewkwa, eine hübsche kleine Stadt mit ziemlich guten Lehmhäusern, welche mit einer Regelmäßigkeit gebaut sind, wie man sie in afrikanischen Städten selten zu sehen bekommt. Da wir keinen Boten vorausgesendet hatten, um uns der in

Afrika herrschenden Sitte gemäß anmelden zu lassen, so war der Cabozir nicht vorbereitet, uns zu empfangen; es wurde uns daher angedeutet, daß wir eine Weile warten müßten, und wir lagerten uns, nachdem wir lange Zeit geharrt hatten, ungeduldig unter einem großem Baume auf dem Marktplatze, wo wir auf's Grausamste von sehr großen Ameisen geplagt wurden.

Endlich ließ uns der Cabozir melden, daß er uns empfangen wolle, und wir begaben uns in den Stadttheil, wo er wohnte. Sein Haus war das beßte in der ganzen Stadt, und er selber saß vor der Thüre auf seinem Staatssessel, einem plumpen, hölzernen, mit Messingnägeln bedeckten Stuhle, unter dem Schatten eines weit sich ausbreitenden Baumes, während für uns mehre Sessel und Stühle bereit standen. Der hohe Mann war jedoch so betrunken, daß er uns unmöglich mit der gehörigen Förmlichkeit empfangen konnte, und wir mußten uns mit einer Entschuldigung begnügen, indem er ganz offen gestand, daß er betrunken und folglich außer Stande sei, uns nach Landesbrauch zu begrüßen. Hierauf zog er sich zurück und überließ uns seinem Sohne, der sich dadurch angenehm zu machen suchte, daß er mehre Becher Wein und Bier und verschiedene Becher Branntwein hinunterstürzte. Er war daher bald eben so benebelt wie sein Vater, und nachdem er die Unterhaltung bis elf Uhr fortgesetzt hatte, erhielten wir die Erlaubniß, uns für die Nacht in unsere

Wohnung zurückzuziehen, wo jeder von uns eine Matte, den einzigen bei diesem Volke für nöthig erachteten Hausrath, erhielt.

Zur Saatzeit scheinen die Landwirthe ihre Häuser in der Stadt zu verlassen und, um ihren Feldern näher zu sein, ein Strecke weit hinwegzuziehen; andere leere Häuser gehören Leuten, welche, um nach Gold zu suchen, auf einige Monate in das Innere gehen.

Von der Reise ermüdet, versank ich in einen festen Schlummer und erhob mich am nächsten Morgen neugestärkt von meinem Lager. Nach dem Frühstück ließen wir dem Cabozir melden, daß wir entschlossen wären, sogleich nach Cape-Coast zurückzukehren. Der alte Mann war höchlich getäuscht, als er erfuhr, daß wir nicht einmal wenigstens zwei Tage verweilen wollten; da er sich aber bereits wieder in trunkenem Zustande befand und daher nicht selber kommen und von uns Abschied nehmen konnte, so schickte er zu diesem Zwecke seinen ersten Häuptling und machte uns dabei ein Geschenk an Goldstaub, im Werthe von neun Pfund Sterling, nebst drei fetten Schafen. Wir wußten recht gut, daß er für diese Gabe ein weit größeres Gegengeschenk erwartete; sie wurde daher mit Ausnahme eines einzigen Schafes ausgeschlagen.

Ehe ich zu einem anderen Gegenstand übergehe, dürfte es zweckmäßig sein, über diesen Häuptling etwas Näheres mitzutheilen. Er war einer von den ersten Anführern

des Königs von Aschanti und würde wegen eines Vergehens, das er sich gegen seinen Gebieter hatte zu Schulden kommen lassen, seinen Kopf verloren haben, wäre er nicht mit einigen anderen Häuptlingen nach Cape-Coast entflohen und unter den Schutz des englischen Gouvernements getreten. Seine Gefährten wurden in der Stadt Cape-Coast entweder von den Aschantis eingefangen oder von den Engländern ausgeliefert und hierauf enthauptet; Kudjo Chippo aber, den man in das Fort aufgenommen hatte, wurde gerettet und später von dem Gouverneur zum Cabozir von Djewkwa ernannt. Sein Sohn besuchte einige Jahre die Schule in Cape-Coast, doch kann er jetzt kaum ein Wort Englisch reden. Der Vater ist vom frühesten Morgen an den ganzen Tag über betrunken.

Am dritten Januar nach halb neun Uhr traten wir unseren Rückweg an und erreichten Cape-Coast, nachdem wir mehrmals Halt gemacht, um sechs Uhr Abends.

Es fand sich eine günstige Gelegenheit, alle bedeutenderen Ansiedelungen längs der Küste bis nach Whydah zu besuchen; ich bestieg daher am dreißigsten Januar mit meinem Freunde Hutton dessen Schiff Medora, das uns am ersten Februar nach Winnebah brachte. Wir gingen ans Land und begaben uns sogleich in das Missionshaus, wo wir glücklicher Weise die zwei Missionare Brooking und Chapman trafen, die kürzlich von Kumassi zurückgekehrt waren. Sie kamen jetzt von Accra, und wir

wurden von ihnen sehr freundlich aufgenommen. Als sie am anderen Morgen weiter reis'ten, hinterließen sie die Weisung, mir während meines Aufenthalts in Winnebah alle mögliche Bequemlichkeit zu gewähren.

Dieser Ort eignet sich eben so sehr zum Handel, wie zum Ackerbau. Die Stadt liegt dicht am Meere und sehr nahe an der Mündung eines großen Flusses, der aus dem Inneren kommt und sich in den atlantischen Ocean ergießt. Ihre Häuser sind sehr unregelmäßig aus Lehm erbaut, obgleich es in der Nähe einen trefflichen Quaderstein gibt. Man findet im ganzen Orte nur ein einziges steinernes Haus. Der bedeutendste Handelsartikel ist Palmöl, das aus dem Inneren kommt. Die Einwohner gewinnen durch Fischfang ein ziemlich gutes Auskommen, da das Meer hier sehr fischreich ist; die Fische werden getrocknet und in das Innere gebracht, wo man Goldstaub dagegen eintauscht. Dieses Trocknen geschieht auf sehr einfache Weise. Wenn die Fische größer sind als ein kleiner Hering, so werden sie am Rücken aufgeschlitzt, in die Sonne gelegt und zweimal des Tages umgewendet, worauf sie am zweiten Tage, ohne daß man das mindeste Salz hinzugethan, vollständig gepökelt sind. Auch werden sehr viele Haifische getrocknet, die man, wenn sie groß sind, in mehre Stücke zerschneidet. In Winnebah wird der Fisch nicht geräuchert, wie an vielen anderen Orten.

Ich habe nirgend an dieser Küste eine so große

Sitten- und Charakterverschiedenheit wahrgenommen, als hier. Es gibt in dieser Stadt Eingeborene aus zwei Drittheilen von ganz Afrika, und wer die verschiedenen afrikanischen Stämme an ihren Zügen zu unterscheiden weiß, kann sie leicht herausfinden. Man hat sie ohne Zweifel aus verschiedenen Theilen des Inneren als Sklaven hierher gebracht. Die Männer sind meist große, athletische Gestalten, und die Frauen weit schöner, als man sie in Cape-Coast zu sehen bekommt. Sie scheinen sehr heiter und lebhaft und, wie all' ihre Landsleute, sehr putzsüchtig zu sein.

Schweine, Ochsen, Schafe, Ziegen, Geflügel, Enten und Truthühner gibt es in der Umgegend in Menge und von der beßten Art.

Unmittelbar hinter der Stadt bildet das Land eine schöne, hier und da mit Baumgruppen besetzte Ebene, und der Boden ist schwarz und fruchtbar. Zehn Meilen entfernt, erhebt sich eine Bergkette. Den westlichen Endpunkt bildet der ungefähr vierhundert Fuß hohe sogenannte Teufelsberg, nordwestlich von Winnebah. Die ganze umliegende Gegend gleicht einem schönen englischen Park. Der tiefere oder westliche Theil dieser Ebene wird in der Regenzeit überschwemmt und in einen See umgewandelt. Ich untersuchte die Vegetation und den Boden dieses Sees und fand sein Ufer mit einer kleinen Pflanze bedeckt, welche die Einwohner Yanwin nennen, und die fast an allen Salzseen dieser Küste wächst. Diese Pflanze wird hier

als Arznei benutzt, und man findet sie unter dem Namen Meerfenchel auch an europäischen Meeresgestaden. Sie beweist, daß in der Regenzeit, wo der Fluß bedeutend angeschwollen ist, das Meer um Vieles höher steigt und das Wasser des Flusses und dieses Sees salzig macht, da ich diese Pflanze, die selber einen sehr salzigen Geschmack hat, nie in süßem Wasser gefunden habe.

Der Fluß Jensu, der sich ungefähr drei Viertelmeilen von Winnebah in das Meer ergießt, soll nach Angabe der Eingeborenen bis zu zweihundert Meilen aufwärts schiffbar sein; ich verfolgte ihn jedoch nur sechs bis sieben Meilen weit. Während der Ebbezeit ist er an seiner Mündung sehr seicht, da sich hier, wie vor allen Flußmündungen an diesem Theile der afrikanischen Küste, durch die mächtige Brandung ein Riff gebildet hat. Eine halbe Meile aufwärts vertieft er sich, und seine Ufer steigen abschüssig und ungefähr fünf Fuß hoch über den Wasserspiegel empor. In der trockenen Jahreszeit hat er eine sehr träge Strömung. Zwei Meilen vom Meere sind beide Ufer mit Bäumen und hohen Sträuchern geschmückt, in deren Laubwerk eine große Anzahl verschiedenartiger, schön gefiederter Vögel lebt. Ich erkannte darunter zwei Arten des Königsfischers, eine von der Größe einer Drossel und eine andere klein wie eine Meise und weit dunkelfarbiger als die erstere. Es gibt hier viele und sehr große Alligatoren, und ich bemerkte, daß das Meer sehr weit in den Jensu einströmt.

Fünfter Abschnitt.

Gesetze. Schutzlosigkeit der Weißen. Aberglaube. Fetischhäuser. Farbe, Sitten und Gebräuche der Einwohner. Trunksucht. Eine widrige Vernachlässigung. Verschiedenartig geschorene Köpfe. Rechnungsweise. Namen. Einwohnerzahl. Accra. Herr Bannermann und seine Gastfreundschaft. Dänisch-Accra. Ein Attentat gegen den Gouverneur. Englisch-Accra und sein Handel. Courant. Die Häuser der Kaufleute. Früchte und Blumen. Uebler Ruf der Eingeborenen. Ihre Mischung. Beschneidung. Seltsame Art, die Kinder zu tragen. Erzeugnisse. Ein Salzsee. Boden. Spielen und Trinken. Bevölkerung von Englisch-Accra. Viehstand. Abfahrt nach Ahguay. Hutton's Factorei daselbst. Ein betrunkener Cabozir und sein Gefolge. Ein Fetischweib. Eingeborene. Sklavenhändler. Baumwolle und Indigo. Märkte. Behandlung der Sklaven. Afrikanische Charakterzüge. Fische und Krabben. Alligatoren. Pflanzen und Früchte. Die Sammettamarinde. Popoe. Herr Lawson, ein eingeborener Kaufmann, und seine Frauen. Sklavenhandel. Bevölkerung. Spielen und Trinken. Kankie. Herrn de Suza's Sklavenanstalt. Seine Haussklaven. Lärmender Empfang in Popoe. Sklaven in Ketten.

Die heimischen Gesetze sind nicht eben streng. Den Diebstahl bestraft man, je nachdem er mehr oder weniger bedeutend ist, mit einer Geldbuße, mit Gefängniß oder Staupenschlag. Ein Ehebrecher muß den Preis zahlen,

für welchen die Ehebrecherin von ihrem Gatten erkauft ward, und das Weib ist dann sein Eigenthum; die weibliche Tugend steht jedoch in so geringem Werthe, daß viele Männer ihren weniger begünstigten Frauen absichtlich Gelegenheit zur Untreue bieten, um Geld zu gewinnen und sich ihrer auf diese Weise zu entledigen. Ein Weib kostet hier wie in Cap-Coast gewöhnlich sechszehn Dollars. Frauen, die über zwanzig Jahre zählen, werden selten gekauft; sie sind gewöhnlich fünf bis sechs Jahre jünger, so daß ein sehr alter Mann häufig ein Dutzend Weiber hat, die bedeutend jünger sind als seine Töchter. Von einer Zuneigung zwischen Mann und Weib, oder zwischen Aeltern und Kindern ist kaum eine Spur vorhanden. Mir wurden von vielen Aeltern Töchter und Söhne als Sklaven feilgeboten, und man kann wohl sagen, daß diese Leute, was die Aelternliebe anlangt, noch unter den Thieren stehen.

Der Cabozir ist in Winnebah Richter und oberste Magistratsperson, und seine Hauptleute bilden seinen Rath oder seine Jury; ein beraubter Weißer wird jedoch selten Beistand finden, da er bei den Eingeborenen für eine rechtmäßige Beute gilt und der Cabozir wahrscheinlich seinen Theil von dem Raube erhält. So oft ich daher eines Diebes habhaft wurde, ertheilte ich ihm selber eine tüchtige Prügelstrafe. Es gibt in dieser Stadt, wie überall längs der Küste, zahlreiche Fetischhäuser, und das von dem

Volke verehrte Götzenbild ist eine plumpe, aus Thon gefertigte sitzende Figur, welche mit einem menschlichen Wesen so viel Aehnlichkeit hat, als der Künstler ihr geben kann. An gewissen Tagen werfen die Eingeborenen, so oft sie sich einer ihrer geheiligten Stätten nähern, sich nieder und küssen ehrfurchtsvoll den Boden. Nichts beleidigt sie mehr als Verachtung gegen ihren Fetisch; ganz besonders aber erweckt ein solches Vergehen den Zorn ihrer Fetischmänner oder Priester. Es gibt auf diesem Theile der Küste auch viele Fetischweiber.

Die Farbe der Eingeborenen ist in Folge der Mischung mehrer Stämme sehr verschieden. Die reinste Race ist gut schwarz, wie man es nennt, wollhaarig und mit einer hohen, nach oben schmal und rund zulaufenden Stirn versehen. Als durchschnittliches Körpermaß kann man für die Männer fünf Fuß neun Zoll, für die Frauen fünf Fuß sechs Zoll annehmen. Sie sind gut gebaut. Ihre Kleidung besteht gewöhnlich in einem um die Lenden gewundenen Stück Zeuch; jüngere Personen beiderlei Geschlechts gehen jedoch ganz nackt. Sie waschen sich gewöhnlich einmal in vierundzwanzig Stunden, liegen aber wie Ferkel unter einander gemengt auf dem Boden. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Yamswurzeln, Pisang, Kankie, Fischen und Palmöl. Der Cabozir und seine Häuptleute betranken sich gewöhnlich alle vierundzwanzig Stunden zweimal in Palmwein, Peto und Rum.

Man scheint bei der Geburt männlicher Kinder hinsichtlich der Losschneidung der Nabelschnur mit großer Nachlässigkeit zu Werke zu gehen. Es gibt viele Knaben und selbst Männer, bei welchen der Nabel so groß wie ein Entenei hervorsteht. Die Köpfe schert man sich auf sehr verschiedene Weise; Einige lassen nur auf dem Wirbel oder auf der einen Seite unmittelbar über dem Ohre ein Büschel stehen, Andere tragen schmale Haarstreifen, die von der Mitte der Stirn nach dem Scheitel gehen, und bei noch Anderen laufen sie von einem Ohre zum anderen, so daß sie den Kopf in vier Theile theilen. Von Buchstaben oder Ziffern hat man hier keinen Begriff. Das Kerbholz besteht aus Maiskörnern, wovon man so viel, als die Rechnung der Schuldner beträgt, in einen kleinen Beutel thut, während in einem anderen auf gleiche Weise die Forderung des Gläubigers angemerkt wird. Zunamen sind auf diesem Theile der westlichen Küste nicht gebräuchlich*), bei

*) Die Eingeborenen benennen ihre Kinder nach dem Tage der Woche, an dem sie zur Welt kommen, und wenn mehr als ein Kind an einem und demselben Tage geboren wird, so hilft man sich mit der Bezeichnung der Erste, der Zweite u. s. w.

Sonntag: Quesera.	Donnerstag: Yowda.
Montag: Adjuda.	Freitag: Feera.
Dienstag: Benada.	Sonnabend: Memenda.
Mittwoch: Ewkra.	

Namen:

	Männliche:	Weibliche:
Sonntag:	Quashie.	Aquesua.
Montag:	Kudjo.	Adjewa.

denjenigen ausgenommen, die einige Erziehung genossen haben, deren Zahl aber im Verhältniß zu der Zeit, seit welcher es hier Missionsanstalten und Schulen gibt, sehr gering ist. Die Stadt Winnebah hat ungefähr viertausend Einwohner.

Am fünften Februar 1845 segelten wir von Winnebah ab und landeten bei Accra. Den sechsten Morgens begab ich mich ans Ufer und besuchte Herrn Bannerman, dessen Gastfreundschaft und Güte allen Europäern bekannt sind. Nachdem ich bei ihm gefrühstückt hatte, sprach ich noch bei einigen anderen Freunden ein und nahm meine Wohnung bei Herrn Gedge, einem hier angesiedelten englischen Kaufmann. Er brachte mich hinüber nach Dänisch-Accra, wo wir den Gouverneur, einen sehr freundlichen Mann, besuchten.

Zwei Tage vor meiner Ankunft in Accra, hatte dieser Gouverneur sich genöthigt gesehen, einen Theil der Stadt in Trümmer zu legen, weil die Bewohner der zerstörten Häuser eine Anzahl Bösewichte beherbergt hatten, welche in der Absicht, ihn zu ermorden, aus den Wäldern gekommen waren.

Namen:

	Männliche:	Weibliche:
Dienstag:	Kobra.	Xabinaba.
Mittwoch:	Quako.	Akua.
Donnerstag:	Quaow.	Yaba.
Freitag:	Kaffee.	Efwa.
Sonnabend:	Quamina.	Amma.

Die ungefähr aus fünfzig Bewaffneten bestehende Bande hatte sich am Ufer aufgestellt, um dem Gouverneur aufzulauern, sobald er von einem in der Rhede vor Anker liegenden dänischen Schiffe, dessen Befehlshaber er besucht hatte, wieder ans Land kommen würde; aber ehe sich noch das Boot bis auf Schußweite dem Ufer genähert hatte, wurde es durch ein Warnungszeichen vom Fort aus ermahnt, sich fern zu halten. Der Gouverneur kehrte hierauf nach dem Schiffe zurück und führte in einem anderen Boote einige Seeleute heran, welche diese Bande bald in die Flucht trieben. Nachdem er erfahren hatte, wo sie verborgen gewesen war, ließ er diesen Theil der Stadt beschießen. Ich besuchte diese Trümmer, und es war ein trauriger Anblick, so viel Häuser in Asche liegen zu sehen, während ihre ehemaligen Einwohner mit der wenigen Habe, welche sie dem Verderben entrissen hatten, an den Gränzen der Stadt gelagert waren. Zum Glück ereignete sich dieß in der trockenen Jahreszeit, die armen Obdachlosen hatten daher weniger Ungemach zu ertragen, als es außerdem der Fall gewesen sein würde. Aber diese Leute fühlen die Zerstörung ihrer Häuser um so schmerzlicher, da ihre Wohnungen zugleich auch ihre Familiengrabstätten sind; denn jedes verstorbene Glied der Familie wird unter den Estrich versenkt. Das größte Unglück aber war, daß sie ihre Häuser nicht wieder aufbauen durften, weil der Gouverneur die Absicht hatte, auf der Stelle der Trümmer Baracken anzulegen.

Die Ursache dieses unglückseligen Ereignisses war folgende. Der Häuptling des Landes Aquapim hatte einen nebenbuhlerischen Bruder, welcher seinen Anspruch auf das Land damit geltend machte, daß er, obgleich nicht der gesetzliche Erbe, nach dem herrschenden Gebrauch vom Volke erwählt worden sei. Man beschloß daher, die Entscheidung dieses Streites dem Gouverneur des dänischen Forts anheimzustellen. Die zwei nebenbuhlerischen Häuptlinge begaben sich demnach, wie es in solchen Fällen herkömmlich ist, nach Accra und warteten, bis dem Gouverneur ihre Ankunft gemeldet war, einstweilen auf dem Marktplatze. Mittlerweile begann eine der Parteien eine Unterredung, aber der gesetzliche Erbe erklärte, daß er sich nur vor dem Gouverneur in Verhandlungen einlassen werde. Es folgten heftige Worte, die usurpirende Partei holte ihre Waffen herbei und feuerte ohne Umstände auf ihre Gegner, so daß nicht nur viele von diesen, sondern auch mehre Personen, die mit der Sache gar nichts zu thun hatten, getödtet oder verwundet wurden. Dieß erbitterte die Gegner und zugleich auch das Volk von Dänisch-Accra; die Feinde wurden augenblicklich angegriffen, in die Flucht getrieben und verfolgt. Man hatte sie bald erreicht und zwang sie zu einem Kampfe, in welchem auf beiden Seiten Viele ihren Tod fanden. Von der usurpirenden Partei wurden sechs Anführer mit ihrem Häuptling Owusu enthauptet und ihre Köpfe nach Accra zurück-

gebracht und hier dicht vor dem Thore des Forts aufgesteckt. Als der Gouverneur hiervon hörte, ließ er die Köpfe begraben und begab sich, sobald als es sich thun ließ, in das Land Aquapim, um den Streit wo möglich zu erledigen. Dieß konnte jedoch nicht zur Zufriedenheit beider Parteien geschehen, und die usurpirende Partei, deren Häuptling getödtet worden war, beschloß daher, den dänischen Gouverneur zu ermorden. Wie dieser Plan vereitelt wurde, ist bereits erzählt worden. Die nebenbuhlerischen Häuptlinge hießen Ahdum und Owusu.

Englisch-Accra hat eine gute Lage an der Meeresküste unter 5⁰ 91′ 9″ nördlicher Breite und 11′ 5″ westlicher Länge; Niederländisch-Accra liegt daneben. Dieser Ort treibt bedeutenden Handel mit Gold, Palmöl und Elfenbein. Der englische Handel hat jedoch neuerdings sehr abgenommen, weil die ganze Küste von vielen amerikanischen Schiffen besucht und mit sehr geringen, folglich auch sehr billigen Waaren versorgt wird. Die amerikanischen Kapitaine hausiren mit ihren Waaren in allen Küstenstädten, und da die Eingeborenen eine gute Waare von einer schlechten nicht zu unterscheiden wissen, so wird der angesiedelte Kaufmann, der sehr große Kosten hat, bedeutend beeinträchtigt. Dollars und Kauris bilden das eigentliche Courant, doch werden die dem Lande nöthigen Waaren, als Baumwolle, Zeuche, Feuergewehre, Schießpulver und Flintensteine, gewöhnlich gegen Oel, Elfenbein und Gold eingetauscht.

Es leben in Accra mehre schon lange angesiedelte, sowohl eingeborene als auch englische Kaufleute. Unter den Ersteren gibt es sehr achtbare Männer, welche in England erzogen worden sind und für Accras Emporblühen viel gewirkt haben. Ihre Häuser sind, soweit dieß mit einem Klima vereinbar ist, wo das Thermometer im Schatten von 82 bis zu 87° steigt, nach englischem Geschmack gebaut und mit großen Gärten und Anlagen versehen, die aber, so kostspielig sie auch sind, wenig eintragen, da der Boden in unmittelbarer Nähe sehr dürr und sandig ist.

Es wachsen hier Cactusarten und Stachelbirnen in großer Menge. Auch gibt es in der Umgegend sehr fruchtreiche Akaju-Nußbäume, sowie Orangen, Limonen, Bananen, Pisang und Ananas, und außerdem noch eine andere sehr köstliche Frucht, die an dieser Küste nicht sehr häufig ist, den Coromantine- oder Cromantine-Apfel, den man nach der bei Annamabu liegenden niederländschen Ansiedlung dieses Namens benannt hat. Sein eigentlicher Name ist Arombobgway. Die Frucht hat die Größe eines Hühnereies und ziemlich die Gestalt einer Birne; ihre Farbe ist dunkelgelb, die Schale glatt und die Süßigkeit des Geschmacks mit einer leichten Säure gemischt. Bei den Eingeborenen steht sie als ein Schutzmittel gegen die Seekrankheit in hohem Ansehen. Die Samenkörner, deren sie vier enthält, sind länglich, ungefähr drei Viertelzoll lang, am

Rande sehr dünn und nach der Mitte allmälig bis zu drei Achtelzoll sich verdickend.

Die Eingeborenen von Accra gelten bei ihren Landsleuten von Cap-Coast bis Benin für die geschicktesten Diebe an der ganzen Küste; ich habe jedoch in dieser Beziehung keinen großen Unterschied wahrgenommen; sie haben, was das Stehlen anlangt, alle zusammen eine größere Gewandtheit, als sich gebührt, und der Weiße gilt überall und in allen Fällen für eine rechtmäßige Beute. Selbst auf dem Markte wird dem Europäer das Vierfache des eigentlichen Preises abverlangt. Die Bevölkerung ist hier wie in Winnebah sehr gemischt, doch sind die Mulatten im Verhältniß zur Bevölkerung eines jeden dieser beiden Orte bedeutend überwiegend. Dieß hat ohne Zweifel seinen Grund in dem größeren Verkehr mit Europäern. Bei einem großen Theil der Eingeborenen herrscht die Sitte der Beschneidung; sie wurde von einigen aus dem Inneren gebrachten Sklaven eingeführt, und ich hatte sie auch bereits im Jahre **1841** in mehren Städten an den Ufern des Nigers wahrgenommen. In Accra werden die Kinder gewöhnlich im zehnten oder elften Jahre beschnitten, und der Knabe trägt so lange, bis die Wunde geheilt ist, eine viereckige Matte.

Viele männliche und weibliche Eingeborene gehen bis in ihr zwölftes oder dreizehntes Jahr völlig nackt, und späterhin verhüllen sie mit sehr wenigen Ausnahmen nur

ihre Lenden. Die Frauen tragen bei der Verrichtung ihrer häuslichen Arbeiten und selbst auf ihren weiteren Ausflügen in den Wald, wo sie Lebensmittel für ihre Familie oder für den Markt einkaufen, fortwährend ihre Kinder auf dem Rücken. Alle mühsamen Arbeiten liegen übrigens den Frauen ob; Fischen und Pflanzen ist die einzige Arbeit, die vom Manne verrichtet wird. Das von der Mutter auf dem Rücken oder auf den Hüften getragene Kind sitzt auf einem Kankie — einem halbmondförmigen Polster, oder Sattel, der fest um die Lenden geschnürt ist, während der Oberkörper des Kindes mit einem Streifen inländischen Zeuches an den Körper der Mutter gebunden wird. Wenn das Kind nach Milch verlangt, so streckt es häufig seinen Kopf auf die Vorderseite und erfaßt die Brust mit beiden Händen, um beim Saugen einen Halt zu haben, während die Mutter ungehindert weiter geht und dabei vielleicht hundert Pfund Yams oder Früchte zwölf bis fünfzehn Meilen weit auf ihrem Kopfe trägt. Die Brüste der Frauen sind gewöhnlich bedeutend länger und schlaffer als bei den Europäerinnen und hangen häufig bis auf den Leib herab, was für den auf seinem Sattel sitzenden Säugling sehr bequem ist.

Während der trockenen Jahreszeit schlafen die Eingeborenen der westlichen Küste Afrikas nur selten in ihren Häusern, sondern liegen vielmehr außerhalb derselben ohne irgend eine Decke auf einer dünnen Binsenmatte. Man

fabricirt in Accra einige inländische Zeuche. Eine treffliche Steinart, die man hier findet, verarbeitet man zu Tropf- und Filtrirsteinen, wozu sie mehr als irgend eine andere geeignet ist, und benutzt sie außerdem auch noch zum Bauen. Fische gibt es hier gewöhnlich in großer Menge, und darunter zeichnet sich besonders einer aus, der sonst an keinem anderen Theile der Küste zu finden ist; er ist sehr beliebt, hat einen ganz eigenthümlichen Geschmack und wird von den Eingeborenen „Pogie" genannt. Man trocknet hier die Fische auf dieselbe Weise wie in Winnebah und schafft einen großen Theil davon ins Innere, selbst nach Aschanti.

Die Landung ist zu gewissen Jahreszeiten wegen der vielen Klippen und Felsen sehr schwierig. Im Hintergrunde der Stadt gibt es einen bedeutenden Salzsee, in welchen häufig das Meer einbricht, indem es die Sandbank, welche beide von einander scheidet, hinwegspült. Drei bis vier Meilen hinter der Stadt liegt ein zum Anbau trefflich geeignetes Gelände; bis zu dieser Entfernung aber ist der Boden sandig und mit Muscheln und anderen Seesubstanzen vermischt, woraus unzweifelhaft hervorgeht, daß dieser Theil des Landes ehemals vom Meere bedeckt war. Es wird hier viel gespielt und getrunken. Kartenspiele und das sogenannte Adjito sind am gewöhnlichsten. Im niederländischen Accra ist auch das Bretspiel im Gebrauch.

Englisch-Accra hat meiner Schätzung nach ungefähr siebentausend Einwohner. Der Viehstand ist sehr zahlreich und ließe sich bei einiger Pflege bedeutend vervollkommnen; aber die Afrikaner kümmern sich weder um zahme, noch um wilde Thiere; selbst der Hund und das Pferd, die beiden klügsten Geschöpfe der Thierwelt, sind ihnen gleichgiltig. Sie können, wenn sie nicht gezwungen werden, ein angebundenes Pferd Tage lang ohne Futter und Wasser lassen.

Am elften Februar segelte ich mit Herrn Hutton am Bord des St. Helier von Accra nach Ahguay. Dieses Schiff, das nach Jersey gehörte, war mit Waaren für Hutton's Factoreien auf der unter dem Winde liegenden Küste beladen, und ich hatte daher die beßte Gelegenheit, jeden Ort, wo er eine solche Factorei angelegt hat, sowie viele von den bedeutendsten Städten und Marktplätzen in der Nachbarschaft zu besuchen.

Am zwölften, früh zehn Uhr, wurden wir von der Kriegsbrigg „Cygnet" angerufen, demselben Schiffe, das mich, ehe ich auf den Dampfer Prometheus versetzt ward, von Englands Küste tragen sollte. Es hatte kurze Zeit vorher ein bedeutend größeres und gut gerüstetes spanisches Sklavenschiff auf den Strand laufen lassen und lauerte jetzt einer Feluke auf, die später von dem Dampfschiff „Hydra" genommen wurde. Auf der Höhe von Popoe, einer Stadt mit einem berüchtigten Sklavenmarkt, wurden

wir am dreizehnten vom „Stern", Kapitain Dunlop, angerufen.

Gegen Abend desselben Tages ankerten wir auf der Höhe von Ahguay, welches ebenfalls zu den bedeutendsten Sklavenmärkten der afrikanischen Küste gehört, und am nächsten Morgen ließen wir uns in einem von Hutton's Kanoes, die wir aus Cape-Coast mitgebracht hatten, ans Land setzen. Außer diesen Fahrzeugen hatten wir uns auch mit einer Anzahl von Bootsleuten versehen, da man diese, wenn Sklaven verschifft werden, sehr schwer bekommen kann, denn sie sind gewöhnlich selbst Sklaven und immer spanischen oder portugiesischen Sklavenhändlern angehörig. Man kann annehmen, daß alle Einwohner, welche die Mittel dazu haben, bei diesem Handel betheiligt sind.

Nachdem wir gelandet waren, begaben wir uns nach Herrn Hutton's Factorei, die dem Meere gegenüber auf der Südseite der Stadt und ungefähr eine halbe Meile von ihr entfernt ist. Der Weg führt über ein Bett von trockenem und jederzeit sehr heißem Sand, über welchen jedoch ein kühlender Seewind streicht. In der Nähe der Factorei kam uns der Cabozir entgegen, ein großer fetter Mann mit blutrünstigen Augen, der wie ein rechter Trunkenbold aussah. Er trug ein Stück inländischen Zeuches um seine Lenden und einen hellblauen Hut, der ihm zu klein war. Seine Handgelenke waren mit schwerfälligen und plump gearbeiteten eisernen Armbändern geschmückt.

Sein Geleit bestand bei dieser Gelegenheit aus seinen ersten Hauptleuten, die man jedoch in einem civilisirten Lande ein ekelhaftes Gesindel genannt haben würde. Zwanzig bis dreißig von ihnen trugen alte holländische Musketen, womit sie ein unregelmäßiges Feuer unterhielten, so oft es nämlich den Flinten beliebte, loszugehen, was allerdings bei viermaligem Abdrücken selten mehr als einmal geschah. Viele Andere gaben jedoch keinen Laut von sich und liefen wie entkoppelte Hunde mit den lächerlichsten und scheußlichsten Geberden um ihren Gebieter herum, wodurch sie nach ihrer Meinung den Fremden gegenüber ihre große Ueberlegenheit bewiesen.

Diesen merkwürdigen Aufzug begleitete die erste Fetischfrau. Ihre Kleidung war von der wunderlichsten Art. Sie trug eine sehr große, in Form der aufgestülpten Schiffshüte aus Gras oder Binsen gefertigte Kopfbedeckung, und an ihrem Halse hingen mehre Zauberamulette. Ihr Gewand oder Ordenskleid bestand in einem dicken Rocke, der aus Grashalmen gebildet wurde, die mit dem einen Ende an einem ungefähr vier Fuß langen Bande befestigt waren. Dieses Band wird um den Leib gebunden, so daß die unbefestigten Enden des Grases, wie ein schottisches Kilt, aber weniger kleidsam herabhangen. Das Fetischweib trägt bei solcher feierlichen Gelegenheit außerdem einen Schaf- oder Ziegenschädel auf ihrer Stirne und in jeder Hand einen plumpen hölzernen Stab. Nach der Musik dieser

Stäbe, die sie auf einander schlägt, führt sie ihren Tanz aus und bewegt sich dabei ungefähr eben so anmuthig wie ein Heuhaufen, den der Mäher auf seiner Gabel schüttelt. Ihr Körper ist mit einem sehr feinen, aus Austerschalen bereiteten Leim weiß angestrichen.

Ich fand in Ahguay nichts von besonderem Interesse; der Sklavenhandel bildet den hauptsächlichsten Verkehr dieses Ortes. Herr Hutton, der einzige europäische Factor, kauft Palmöl und etwas Elfenbein. Die Einwohner sind alle im höchsten Grad verderbt. Sie unterstützen sich einander, wie an allen Niederlassungen, wo Sklavenhandel getrieben wird, in allerlei Niederträchtigkeiten, selbst den Mord nicht ausgenommen, und Spanier und Portugiesen gehen ihnen jedenfalls mit einem bösen Beispiel voran. Von diesen gibt es hier eine große Anzahl. Außerdem landet hier noch sehr viel Mannschaft von Sklavenschiffen, zwischen welcher es häufig zu tödtlichen Messer- oder Pistolenkämpfen kommt.

Die Eingeborenen bauen Baumwolle, aus welcher sie Zeuche weben. Das einzige bekannte Spinnwerkzeug ist der Rocken. Sie spinnen mit dickbeleimten Fingern, damit der Faden durch ihre Ausdünstung nicht beschmuzt werde. Auch Indigo wächst hier wie in der ganzen Umgegend, und wird von den Eingeborenen kunstlos zubereitet. Die Blätter werden auf einem Steine zerstampft, bis aus ihnen

eine einzige Masse geworden ist; hierauf formt man sie zu runden Bällen und bringt sie dann auf den Markt.

Es werden in Ahguay täglich zwei kleine Märkte gehalten, die ziemlich gut mit allerlei Artikeln versehen sind. Man verkauft hier brasilianischen Tabak, den man wahrscheinlich gegen Sklaven eingetauscht hat, Yams, Maniok, Pisang, Ananas, Akajunüsse, Ingwer und Pfeffer, sowie Erdnüsse und Baumwolle, inländische Töpferwaaren von sehr schöner Arbeit und verschiedenartige und zum Theil sehr geschmackvoll und geschickt gearbeitete Matten. Außerdem bringt man auch noch getrocknete Waldratten auf den Markt. Die Sklaven werden wie Pferde zur Arbeit hinausgeführt; diejenigen, welche zur Ausfuhr bestimmt sind, arbeiten in Fesseln. Sie tragen ihre Eisen am Halse, und die zwischen jedem Sklaven befindliche Kette ist ungefähr vier Fuß lang. Aber ich habe nie gesehen, daß einer von ihnen auch nur die Hälfte von dem gearbeitet hätte, was in England für das Tagewerk eines Knaben von vierzehn Jahren gelten würde.

Die Lage der Haussklaven ist bei Weitem nicht so schlecht, als man sich in Europa vorstellt. Sie werden als Familienglieder betrachtet und brauchen selten mehr zu thun, als zur Uebung nöthig ist. Es fehlt ihnen, wie ich bereits bemerkt habe, nie an Nahrung, und wenn sie erkranken, so können sie sicher auf Pflege rechnen. Der Eigenthümer wird um seiner selbst willen jederzeit für

seine Sklaven sorgen. Ich habe bereits darauf hingedeutet, daß in dem Charakter des ungesittigten Afrikaners keine Spur von jener in der civilisirten Welt wahrnehmbaren Liebe und Achtung zu finden sei; ebensowenig kann ich die Ueberzeugung gewinnen, daß selbst Erziehung im Stande sein werde, die Brust eines Afrikaners diesen schönen Gefühlen zu öffnen. Der Fuchs besitzt eine verrätherische Verschmitztheit, aber man wird ihm nie den Scharfsinn und die Treue eines Wachtelhundes oder Neufundländers beibringen können. Diese Bemerkung mag hart erscheinen, aber der eigenthümliche Charakter des Afrikaners ist aus Mangel an wirklicher Kenntniß sehr oft unrichtig beurtheilt worden.

Man kann den Afrikaner nie gehörig kennen lernen, wenn ihm Gelegenheit geboten ist, von Demjenigen, der mit ihm umgeht, durch Erkünstelung eines Gefühles oder einer Zuneigung irgend etwas zu erlangen. Kommt man aber — wie es bei mir der Fall war — arm unter diese Leute, hat man nichts zu verschenken und nur gerade so viel Mittel, um seine Bedürfnisse bezahlen zu können, so wird man nie von ihrer Zudringlichkeit oder ihrer vorgeblichen Freundschaft belästigt werden.

Der Empfang, den man Herrn Hutton und mir zu Theil werden ließ, hatte keine andere Veranlassung, als die Aussicht auf Geschenke, da wir an den beiden folgenden Tagen

von diesen Häuptlingen umlagert waren und um Rum und andere Dinge gebeten wurden.

Man fängt in Ahguay eine große Menge Fische, sowie auch See- und Landkrabben, und aus den letzteren wird von den Einwohnern ein köstliches Gericht bereitet. Die Krabbe wird zergliedert, in all ihren Theilen ausgenommen, und das Fleisch hierauf fein zerschnitten, mit frischem Palmöl oder Fett angemacht und mit Pfeffer gewürzt*). Dieß geschieht, nachdem die Krabbe gesotten ist. Das ganze Gemisch wird hierauf fest in die Schale der Krabbe gedrückt, in einen Ofen gesetzt und gebacken. Unmittelbar hinter der Stadt fließt der schöne Lagunenfluß, der bis zu einer bedeutenden Entfernung von vielen Kanoes befahren wird. Der größere Theil der hier verbrauchten Fische wird in dieser sehr fischreichen Lagune gefangen, in welcher es aber auch eine große Anzahl von Alligatoren gibt, die denjenigen, welche hier baden, sehr häufig gefährlich werden. Kurz vor unserer Ankunft badete sich eines Tages eine große Gesellschaft, unter welcher es nur einen einzigen Mann gab. Er wurde von einem Alligator ergriffen, und wie sich versteht, getödtet. Die Eingeborenen kamen hierauf, von ihren Fetischmännern begleitet, wieder herbei und beschlossen, auf die Alligatoren Jagd zu machen, bis sie denjenigen gefunden haben würden, von welchem ihr Gefährte ge-

*) Das Gericht heißt „Katoh-kim." In dem Fantilande bedeutet „Katoh" die Krabbe und „Kim" so viel wie Pudding.

tödtet worden war. Nachdem sie elf Alligatoren erlegt hatten, erklärte der oberste Fetischmann, sein Fetisch habe ihm verkündet, daß man den Missethäter endlich erwischt habe. Wahrscheinlich war der Fetischmann der Jagd müde geworden.

Der Fluß ist hier in der trockenen Jahreszeit ungefähr hundert und zwanzig Fuß breit und drei und einen halben Fuß tief. Seine von Westen nach Osten gehende Strömung beträgt ungefähr eine Meile in der Stunde. Das von seinem nördlichen Ufer auslaufende Gelände ist sehr eben und mit einem üppigen Lehmboden versehen, auf welchem man theilweise Yams, Maniok, Baumwolle und Indigo erbaut. Ich bemerkte hier, ungefähr zwei Meilen vom Flusse eine eigenthümliche Haidekrautpflanze, sowie ein Farnkraut, das ich von einer Art, welche ich in England und Schottland gefunden habe, nicht unterscheiden konnte. Auch die Sammettamarinde gedeiht hier in reicher Fülle; es ist dieß eine kleine, fast runde Frucht von ungefähr einem halben Zoll Durchmesser. Die Hülse, welche ganz wie feiner schwarzer Baumwollensammet aussieht, hat einen süßlichsauren Geschmack, der dem Gaumen der Eingeborenen sehr zusagt. Die gewöhnliche Tamarinde dieses Landes ist zwar größer, aber bei Weitem nicht so fein und wohlschmeckend. Der Sammettamarindenbaum wächst in geringer Entfernung vom Meere ungefähr fünf und zwanzig Fuß hoch und gibt, in regel=

mäßig kegelförmiger Gestalt sich ausbreitend, einen höchst angenehmen Schatten gegen die brennenden Strahlen der Sonne. Die Blätter sind klein, wie das Laub des englischen Pflaumenbaumes, und die Früchte sehr regelmäßig vertheilt. Außerdem wachsen hier auf lorberartigen Sträuchern noch viele andere köstliche Fruchtarten; von diesen sind einige länglich, andere rund und ungefähr so groß wie Schlehen, alle aber haben eine gelbe Farbe, wenn sie reif sind. Einige wachsen auch in sehr samenreichen Hülsen in der Gestalt großer Beißbeeren. Die ganze Gegend wäre meiner Ansicht nach ein sehr reiches Feld für einen Botaniker.

Am Morgen des funfzehnten bestieg ich mit Herrn Hutton und einigen Eingeborenen ein Kanoe, um Popoe und Herrn Lawson und seine Familie zu besuchen. Popoe liegt ungefähr acht Meilen westlich von Ahguay und wie dieses dicht am Meere; hinter der Stadt oder auf ihrer Nordseite fließt die Lagune. Mein Freund Hutton hatte seinen beabsichtigten Besuch in Popoe anmelden lassen. Herr Lawson und die meisten Glieder seiner Familie sind in Accra geboren, also Fantis, und er selber ist ein kleiner alter Mann von schwarzer Farbe, mit runden, fast zu hohen Schultern. Er ließ sich sehr gnädig herab, uns bei seinen zwei Favoritfrauen einzuführen, die überaus wohlbeleibt waren, denn Körperumfang gilt hier für ein Haupterforderniß der Schönheit. Sie

Bayerische Staatsbibliothek München

saßen uns gegenüber auf der anderen Seite des Zimmers, und der alte Mann setzte sich an unsere Seite, indem er uns mit seinem süßesten Grinsen die beiden Fleischberge als seine Frauen vorstellte, worüber diese sehr erfreut zu sein scheinen. Jede der beiden Damen trug ein Paar große Armbänder von massivem Silber, deren jedes wohl ein halbes Pfund wiegen mochte und die, nichts weniger als kunstreich gearbeitet, den Fesseln der Missethäter in den englischen Schiffswerften glichen. Ich schätzte das Alter der Frauen auf vierundzwanzig Jahre, während ihre alte Ehehälfte, die sehr viel Aehnlichkeit mit einem Affen hat, derer siebenzig zählt.

In einem anstoßenden Hause wohnen Herrn Lawson's Söhne, die mit allerlei britischen Manufacturwaaren handeln und dagegen Elfenbein und Palmöl eintauschen. Ihre Häuser sind nach englischem Geschmacke eingerichtet, und die Bewohner erfreuen sich außer dem, was ihr eigenes Land ihnen bietet, aller Luxusartikel, welche sie von europäischen Völkern sich verschaffen können. Sie sind in ihren Wohnungen gegen ihre Bekannten sehr freundlich und gastfrei, von Charakter aber hinterlistig und treulos. Wenn ein englisches Kriegs- oder Handelsschiff auf hoher See oder in der Rhede ist, so erkennt der alte Lawson die britische Flagge an; sobald aber die Flagge einer anderen Nation entfaltet wird, zollt er auch dieser seine Anerkennung. Er rühmt sich einer großen Zuneig-

ung gegen die Engländer und gibt den englischen Seeoffizieren sogar nähere Andeutungen hinsichtlich des Sklavenhandels, aber ich brauche wohl kaum hinzuzusetzen, daß diese jederzeit falsch sind, da er selber einer der offenkundigsten Sklavenhändler an der Küste ist, obgleich man in England vielleicht nicht einmal weiß, daß er an diesem Gewerbe überhaupt Theil nimmt. Ich kann jedoch diese Angabe verbürgen, denn ich habe darüber glaubwürdigen Bericht erhalten und mich überdieß mit eigenen Augen davon überzeugt. Mir ist aber außerdem noch eine Mittheilung geworden, nach welcher an diesem abscheulichen Gewerbe noch ein anderer Mann betheiligt zu sein scheint, den man wenig im Verdacht hat und der nach dem englischen Gesetz verpflichtet ist, diesen Handel zu unterdrücken. Ich werde mich hierüber offener erklären, sobald ich genauere Auskunft erhalten habe.

Herr Lawson gilt bei den Einwohnern wegen seines bedeutenden Handelsgeschäfts und seines durch den Sklavenhandel erworbenen Reichthumes für das eigentliche Oberhaupt in Popoe, obgleich es auch hier einen Cabozir oder „Dutay" mit der erblichen und anerkannten Würde eines Herrschers gibt; denn wenn Herr Lawson sich einmischt, so bleibt die Meinung oder der Befehl des Cabozirs unbeachtet.

Popoe zählt ungefähr fünftausend Einwohner, darunter sehr viele Spanier und Portugiesen, die sich neuer-

lich durch die in Whyhah gelandete Mannschaft mehrer gekaperter Sklavenschiffe bedeutend vermehrt haben. Man baut und verarbeitet sehr viel Baumwolle und fertigt außerdem irdene Töpfe und Krüge. Trunk und Spiel werden bei den Einwohnern mehr und mehr zu herrschenden Lastern. Die Hauptgetränke sind Rum und Peto, der bei zweckmäßiger Behandlung ein gutes Bier geben könnte, und die Spiele bestehen in Karten= und Bretspielen, die ohne Zweifel von den Europäern eingeführt wurden, sowie in dem bereits erwähnten Adjito. Auch der Tabak ist ein gesuchter Artikel. Als Nahrung dienen den Einwohnern vorzugsweise Kankie*) und Fische, welche die Lagune in großer Menge liefert. Die Maniokwurzel wird viel zu Mehl benutzt, theils für die in den Baracken befindlichen Sklaven, theils für die Einwohner selber. Yams gedeihen nicht in solcher Fülle wie an anderen Theilen der Küste. Es gibt Vieh aller Gattungen in Ueberfluß und von guter Art, doch wird auf seine Veredlung leider wenig Fleiß verwendet. An eine Mästung des Schlachtviehes ist nicht zu denken. Die Umgegend ist eben und fruchtbar.

Auf einer kleinen Insel jenseit der Lagune gibt es eine große Sklaven=Anstalt mit mehren Baracken, die einem gewissen Isidore de Suza, einem Sohne des Herrn

*) Kankie ist gemahlener Mais, den man in Teig verwandelt, in Blätter wickelt und dann in faustgroßen Klumpen entweder bäckt oder kocht.

de Suza in Whydah gehört, welcher der größte Sklavenhändler in Afrika, obgleich in anderer Beziehung ein sehr freundlicher und edelmüthiger Mann ist. Wir machten einen Ausflug nach dieser Insel und sprachen bei Herrn de Suza ein. Man führte uns in ein großes Vorgemach, das in spanischem Styl eingerichtet und reich mit europäischen Stoffen geschmückt war. An den Wänden hingen in prachtvolle goldene Rahmen gefaßte Kupferstiche, Napoleon's bedeutendste Schlachten, seine Beerdigung auf St. Helena und sein zweites Begräbniß in Frankreich darstellend. In wenigen Minuten erschien Herr Isidore, und wir wurden von ihm sehr herzlich aufgenommen. Sein Haus hat eine höchst anmuthige und für das Gewerbe eines Sklavenhändlers zugleich sehr günstige Lage, denn es bietet eine weite Aussicht auf den atlantischen Ocean. Isidore ist ein großer starker Mann von einnehmendem Wesen. Seine Dienstleute erfreuen sich einer freundlichen großmüthigen Behandlung und leben in Ruhe und Lässigkeit. Die meisten seiner Haussklaven sind fortwährend entweder mit einem Spiele beschäftigt, bei welchem sie behaglich sitzen oder liegen können, oder lagern der Länge nach wie die Schweine im Schmuze. Der Afrikaner spielt nie ein Spiel, das Körperanstrengung erfordert, wohl aber liegt er den ganzen Tag auf derselben Stelle, fast ohne seine Lage zu ändern, ausgenommen, wenn er essen will — und dann ißt er gewöhnlich so viel wie vier Europäer.

Ich fand auf dieser Insel die schönsten Rinder, die mir auf diesem Theile der Küste bis jetzt vorgekommen waren. Sie haben ihre eigenen Ställe und werden von besonders dazu bestimmten Sklaven gepflegt.

Nachdem wir über die Lagune gefahren waren, kehrten wir nach Popoe zurück, wo uns abermals ein sehr lärmender Empfang zu Theil wurde. Die Einwohner feuerten ununterbrochen dicht bei unseren Köpfen ihre alten Musketen ab, und mehre aus einem gestrandeten Sklavenschiff herbeigeschaffte und auf den Sand gestellte Vierpfünder entluden sich so schnell, als man sie mit dem groben, fast schrotartigen Pulver anfüllen konnte. Es begleiteten uns wenigstens drei- bis vierhundert Lumpenkerle aller Art, die schießend und tobend ihre außerordentliche Freude über den Anblick eines Engländers zu erkennen gaben. Sie folgten uns bis in Herrn Lawson's Hofraum, wo sie diesen lästigen und ungeschlachten Jubel zwei Stunden lang fortsetzten, bis es sich ergab, daß ihre Freude hauptsächlich dem Rumfasse galt, welches in kurzer Zeit geleert wurde. Sie trinken den Rum so schnell wie ein Engländer sein Bier. Ich freute mich, als ihr wildes Toben in die minder lärmenden Zechstreitigkeiten überging. Vergebens begab ich mich so früh als möglich zu Bette; ich konnte vor Lärm nicht einschlafen, bis endlich um Mitternacht die betrunkene Gesellschaft so erschöpft war, daß sie sich beruhigte. Die in Baracken befindlichen und

zur Ausfuhr bestimmten Sklaven werden binnen vierundzwanzig Stunden zweimal — Morgens und Abends — gespeist, und zwar hauptsächlich mit Farina, einem aus der Maniokwurzel bereiteten Mehle. Man läßt sie aus ihren Gefängnissen heraus und treibt sie wie das Vieh nach dem Flusse. Es sind gewöhnlich ihrer acht oder zehn an einer einzigen, sehr starken, aus acht Zoll langen und zwei Zoll weiten Gliedern bestehenden Kette befestigt.

Sechster Abschnitt.

Gregapojee und sein Markt. Die Perlen von Popoe und ihr Ursprung. Lage und Boden von Gregapojee. Fische und Alligatoren. Bevölkerung. Rückkehr nach Ahguay und Aufbruch nach Whydah. Das Zollhaus. Ein Reiseboot. Die Lagune und ihr Ufer. Austerntragende Bäume. Der alte Fährmann. Galgen dreier Verbrecher. Das englische Fort. Herr de Suza und seine Sklaven. Sklavenpreise und Sklavenjagden. Einschiffung der Sklaven. Besuch bei dem Avoga. Ein schlechter Weg. Der Markt in Whydah. Marktsteuer. Kopfsteuer. Strenge Gesetze und deren Folgen. Fetischdienst. Opferfeste. Schlangenanbetung. Die Schlangen-, Feld- und Hauseidechse. Vampyrfledermäuse.

Am sechszehnten früh zehn Uhr fuhr ich mit Herrn Hutton und dem Kapitän und Supercargo eines Hamburger Schiffes, sowie den zwei Söhnen des Herrn Lawson in einem Kanoe die Lagune hinan, um die berühmte Marktstadt Gregapojee*) zu besuchen, die drei und eine halbe Legoa nordwestlich von Popoe entfernt ist. Die Stadt an sich ist unbedeutend und enthält nichts Merkwürdiges, ihr Markt aber ist außer Whydah der größte an der Lagune. Man verkauft hier rohe und zu Zeuchen ver-

*) Gregapojee wird gewöhnlich in Greejee abgekürzt.

arbeitete Baumwolle. Die Zeuche sind wegen der sehr umständlichen Fabrikation sehr theuer, aber weit vester und dauerhafter als englische. Einen anderen Handelsartikel bilden die Schmuckkügelchen von europäischer, als auch einheimischer Arbeit, und zu diesen gehören auch die sogenannten Perlen von Popoe, die jedoch sehr selten und theuer sind. Ueber den Ursprung dieser letzteren ist nichts bekannt; man findet sie zuweilen, wenn man in der Nähe der Stadt bei der Bereitung von Mörtel in die Erde gräbt. Sie sind gewöhnlich einen halben bis einen Zoll lang, von hellrother Korallenfarbe, röhrenförmiger Gestalt und sehen aus wie kleine Theile eines zerbrochenen starken Pfeifenrohres; aber obgleich sie, wie ich glaube, von wissenschaftlichen Männern in Europa genau untersucht worden sind, so ist man doch bis jetzt noch zu keinem befriedigenden Resultate gelangt. Man wiegt sie beim Verkaufe mit Gold auf, und es sind daher nur wenige Leute im Stande, sich damit zu schmücken. Der Umstand, daß man sie bei Popoe findet, leitet mich auf die Vermuthung, daß diese Perlen entweder in einer früheren Zeit hier verfertigt wurden, oder daß hier ein Schiff gescheitert ist, welches nebst anderen Handelswaaren, von welchen längst keine Spur mehr vorhanden, mit diesen Perlen beladen war. Ich stütze meine Meinung darauf, daß sich die Lagune zweihundert Meilen längs dieser Küste ausdehnt, an keiner Stelle mehr als eine oder eine und

eine halbe Meile vom Ocean entfernt und an mehren Orten sogar nach dem Meere hin geöffnet ist. Diese Lagune ist ohne Zweifel durch eine vom Meere aufgeworfene lange Sandbank entstanden, die in Folge der an dieser Küste fortwährend tobenden Brandung, welche an vielen Stellen einen steilen, kaum zu erklimmenden Damm angespült hat, noch immer und vielleicht schneller zunimmt als an irgend einem anderen Theile der Welt; diese Perlen können daher durch die fortwährende Sandanhäufung vergraben worden sein. Popoe ist auf einem solchen Damme zwischen der Lagune und dem Meere erbaut. Vom Flusse Volta bis nach Benin bestehen alle Häuser aus Lehm oder rother Erde, die sehr hart und sehr dauerhaft wird.

Doch kehren wir nach Gregapojee zurück. Der Markt ist mit allerlei einheimischen, sowie mehren europäischen Erzeugnissen versehen, und ich bemerkte darunter holländische Messer, Nadeln, Schmuckkügelchen, eiserne Löffel, etwas Manchester-Baumwollenwaaren und eiserne Reifen, die meist von den Faßbindern entwendet sind, welche in den an der Küste befindlichen europäischen Factoreien arbeiten. Diese Waaren werden an die Bewohner des Inneren ausgetauscht. Außerdem verkauft man auf diesem Markte Pfeifen und brasilianischen Taback, hölzerne Näpfe, hübsch gearbeitete Binsenkörbe, sehr haltbare und geschmeidige Strohmatten, Mais, Yams, Maniok, Maismehl, Kalabassen von zwei Fuß Durchmesser, große und kleine irdene Töpfe und Schüsseln

von inländischer Arbeit, Schalotten und zwei Arten von Quassiawurzeln, sowie die Blätter dieser Pflanze und andere von den Eingeborenen benutzte Arzneikräuter. Aus Austerschalen wird der beim Spinnen der Baumwolle gebräuchliche Leim gefertigt und ebenfalls hier zu Markte gebracht. Vieh ist hier von allen Sorten zu haben. Tauben gibt es in Menge, ohne daß sie Jemand als Eigenthum beansprucht. Wir schossen deren eine große Anzahl; sie sind klein, aber sehr fett und wohlschmeckend.

Die Stadt Gregapojee liegt ziemlich hoch am linken Ufer des Flusses und zwar auf einem rothen trockenen Boden, der trotz dieser im Verhältniß zur Umgegend bedeutend hohen Lage sehr üppig und fruchtbar ist. Ihre Einwohnerzahl ist im Verhältniß zu ihrem wöchentlich zweimal stattfindenden Markte nur unbedeutend. Sie bildet den Hauptmarktplatz für alle benachbarten, entweder an der Lagune oder im Inneren liegenden Krums oder Städte. Diese Lagune würde in einem handeltreibenden Lande sehr vortheilhaft sein, da sie eine sehr bequeme Schifffahrt gewährt. Das Wasser übersteigt an den meisten Stellen nicht vier oder fünf Fuß, obgleich ich hier und da einzelne Vertiefungen von zwölf Fuß bemerkte. Die Kanoes werden durch Staken fortbewegt, doch ließen sich auch mit großem Vortheil Drehruder und selbst kleine Dampfboote benutzen. Die Strömung, die während der Ebbe zunimmt, beträgt nicht mehr als zwei Meilen in der Stunde, und

an mehren Stellen ist das Wasser zur Ebbezeit ganz süß, so daß es von den Einwohnern zum Trinken benutzt wird. Die ganze Lagune ist reich an Fischen verschiedener Gattungen. Alligatoren gibt es darin in Menge und von bedeutender Größe. Auf einer Reise von zehn Meilen erblickt man an den Ufern zuweilen mehr als ein Dutzend dieser Thiere. Das Bett des Flusses besteht theils aus Sand, theils aus Schlamm, nie aber aus Kies; als ich jedoch ziemlich tief eingrub, stieß ich auf Meersand, wodurch ich in meiner Ansicht, daß das gegenwärtige Bett der Lagune ehemals von der Fluth des Meeres bedeckt gewesen, bestärkt ward

Nachdem ich einige Stunden in Greejee zugebracht berechnete ich die Zahl der Einwohner und schätzte sie auf mindestens zwölfhundert, indem ich auch hierbei wie immer eher weniger als mehr annahm. Wir kehrten um sechs Uhr des Nachmittags nach Popoe zurück, wo wir übernachteten, und fuhren am nächsten Tage auf der Lagune wieder nach Ahguay, wo wir eine Nacht und den folgenden Tag verweilten. Am achtzehnten Abends fuhr ich mit den Herren Hutton und Hanson auf der Lagune nach Whydah. Der Fluß ist auf der ganzen Strecke, die wir bis dahin befahren hatten, höchst anziehend, aber das Mondlicht war bei all seinem Glanze nicht hell genug, als daß ich im Stande gewesen wäre, eine genaue Zeichnung zu entwerfen.

Ungefähr siebenundzwanzig Meilen von Ahguay gelangte ich an das Zollhaus, einen Ort, wo eine Art Verschanzung über den Fluß gezogen ist, der hier nur hundert und achtzig Fuß Breite hat. Diese Verschanzung dient zu gleicher Zeit zum Fischfang. Sie besteht aus Pfählen, die in kurzen Zwischenräumen in das Flußbett eingerammt und mit kleinen Palmstämmen oder starkem Schilfrohr durchflochten sind, während an gewissen Stellen eine Oeffnung gelassen ist, durch welche die Fische in eine Falle schlüpfen. Bei Nacht zündet man, um die Fische anzulocken, über diesen Fallen Palmölflammen an. Da mein Kanoe bedeutend leichter war als das andere, welches Herrn Hutton und Herrn Hanson trug, so erreichte ich den Schlagbaum um eine Stunde früher.

Während meines Verweilens erschien ein Reiseboot aus Whydah mit mehren Spaniern und gegen zwanzig, theils männlichen, theils weiblichen jungen Sklaven. Die Kanoes machen hier gewöhnlich, indem sie ihren Zoll bezahlen, was jederzeit in Rum geschieht, eine Stunde lang Halt, damit sich die Bootsleute erquicken können, und die angelangten Spanier boten mir nebst einem guten Vorrath von Cigarren sehr freundlich ihre mit Wein, Rum und Branntwein gefüllten Feldflaschen an. Ich nahm natürlich keinen Anstand, von dieser Güte Gebrauch zu machen, und nach wenigen Complimenten von beiden Seiten fuhren sie weiter. Bald nachher kam Herr Hutton an, und nach-

dem sich die Bootsleute gestärkt hatten, setzten auch wir unsere Reise fort.

Als es tagte, bot der Fluß mit der Landschaft seiner Ufer einen wahrhaft reizenden Anblick dar. Aber es fehlten jene anmuthigen Dörfer, jene reinlichen Hütten und Gärten, die man an den Ufern europäischer Flüsse findet, obgleich die Natur zu einer solchen Verschönerung hier alle Mittel gegeben hat, wenn die Einwohner nur thätig sein wollten. Die an der Lagune liegenden Hütten sind meist von sehr schlechter Beschaffenheit und von schmuzigen Leuten bewohnt. Siebenzehn Meilen von Whydah sind beide Ufer des Flusses mit kleinen, nicht über fünfzehn Fuß hohen mangroveartigen Bäumen oder Sträuchern bewachsen, die mit ihren hangenden Zweigen sehr anmuthige Laubengänge bilden. Das Wasser ist hier sehr salzig.

Ich hatte häufig von austerntragenden Bäumen gehört, ohne der Sache viel Glauben zu schenken. Hier aber fand ich Gelegenheit, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, denn die Wurzeln und Stämme der Bäume waren, so hoch als das Wasser stieg, mit unzähligen Austern bedeckt, und eben so verhielt es sich mehre Meilen weit mit dem Flußbett. Einige waren von ungeheuerer Größe, aber ich fand sie nicht so wohlschmeckend wie die Themseaustern.

Am neunzehnten um zehn Uhr Morgens erreichten wir die Fähre zwischen Whydah und dem Ufer, wo man

Waaren landet und einschifft. Auf der linken oder nördlichen Seite, am Anfange des nach Whydah führenden Weges, steht ein Haus, in welchem ein alter Fährmann wohnt, der auch zugleich das Amt eines Wächters versieht. Er prüft, wie es heißt, alle Pässe oder Passierscheine, die der Cabozir von Whydah denjenigen ertheilt, welche den Hafen verlassen, und worin die Zahl der Personen, die auf der Lagune nach irgend einem anderen Orte zu fahren gedenken, genau verzeichnet ist. Findet sich eine Person zu viel, so wird die ganze Gesellschaft so lange aufgehalten, bis der Geschmuggelte herausgefunden ist, und dieser wird dann mit Gefängniß bestraft. Der alte Wächter beschenkt überdieß die Reisenden beim Ein- und Ausschiffen mit einer Kalabasse voll reinen Wassers nebst einem Becher, was jedenfalls sehr angemessen ist, da es hier vortreffliches Wasser gibt. Dieß wurde von dem König von Dahomey auf den Rath des älteren de Suza angeordnet.

Dem Fährhaus gegenüber sieht man noch immer die Galgen dreier Bootsleute, welche den Supercargo eines Hamburger Schiffes ermordeten, das an dieser Küste Handel trieb. Er miethete ein Kanoe, um auf der Lagune nach Popoe zu fahren, wo er Oel kaufen wollte; da er aber achttausend Dollars bei sich führte, so konnten drei von den vier Bootsleuten der Versuchung nicht widerstehen, ihn zu ermorden. Ich brauche nicht zu erwähnen,

daß man das Geld niemals wiederfand. Die hiesigen Eingeborenen sind die verderbtesten nichtswürdigsten Bösewichte in ganz Afrika oder vielleicht in der Welt, und ohne Herrn de Suza und seine Freunde würde es für Weiße hier wenig Sicherheit geben.

Wir fanden bei unserer Landung Hängematten, die uns nach dem drei Meilen von der Lagune entfernt liegenden Whydah bringen sollten, wohin der Weg durch Sümpfe und Seen führt.

Um zwölf Uhr langten wir bei dem alten englischen Fort an, das durch Herrn Hutton neu in Stand gesetzt ist. Es dient jetzt als seine Factorei. Bald nach unserer Ankunft besuchten uns mehre Spanier und Portugiesen, die uns herzlich willkommen hießen. Hutton ist bei ihnen wie überall sehr gern gesehen, und auch mir wurde von den hiesigen Spaniern und Portugiesen eine sehr freundliche Aufnahme zu Theil. Sie sind zwar Sklavenhändler, aber trotzdem recht biedere Leute und besonders gegen Engländer sehr zuvorkommend. Dieß müßten selbst de Suza's heftigste Feinde zugeben, wenn sie näher mit ihm bekannt wären.

Die Spanier und Portugiesen behandeln ihre Sklaven in jeder Hinsicht besser und nachsichtsvoller, als die afrikanischen Sklavenhändler es zu thun pflegen, und ich weiß durch persönliche Erkundigung, daß keiner von de Suza's Sklaven aus eigener Wahl die Freiheit annehmen

würde. Ich habe berechnet, daß die Erhaltung von Sklaven für häusliche Verrichtungen viel kostspieliger ist, als wenn man sie für irgend eine Arbeit in Miethe nähme. Der einzige Vortheil liegt darin, daß man sie in seinem Hause oder auf seinen Grundstücken jederzeit bei der Hand hat, und daß die Haussklaven, die man immer wie Familienglieder behandelt, dienstfertiger sind als die gemietheten denn so lange der Afrikaner, wenigstens der Küstenbewohner, durch Diebstahl oder auf andere Weise sich nähren kann, wird er nimmermehr zur Arbeit zu bewegen sein. Dieß ist das große Hinderniß für jede Unternehmung und jeden Fortschritt, sei es im Ackerbau oder im Fabrikwesen. Am meisten haben die Sklaven zu leiden, wenn sie eingeschifft werden, doch kann dieß bei der großen Wachsamkeit der englischen Kreuzer nicht allzuoft vorkommen. Wenn es geschieht, so werden sie gewöhnlich in so großer Menge an Bord geschafft, daß sich ihre Zahl, ehe sie den Ort ihrer Bestimmung erreichen, sehr häufig nicht unbedeutend vermindert.

Ich habe seit meiner Ankunft auf der Küste mehrfach überlegt, ob man hinsichtlich des Sklavenhandels nicht zu besseren und humaneren Maßregeln greifen könne. Man sollte es in allen Colonieen, nach welchen Sklaven ausgeführt werden, zum Gesetz machen, daß diese nach einer gewissen Reihe von Jahren — die jüngeren vielleicht nach zehn, die älteren nach sieben Jahren — ihre Freiheit erhielten, und die Sklavenausfuhr von der afri-

kanischen Küste völlig frei geben. Ein solches Verfahren würde für Afrika und die Sklaven im Allgemeinen weit wohlthätiger wirken als das gegenwärtige.

Die Sklaven stehen in Folge der Unterdrückung des Sklavenhandels sehr hoch im Preise, und die Könige und Häuptlinge des Inneren stellen daher alljährlich eine zwei- oder dreimonatliche Sklavenjagd an, die man einen Krieg nennt. Das Ergebniß dieser Jagd ist natürlich die Erbeutung einer Anzahl Sklaven, die dann mit Ausnahme derjenigen, welche man für sich selbst, sei es als Weiber oder als Sklaven zurückbehält, für einen hohen Preis an die Weißen verkauft werden, und der aus diesem Handel entspringende Gewinn ist für die Könige des Inneren eine unwiderstehliche Versuchung, diese jährlichen Jagden fortzusetzen. Wäre der Handel erlaubt, so würden die Märkte bald versorgt werden, und dergleichen Menschenräubereien verlohnten nicht mehr der Mühe. Wenn nun in allen Colonieen, wo Sklaven von dieser Küste eingeführt werden, Agenten angestellt würden, welche über alle daselbst befindlichen Sklaven Buch und Rechnung führen und ihnen nach Ablauf der bestimmten Zeit nicht nur die Freiheit, sondern auch Gelegenheit zur Rückkehr in ihr Vaterland auszuwirken hätten, so wären diese Dienstjahre der Sklaven nur eine Lehrzeit in ihrem Berufe, von welcher Art derselbe auch sein möchte. Sie kämen dann mit einer, ihnen jetzt gänzlich fehlenden genauen Kenntniß

von dem Gewerbe des Ackerbaues in ihre Heimat zurück. Dieß wäre nach meinem bescheidenen Dafürhalten das wirksamste Mittel, Afrika zu cultiviren. Missionaire sind jedenfalls sehr nützlich, wo das Volk, dem sie ihre Lehren bringen, wenigstens theilweise auf sie vorbereitet ist; wo sich aber die Eingeborenen hinsichtlich ihrer geistigen Ausbildung fast nicht über das Thier erheben, da müssen meiner Meinung nach den Bemühungen der Missionaire Schulmeister und Gewerbschulen vorangehen. Nachdem ihnen auf diese Weise der Weg gebahnt wäre, würde ihr Wirken ohne Zweifel sehr ersprießlich sein.

Sollte mein Vorschlag Beachtung finden, so wäre den Sklaven auch bei ihrer Ausführung ein besseres Schicksal gesichert; die Zahl derjenigen, die man gegenwärtig auf ein einziges Schiff zusammenpfercht, würde sich auf ein Viertheil vermindern. Man weiß, daß auf den vollgestopften Sklavenschiffen sehr häufig viele dieser Unglücklichen ersticken, ja es sind manche dieser Fahrzeuge gestrandet, von deren voller Ladung zwei Drittel zu Grunde gingen. Dann bedenke man, wie kostspielig es ist, so viele englische Kreuzer an dieser Küste zu unterhalten, und wie viele englische Seeleute dabei ihr Leben verlieren. Und was wird am Ende bezweckt werden, nachdem man so viele aufgefangene Sklaven nach der Küste Sierra Leone geschafft hat? Ich fürchte, diese armen Geschöpfe werden — im Fall man sie nach Westindien bringt — nicht viel

besser daran sein, als wenn sie dieselbe Zeit in Brasilien dienen müßten.

Am zwölften besuchte ich mit Herrn Hutton den Avoga oder Cabozir. Sein Name ist Dagbwa, das heißt in der Sprache von Dahomey so viel wie eine große Kalabasse oder ein Kürbiß, dessen fleischiger Theil ausgenommen ist und den man dann zu häuslichen Zwecken, besonders aber zum Trinken benutzt. Der Cabozir erhielt diesen Namen von dem König von Dahomey, der ihn hierher sandte, und es soll dadurch ausgedrückt werden, daß Seine Majestät mit diesem Statthalter trinken, oder sich hinsichtlich der Vollziehung seiner Befehle vest auf ihn verlassen könne. Mit Jemand Wasser trinken, gilt für den stärksten Beweis von Freundschaft, daher wird bei Standespersonen, von welchen man zum Trinken eingeladen ist, immer erst Wasser, als ein von jeder Verfälschung freies Getränk, gereicht, und dann erst folgt Rum, Palmwein oder Peto. Dagbwa war ein wohlgebildeter Mann von mittleren Jahren, sechs Fuß hoch, ziemlich kräftig und ebenmäßig und mit einer hohen Stirn versehen, die jedoch, wie bei allen Eingeborenen dieser Küste, nach dem Scheitel zu plötzlich sich verengt. Sein Gesichtsausdruck war einnehmend, das Gesicht selber rund und feist, und sein Haar sehr kurz, da es erst neuerdings nach der hier bei allen Ständen herrschenden Sitte geschoren war. Er empfing uns in seinem Garten unter dem Schatten

eines großen Baumes, Wuati genannt. Für Herrn Hutton und mich waren Stühle bereit gestellt, der Avoga aber saß auf der Erde, wie sich überhaupt kein Eingeborener, außer bei besonderen Gelegenheiten, wo man zuweilen einen niedrigen Schämel benutzt, irgend eines erhöhten Sitzes bedient. — Der Avoga gab seine Zufriedenheit über unseren Besuch zu erkennen, und Herrn Hutton schien er bereits früher gesehen zu haben. Nach dem Wasser tranken wir noch etwas brasilianischen Rosenwein und Anis mit ihm, sein Lieblingsgetränk aber ist gewöhnlicher amerikanischer Rum von der schlechtesten Sorte, womit diese Küste von den amerikanischen Kauffahrern reichlich versorgt wird.

Als der Avoga des Sitzens müde war, streckte er sich in den Staub, und dieß scheint für ihn wie für alle Anderen die behaglichste Lage zu sein. Yamie, sein erster Dolmetsch, ist ein angenehmer und verständiger Mann, der recht gut Englisch spricht.

Der Avoga hat einen sehr hübschen Esel und ein kleines Pferdchen, die er sehr hochhält, aber nur selten reitet; so oft er dieß wagt, hat er immer ein paar Leute zur Seite, die ihn halten müssen. Man läßt sich hier gewöhnlich in einer Hängematte tragen, die an einem ungefähr zwölf Fuß langen Bambus, einer Art Palmenrohr, befestigt ist, dessen Endtheile von zwei Sklaven auf dem Kopfe getragen werden. Es kommen gewöhnlich auf

eine Person vier Träger, die sich von Zeit zu Zeit ablösen, und bei einem sehr schweren Menschen tragen abwechselnd deren sechs. Ein Fremder, der sich von der Küste nach Whydah begibt, muß um so mehr über den kläglichen Zustand des Weges erstaunen, als sich sehr leicht ein besserer anlegen ließe. Der drei Meilen lange Pfad ist stellenweise sehr tief ausgehöhlt und oft über hundert Ellen weit drei Fuß hoch mit Wasser bedeckt. In diesem Zustande wird er wohl auch bleiben, obgleich hier sehr viel Palmöl verschifft wird. Der Grund dieser Vernachlässigung ist einleuchtend; wäre der Weg besser, und könnten Fremde nach Whydah gelangen, ohne daß sie nöthig hätten, Leute mit Hängematten aus der Stadt kommen zu lassen, so könnte dieß den Sklavenhändlern leicht eine Störung verursachen. Es ließe sich ohne große Mühe ein guter Weg herstellen. Die Gegend ist sehr eben, und der Boden der beßte, den ich bis jetzt gefunden habe. Man gräbt jetzt in dem englischen Fort einen Brunnen und findet in einer Tiefe von zwanzig Fuß noch immer denselben Boden wie auf der Oberfläche. Zwölf Fuß tief grub man Kinnbacken und Schenkelknochen, sowie eiserne Knöchel- und Armbänder von sehr morscher Beschaffenheit aus. Wahrscheinlich hatte ehemals auf dieser Stelle ein Haus gestanden, und da jede Wohnung zugleich als Familienbegräbnißstätte dient, so dürfte die Auffindung dieser Ueberreste erklärt sein.

Der Markt von Whydah übertrifft jeden anderen, den ich an der Küste besucht habe. Er besteht aus mehren Straßen niedriger, meist aneinander stoßender Buden. Alle Verkäufer, mögen sie ihre Waaren auf dem Markte oder anderwärts ausbieten, müssen dem König von Dahomey eine bedeutende Abgabe zahlen. Ein Marktvogt sieht auf Reinlichkeit und Ordnung. Die Fußböden der Marktbuden sind aus gut verarbeitetem Lehm gebildet und werden daher sehr hart und glatt. Sie erheben sich ungefähr einen Fuß über die Straßen, welche zwischen den Buden oder Ständen hindurchführen, und sind folglich nie der Nässe ausgesetzt. Man scheuert sie häufig mit Kuhmist, den man dann augenblicklich und so rein, als es mit einem Besen möglich ist, wieder hinwegfegt. Dieß soll in diesem Klima sehr gesund sein.

Der Marktplatz umfaßt einen Flächenraum von ungefähr einem Acker und ist täglich mit allerlei heimischen Bedürfnissen, mit Arzneipflanzen und vielen europäischen Manufacturwaaren versehen. Zu den gewöhnlichsten Artikeln gehören folgende: Schwein-, Rind- und Schöpsenfleisch; einheimische und englische Baumwollenzeuche; Zwirn, Schmuckkügelchen und Flintensteine; Tabakpfeifen, Eisen, Pfeffer, Elu (eine Mischung zur Vertreibung der Mosquitos), Pfeifen aus Badagri, Stahl, rohe einheimische Baumwolle, Tancacam, eine ingwerartige Arzneiwurzel, Gura- und Kollanüsse, Eyonüsse, deren man sich bei dem

Adjitospiel bedient, Alligatorhäute, Rothwild, Waldferkel und Katzen, getrocknete Ratten und Mäuse, rohe, gedörrte und in Palmöl gekochte Fische, Kutataffue, eine zwiebelartige, aber sehr bittere Wurzel, Kokos- und Degonüsse, woraus Oel bereitet wird, gekochter und roher Mais, inländische Töpfe und Kalabassen, aus Austerschalen bereiteter Leim, Grasgeflechte und Binsenkörbe, Stachelschweinborsten, Bachkrebse, Palmöl, Goldäpfel, Schalotten, Wasserkresse, Salz, Farina, Erdnüsse, Atu oder Quassiawurzel, Sakwadi, eine pfefferähnliche Wurzel, die ziemlich wie Maniok schmeckt, Palmnüsse, Bo'oya, eine Wurzel, deren Abguß die Geburtswehen erleichtert, Steine zum Zermalmen des Korns, Dukwa, eine Speise, die aus Kugeln mit Palmöl und Pfeffer zerriebener Bohnen besteht, Salpeter in seinem ursprünglichen Zustande und viele andere Dinge.

Whydah hat außerdem noch mehre andere kleinere Märkte, die ohne Ausnahme derselben Steuer unterworfen sind. Es muß für alle aus dem Lande geführte Waaren, z. B. Palmöl und Elfenbein, ein sehr bedeutender Zoll entrichtet werden, ja die auf das Elfenbein gelegte Steuer ist so bedeutend, daß jetzt sehr wenig gekauft wird; sie wird immer den Verkäufern auferlegt, die natürlich Unterthanen des Königs von Dahomey sind, und es würde ihnen den Kopf kosten, wenn sie sich einen Augenblick bedenken wollten, sie zu zahlen. Alle Personen mit einem regelmäßigen Einkommen werden danach besteuert. Man

kann sich einen Begriff machen, welche ungeheuere Einkünfte der König bezieht, wenn sogar einer von Herrn de Suza's Sklaven jährlich zwei tausend fünfhundert und ein anderer ein tausend fünf hundert Dollars Kopfsteuer bezahlt. Diese beiden Summen sind nur Kopfsteuer, die, unabhängig von den Steuern, womit die verschiedenen Waaren belegt sind, welche aus einem Theile des Königreichs nach einem anderen gehen oder nach einem nicht zum Gebiete des Königs von Dahomey gehörigen Lande ausgeführt werden, je nach Rang, Ansehen und Einkommen zu zahlen ist. Die Sklavensteuer ist sehr bedeutend; sie ist der an Bord gebrachten Anzahl auferlegt, welche von dem Avoga immer nach seinem eigenen Ermessen declarirt wird. Wenn an einer Sklavenausfuhr Mehre betheiligt sind, so übernimmt es gewöhnlich einer von ihnen, den Avoga in Rum oder Tabak zu bezahlen, und vergleicht sich dann mit den Anderen, je nach der von jedem einzelnen verschifften Anzahl von Sklaven. Alle Kopfsteuer wird in Kauris bezahlt. Jeder Eingeborene von Dahomey ist Sklave und hat dem König eine gewisse Kopfsteuer zu entrichten; daher kommt es, daß Viele mit Freuden ihre Heimat verlassen und sich einer fremden, aber weniger strengen Knechtschaft fügen.

Die Wege sind hier mit Ausnahme des nach dem Ufer führenden bedeutend besser als in den meisten an der Küste liegenden Ansiedlungen, und die Häuser größer,

von zweckmäßigerer Bauart und gut mit Stroh bedeckt. Auch gibt es hier eine vernünftigere Regierungsform als anderwärts an der Küste, obgleich sie hinter einer europäischen noch sehr weit zurücksteht. Das Volk ist jedoch, wie bereits erwähnt, in jeder Hinsicht so verderbt, daß es sehr strenger Gesetze bedarf. Vielleicht ist jedoch eben diese Willkürherrschaft zum großen Theil daran Schuld, daß es den Eingeborenen an aller Sittlichkeit gebricht. Außer der Todesstrafe wird hier lebenslängliche oder auch nur zeitweilige Einkerkerung zuerkannt. Die Gefangenen sind immer gefesselt und werden in dem Hause des Avoga oder Cabozirs verwahrt. Der oberste Gerichtsdiener oder Vogt des Cabozirs geht täglich auf dem Markte herum und sammelt von Allen, welche Waaren auslegen, die üblichen Abgaben ein; außerdem wird jedem Krämer, von welcher Art seine Waaren auch sein mögen, ein Theil derselben zur Erhaltung der Gefangenen abgepreßt. In diesem Falle mag man wohl auf Gerechtigkeit wenig Rücksicht nehmen. Der Avoga verwahrt auf seinen Grundstücken einen Vorrath von Waaren, z. B. Rum und Tabak, die er als Zoll erhalten hat, und die, sobald der König es befiehlt, nach Dahomey geschafft werden.

Das Volk lebt noch im Heidenthume und betet Bilder an, die hier wie überall Fetisch genannt werden, aber noch ekelhafter sind als alle anderen, die ich bis jetzt in Afrika gefunden habe. Ein solches Götzenbild soll, so weit der unge=

schickte Künstler dieß bewerkstelligen kann, eine menschliche Gestalt darstellen und ist in Lebensgröße aus Thon geformt. Man findet dergleichen Götzen an allen besonders belebten Punkten der Stadt. Die unteren Theile des Körpers sind unverhältnißmäßig groß und auf die ekelhafteste Weise bloß gestellt. Zu gewissen Zeiten wird den Götzen ein Tisch mit Speisen vorgesetzt, die natürlicher Weise der Priester oder Fetischmann hinwegnimmt, und man scheint höchlich erfreut zu sein, wenn man weiß, daß der Fetisch an seinem Mahle Geschmack gefunden hat. Zuweilen bleibt es aber unberührt, ein sicheres Zeichen, daß er mit den dargebotenen Portionen nicht zufrieden ist, und sie müssen daher, um ihn zu beruhigen, vermehrt werden. Es gilt für den größten Frevel, in die dem Fetisch beigelegte Macht sich einzumengen oder sie zu läugnen, und wenn sich ein Weißer, sei es auch aus Versehen, eine Geringschätzung gegen den Fetisch zu Schulden kommen läßt, so wird er von dem Priester verurtheilt, durch die Macht des besagten Fetisches augenblicklich den Tod zu empfangen. Ohne Zweifel würde der Fetischmann seinem Gebieter gern die Hand leihen; wenn aber der Missethäter ungestraft davon kommt, so bedient sich der Priester der sehr glaubwürdigen Ausrede, daß der Sünder gewiß augenblicklich sein Leben eingebüßt hätte, wäre er ein Schwarzer gewesen.

Es wird von Allen, welche es im Stande sind, zum

Andenken an die verstorbenen Aeltern alljährlich geopfert. Man schlachtet bei diesen Gelegenheiten Schafe, Ziegen und Geflügel und ladet Freunde und Verwandte zu einem großen Feste ein. Nach dem Aberglauben des Volkes sind die Geister der verstorbenen Freunde bei diesem Feste gegenwärtig, und sie werden häufig angeredet, als wenn sie an allen Genüssen Theil nähmen. Das Fest endet gewöhnlich mit einer allgemeinen viehischen Trunkenheit. Es gibt außerdem noch andere und eben so abgeschmackte Jahresfeste. Das eben erwähnte richtet sich nach dem Monde und fiel in diesem Jahre auf den elften April. Es hat den Zweck, allen Geistern abgeschiedener Freunde eine glückliche und leichte Ueberfahrt über die großen westlichen Gewässer zu sichern. Die Eingeborenen meinen damit den Fluß Volta. Wenn man diesen Gebrauch unterließe, so würden die Geister nach der Meinung des Volkes hundert Jahre lang am Ufer wandern müssen, ehe sie für die Vernachlässigung ihrer Freunde hinlänglich gebüßt hätten.

Auch die Schlange wird hier als Fetisch oder Götze verehrt, und es gibt in verschiedenen Stadttheilen Häuser, in welchen Schlangen aufbewahrt und regelmäßig gefüttert werden. Diese Häuser haben ungefähr sieben Fuß hohe Mauern, ein kegelförmiges Dach und eine runde Gestalt von acht Fuß Durchmesser. Die Schlangen gehören zur Gattung der Boa Constrictor und gelten für ganz harmlos; doch habe ich hierüber meinen Zweifel

Sie verlassen ihr Haus zuweilen und werden dann, sobald sie ein Eingeborener findet, aufgehoben und sogleich in das Fetischhaus zurückgebracht, wo man sie auf den Gipfel der Mauer unter das Dach legt. Der Anblick der Verehrung, die man diesen Thieren zollt, ist wahrhaft Ekel erregend. Wenn Jemand eine solche Schlange aufhebt, so werfen sich diejenigen, an welchen sie vorübergetragen wird, zu Boden, streuen Staub auf ihren Kopf und bitten, daß ihr Leib mit dem Thiere bestrichen werde. Sobald man eine Schlange aufgehoben hat, darf man sie bei großer Strafe nirgend anders als im Fetischhause wieder ablegen, und jede, die überhaupt gefunden wird, muß sofort nach dem Fetischhause getragen werden, mag sie nun vorher schon darin gewesen sein oder nicht

Die Umgegend von Whydah ist sehr reich an Schlangen; sie sind im Durchschnitt vier und einen halben Fuß lang und haben einen flachen Kopf an einem verhältnißmäßig kleinen Halse. Man findet hier vier verschiedene Arten. Unter den Eidechsen gibt es eine sehr seltene Schlangen-Eidechse mit graubraunem Rücken und weißem Bauche, in welche Farben sich auf Bauch und Rücken ein scharlachrother Streif einmischt. Sie ist in ihren Bewegungen beim Klettern oder Laufen sehr behend, flüchtet aber wie die Schlange jederzeit in ihre Schlupfwinkel. Die gemeine Feldeidechse hingegen, die noch weit flinker ist, sucht

gewöhnlich, wenn sie verfolgt wird, einen Baum oder eine Mauer zu erklimmen. Die erstere ist runder und hartfleischiger, folglich nicht so elastisch, und man kann ihr daher mit einer Ruthe leicht ein Glied zerschlagen. Nicht so die Feldeidechse; diese ist, wie gesagt, in all ihren Bewegungen weit flinker, und ich habe sie oft nach einer Fliege in die Luft springen sehen. Das Männchen ist sehr schönfarbig, blau, roth und gelb, kann aber wie das Chamäleon seine Farben verändern. Sobald das Thier todt ist, haben auch die Farben ihren Glanz verloren. Die Eidechsen sind sehr nützliche Insektenfänger. Sehr häufig kommt hier auch die Hauseidechse vor, die völlig unschädlich und sehr flink ist. Sie fängt Spinnen, Ameisen, kleine Käfer, Motten und viele andere Insekten, ist ungefähr fünf Zoll lang und hat einen größeren Kopf und vorstehendere glänzendere Augen als irgend eine andere Eidechse. Ihre Farbe spielt zwischen Lichtgrau und Braun ohne die mindeste Abwechselung, und man kann das Thierchen, wie die Schlangeneidechse, durch die geringste Berührung vernichten. Die Feldeidechse legt zwei ganz weiße, nur mit einem weichen Häutchen überzogene Eier von der Größe der Sperlingseier. Ziemlich von gleicher Größe sind die Eier der Fetischschlange, die deren eine sehr große Anzahl und immer zwei auf einmal legt.

Die hiesige Gegend ist außerdem sehr reich an In-

sekten, unter welchen ich einige ganz eigenthümliche Arten bemerkte; da ich aber kein Entomolog bin, so muß ich mich mit der Beschreibung einzelner begnügen. Ich gedenke zuerst der Vampyrfledermaus, die man angeblich nur hier und in Abomey findet, obgleich es in Accra und an verschiedenen anderen Orten der Küste eine sehr ähnliche Art gibt. Dennoch ist erstere an Größe, Aussehen und Eigenthümlichkeit von dieser sehr verschieden. Die in Accra heimische Art ist auch hier zu finden, mischt oder vereinigt sich aber nie mit der großen Vampyrfledermaus von Whydah. Jene mißt von einer Flügelspitze zur anderen nur achtzehn Zoll, diese aber dreiunddreißig bis sechsunddreißig. Auch fliegt die Vampyrfledermaus, die man in Whydah Tukay nennt, bei Tage statt bei Nacht herum. Ihr Körper hat ungefähr acht Zoll Länge und zwölf Zoll im Umfang und wiegt gegen anderthalb Pfund. Außer dem Auge und den Nüstern, die ganz wie bei einem guten Racepferde beschaffen sind, ist der Kopf ziemlich wie der eines Dachshundes gestaltet; die Ohren sind verhältnißmäßig weit größer als bei einem Hunde und gleichen den Ohren einer Ratte; die Vorderzähne sind katzenartig, die Backenzähne wie bei einem Ochsen und die Kinnladen mit großer Kraft begabt. Das Thier hat ein eben so zähes Leben wie eine Katze und kann mehre Tage mit einem zerbrochenen Schädel hinbringen. Der elf Rippen enthaltende und mit einem

weichen Flaum oder Haar bedeckte Körper besitzt eine bedeutende Stärke; das Männchen ist oberhalb von sehr dunkelbrauner Farbe, und rings um den flachen Rücken läuft ein graufarbiger Streifen; der Bauch ist bedeutend lichter, mäusefarbig und an der Gurgel schön gelb. Dem Weibchen fehlt dieser letztere Schmuck. Die Flügel sind von ähnlicher Beschaffenheit wie bei der kleinen Fledermaus und mit fünf großen Krallen und einem Fühler oder einer kleinen, nur an der Flughaut sitzenden Kralle versehen. Das Gerippe der Flügel hat sehr starke Knochen und Muskeln; das erste Glied von der Schulter bis zum Elbogen mißt fünf und einen Viertelzoll, das zweite vom Elbogen bis zum Handgelenk ziemlich fünf Zoll und das längste, welches die mittleren Finger bildet, sieben und einen halben Zoll. Die Hinterbeine sind kurz und stark und sitzen am Becken. Jeder Hinterfuß ist mit fünf starken katzenartigen Krallen versehen, die aber nicht wie Finger und Daumen, sondern alle nach einer Richtung stehen und deren jede zwei Drittel eines Kreises bildet. Sobald diese wunderlichen Thiere nicht herumfliegen, hängen sie sich mit ihren Hinterkrallen, den Kopf zu unterst, an die Bäume. Sie paaren sich wie die Affen und werfen jährlich Junge, die sie fliegend oder sitzend beständig bei sich tragen, bis diese für sich selber sorgen können. Die Weibchen haben zwei Brustzitzen; die Milch derselben ist dick und sehr weiß. Sie gebären im Februar und März und

ziehen von einem Theile des Königreichs Dahomey nach dem anderen, wie es gerade die Fruchtzeit der verschiedenen Districte mit sich bringt. In Whydah verweilen sie von Ende März bis Ende April. Sie leben hauptsächlich von „Gwaba" und „Cachu," Pisang und Bananen.

Siebenter Abschnitt.

Heuschrecken. Die geflügelte Ameise. Ihre gefährlichen Eigenschaften und ihre Wohnungen. Viehstand. Mangel an Handwerkern. Portugiesisch-Whydah. Auswanderer aus Sierra Leone. Das englische Fort. Militair. Vielweiberei. Einschiffung von Sklaven. Fahrt nach Porto Sogura. Grejee. Zahlivay. Yakasgo. Badaguay. Die Kohlpalme. Waldlandschaft. Porto Sogura. Besuch bei dem Cabozir. Meine Expedition nach dem Haho. Sava. Neugier der Einwohner. Podefo und sein Markt. Kraniche, Pelikane und Alligatoren. Meuterei meiner Bootsleute. Flußpferd. Fischer. Verrath und dessen Bestrafung.

Ein anderes sehr eigenthümliches, zu den Insekten gehöriges Thier war eine Art Heuschrecke, die ich sonst nirgends in Afrika gefunden habe. Sie ist acht und einen halben Zoll lang, von der Gestalt eines Graßhüpfers, aber mit vier langen, durchsichtigen Flügeln versehen, mit deren Hilfe sie wohl achtzehn Ellen weite Sprünge machen kann. Ein anderes Insekt ist die geflügelte Ameise von der Größe einer Wespe, und obgleich diese Thiere allen afrikanischen Reisenden bekannt sind, so dürften doch einige ihrer Eigenschaften bisher noch unbeachtet geblieben sein. Ich will wenigstens eine Eigenthümlichkeit dieses Insektes

hervorheben. Nach einer regnerischen Nacht sah ich gestern früh mehre solcher Ameisen einzeln nach verschiedenen Richtungen gehen, denn sie wandern selten in großen Gesellschaften wie andere Ameisen. Ich fing eine und trug sie in einer gekrümmten Ruthe nach Hause. Sie entwickelte, sobald sie gefangen war, einen höchst unangenehmen Geruch, und nachdem ich sie hierauf mit einigen anderen Insekten in eine blecherne Büchse gesetzt hatte, wurde dieser Geruch so unausstehlich, daß ich mein Zimmer verlassen mußte. In anderthalb Stunden kehrte ich zurück und fand alle anderen Insekten getödet. Als ich die Büchse öffnete, ließ die Ameise abermals einen sehr widrigen Geruch ausströmen.

Es fiel mir ein, daß die Ameise die anderen Insekten nicht sowohl durch Gewalt als vielmehr durch ihre giftigen Ausflüsse getödtet haben möchte. Ich beschloß demnach einen anderen Versuch zu machen, und nachdem ich abermals mehre solcher Insekten eingefangen hatte, unter welchen sich die große weißgeflügelte Ameise und verschiedene Arten von Käfern befanden, gebrauchte ich die Vorsicht, in der Büchse eine Scheidewand anzubringen, so daß keine Partei sich an der anderen thätlich vergreifen konnte. Als ich die mit kleinen Luftlöchern versehene Büchse wieder öffnete, fand ich die anderen Insekten sämmtlich todt. Ich nahm sie außer der Ameise alle heraus; ein Käfer eigenthümlicher Art schien sich, nachdem er eine

Weile an frischer Luft gelegen, wieder erholen zu wollen, bald aber war es auch mit ihm zu Ende. Hierauf fing ich eine andere Ameise und hielt sie meinem Hunde vor, worauf das arme Thier heulend sich sträubte; ich versuchte dann, sie an die Nase meines Pferdes zu bringen, aber auch dieses zeigte einen entschiedenen Widerwillen. Ich ließ die beiden Ameisen in der Büchse verwahrt auf dem Tische meines Schlafgemaches stehen, erwachte aber mit einer Uebelkeit, die dem Erbrechen nahe war. Hierauf nahm ich etwas Arznei und vertilgte die Insekten.

Diese Ameisenart baut sich zwölf bis fünfzehn Fuß hohe spiralförmige Hügel und zeigt dabei, was Haltbarkeit und Schutz gegen böses Wetter anlangt, eine große architektonische Geschicklichkeit. Sie hat eine eigenthümliche Art, dem Lehm, aus welchem sie ihr Haus erbaut, eine cementartige Härte zu geben. Aber sie ist nicht blos ihres giftigen Geruches wegen ein furchtbarer Feind, sondern sie hat außer einem sehr scharfen Stachel auch noch zwei große horizontale Fänger, womit sie ihre Beute erfaßt, um sie dann mit ihren gegen dieselben perpendiculär stehenden Zähnen zu zerbeißen. Es gibt in diesem Lande noch eine andere Ameise, die zwar minder groß und nicht mit jenem abscheulichen Geruche begabt, aber wahrscheinlich eben so gefährlich ist wie die erstere, da sie in großen Schaaren wandert.

Ich schoß einst bei Cape-Coast eine Taube, die auf

einen dieser Ameisenpfade fiel, und ehe ich die Stelle erreichen konnte, war das arme Thier bereits von Hunderten dieser Insekten in Beschlag genommen. Auch ich wurde von ihnen angegriffen, und um mich ihrer zu entledigen, mußte ich mich auf dem Wege gänzlich auskleiden. Ein Freund in Accra erzählte mir, wie er einst mit seinem Pferde auf ähnliche Weise von diesen Thieren überfallen worden sei, und daß sie letzteres jedenfalls getödtet haben würden, hätte er nicht die Geistesgegenwart gehabt, es mit mehren Eimern Wasser zu begießen und ihm Wasser in die Nasenlöcher zu spritzen, die buchstäblich mit Ameisen angefüllt waren. Diese zweite Art entwickelt in der Erbauung ihrer Wohnungen noch mehr Geschmack als die erstere und scheint besonders den gothischen Baustyl vorzuziehen. Sie construirten zunächst einen aufrechtstehenden, drei Fuß hohen Schaft und dann in Zwischenräumen von sechs Zollen mehre runde Gemächer, deren jedes kegelförmig und gleich einem großen umgestürzten Becken den Schaft umschließt, so daß dieser einem dicken, durch die Mitte von einem Dutzend Becken gesteckten Stabe gleicht. Das Gipfelgemach endet in einem spiralförmigen Kegel oder einer Pyramide und ist folglich vollkommen wasserdicht. Durch ihre Kunst, den Lehm zu härten, wird der Raum zwischen jedem Stockwerk oder Gemach zu einer bequemen Galerie, die sie bei schlechtem Wetter als Tummelplätze benutzen. Alle diese Gemächer sind in Zellen

getheilt, und durch den Hauptschaft führen mehre Gänge von dem untersten nach dem obersten derselben.

Ich hätte jedoch zunächst von den wichtigeren Thieren reden sollen. Ochsen, Schafe und Ziegen sind hier nicht so zahlreich als an anderen Theilen der Küste, weil man sich überhaupt nur wenig mit Viehzucht abgibt. Es sind vorzugsweise die Portugiesen und Spanier, die einigen Viehstand halten Pferdezucht wird hier gar nicht getrieben; die kleinen Pferde einiger Spanier und Portugiesen sind aus Badagri und Abomey. Es werden weder Ochsen noch Pferde zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzt, obgleich der ebene, kaum ein Steinchen enthaltende Boden für den Pflug nicht besser geeignet sein kann. Der nahe Wald ist reich an wilden Ochsen und einer besonderen Art Rothwild, sowie an anderen wilden Thieren, als Patakus oder großen Hyänen, Panthern, wilden Katzen und kleinen Wölfen. Die hiesigen Schweine sind vorzüglich und kommen fast den englischen gleich.

Geflügel gibt es hier in Menge und darunter sehr großes, das aus der Mischung mit dem von Sklavenhändlern aus Brasilien eingeführten portugiesischen Federvieh hervorgegangen ist.

Es überraschte mich im ersten Augenblick, in dieser großen Ansiedlung fast gar keinen Handwerker zu finden; ja es gibt hier nicht einen einzigen Menschen, der auch nur das plumpeste Stück Arbeit aus Holz oder Eisen zu

fertigen verstände. Die Ursache ist wahrscheinlich in dem hiesigen, früher so schwunghaft betriebenen Sklavenhandel zu suchen, der andere Gewerbe nicht neben sich aufkommen ließ. Der Sklavenhandel war ein so einträgliches Geschäft, daß die Kaufleute all' ihre Bedürfnisse aus Brasilien beziehen konnten. Die Sklavenhändler haben stattliche, schön eingerichtete Häuser, ihr Handel aber hat sich jetzt an dieser Küste aus zweierlei Ursachen bedeutend vermindert; erstens in Folge der Wachsamkeit der englischen Kriegsschiffe und zweitens deßhalb, weil die Sklavenhändler ihre Sklaven mit baarem Gelde bezahlen müssen, indem die hier errichteten französischen und englischen Factoreien ihre Manufacturwaaren um fünfundzwanzig Procent billiger verkaufen können, als die Spanier und Portugiesen es im Stande sind. Ich habe dieß aus dem Munde eines der angesehensten Sklavenhändler in Whydah gehört, der diesen Handel nur zwei Jahre betrieben hat, nachdem er in Madeira, wo er herstammt, durch andere Handelsspeculationen in mißliche Verhältnisse gerathen war. Es freute mich, daß ihm dieses Gewerbe nicht behagte.

Whydah zerfällt oder zerfiel vielmehr in drei Theile Außer den wirklichen Portugiesen gibt es dort sehr viele ehemalige Sklaven, die durch Loskaufung oder in Folge ihrer Rückkehr zu den aus Brasilien kommenden Sklavenhändlern ihre Freiheit erlangt haben; denn wenn ein reicher Sklavenhändler stirbt, so gibt er sehr häufig durch seinen

letzten Willen all seinen Sklaven die Freiheit. Der portugiesische Theil von Whydah übertrifft in jeder Beziehung des Wortes den englischen und den französischen. Ich schreibe dieß der Ueberlegenheit dieser zurückgekehrten Sklaven in der Kenntniß des Ackerbaues und der Hauswirthschaft zu. Viele von ihnen haben kleine, gut angebaute Meiereien und sind in ihrem ganzen Wesen um Vieles reinlicher als diejenigen, die nie als Sklaven ihre Heimat verlassen haben. Sie bewohnen gute Häuser und leben in Fülle und Behaglichkeit, während die letzteren arm und unwissend sich in schmuzigem Elend wälzen.

Außer ihnen haben zunächst die wenigen vor Kurzem aus Sierra Leone hier eingewanderten Familien einen erwähnenswerthen Versuch zum Anbau gemacht. Sie scheinen sich ernstliche Mühe zu geben, doch werden ihre Anstrengungen ohne einigen Beistand kaum mit Erfolg gekrönt werden, da sie nicht hinreichend bemittelt sind, um das Land in einigem Umfange anbauen oder ihre Erzeugnisse ausführen zu können.

Eine andere Klasse von Bewohnern, die sich zum englischen Theile rechnet oder zum englischen Fort gehört, besteht aus einigen sehr alten Leuten, die ehemals in dem Fort als Sklaven und theilweise als Soldaten gedient haben. Diese armen alten Leute sind ganz entzückt, wenn man ihrer Vergangenheit gedenkt, und sprechen mit Begeisterung von ihrer damaligen glücklichen Lage im Ver-

hältniß zu ihrer jetzigen. Ihre Söhne und Töchter rechnen sich ebenfalls zu der englischen Klasse. Vor vielen Jahren ließ der König von Dahomey den Befehl ergehen, daß alle diejenigen, welche sich zu den Angehörigen des englischen Forts rechneten, von Zeit zu Zeit zu dessen Ausbesserung beitragen sollten, und übergab das Fort der Aufsicht eines Mannes, der früher unter dem englischen Gouverneur James als Korporal gedient hatte; aber wie fast jeder Afrikaner, wenn man ihn sich selber überläßt, bewies auch dieser wenig Gewissenhaftigkeit; er ließ das Fort in Trümmer verfallen und war nur auf die Erhaltung des Theiles bedacht, den er selber mit seinen Frauen bewohnte. Doch hat jetzt Herr Hutton die alte Veste bedeutend ausgebessert und eine ziemlich gute Factorei darin angelegt.

Die französische Partei ist sehr klein und meist zu den Portugiesen übergegangen. Einige Wenige haben sich dem französischen Fort wieder angeschlossen, das jetzt ein französischer Kaufmann inne hat, der einen einträglichen Handel mit Palmöl und Elfenbein betreibt.

Whydahs militairische Streitmacht ist sehr mangelhaft, da es kein regelmäßig geübtes Heer, sondern nur einige stehende Truppen hat. Diese bestehen hauptsächlich aus Sklaven, welche, wenn man eine Sklavenjagd beabsichtigt, zusammenberufen werden und sich während dieser Dienstzeit — natürlich durch Plünderung — selbst er=

halten müssen. Sobald der Krieg oder die Jagd zu Ende ist, erhält jeder Einzelne dieses Gesindels ein Stück Baumwollenzeuch zur Umhüllung seiner Lenden. Die Krieger werden hierauf wieder in ihre Heimath entlassen, wo sie bleiben, bis man aufs Neue ihre Dienste verlangt. Die Wenigen, welche beständig als Soldaten dienen müssen, sind Leute, die sich gewisser Verbrechen schuldig gemacht haben. Wenn z. B. ein Mann mit dem Weibe eines Anderen einen Ehebruch begeht und bei dem König verklagt wird, so verurtheilt ihn dieser, so lange als Soldat zu dienen, als er dazu fähig ist. Früher wurden diese Leute, sobald sie dienstunfähig geworden waren, gewöhnlich an einem der zahlreichen Feste des Königs geopfert; dieser letztere Theil des grausamen Urtheils ist jedoch durch den jetzigen König von Dahomey, der weit barmherziger ist als seine Vorgänger, in Wegfall gekommen. Die Vielweiberei und die Verderbtheiten aller Art gehen hier ins Unendliche. Je länger ich jedoch hier verweile, desto mehr überzeuge ich mich, daß das Stehlen des Afrikaners vorherrschendste Leidenschaft ist. Je mehr man ihn ausbildet, ein um so vollendeterer Spitzbube wird er; und doch ist Whydah wegen der großen Anzahl freigelassener Sklaven, die sich hier angesiedelt haben und nun selber Sklavenhändler oder Landwirthe werden, eine der civilisirtesten Ansiedelungen auf der ganzen westlichen Küste Afrikas. Außer den Europäern sind dieß noch die einzigen Leute, die eine Spur

von Gesittung verrathen. Whydah hieß früher Grihwi oder Grighwi; seitdem es aber dem Königreich Dahomey einverleibt ist, hat es seinen jetzigen Namen erhalten. In Kriegszeiten vereinigen sich seine Truppen mit dem mächtigen Heere von Dahomey, das sich in weit trefflicherem Zustande befindet.

Am achtundzwanzigsten Februar setzte das Dampfschiff „Hydra" die Mannschaft eines Sklavenschiffes ans Land; am neunundzwanzigsten begab ich mich an Bord jenes Fahrzeugs und wurde von den Offizieren freundlich bewillkommt. Ich traf hier den ersten Leutnant M'Gregor, der früher auf dem Prometheus gedient hatte.

Am vierten März reis'te ich auf der Lagune wieder nach Aghuay, wo ich am nächsten Morgen anlangte. Ich fand die Sklavenhändler in großer Angst und Aufregung. Sie hatten spät am Abend vorher in der kurzen Zeit von einer Stunde fünfhundert Sklaven eingeschifft, obgleich an dieser Küste stets eine böse Brandung tobt. Zwei dieser Sklaven waren bei der Einschiffung unglücklicher Weise ertrunken. Man hätte ihrer sechshundert eingeschifft, wäre nicht die „Hydra" sichtbar geworden. Am nächsten Morgen wurde das Sklavenschiff zum größten Aergerniß aller betheiligten Kaufleute von diesem Dampfer weggekapert.

Ich will hier für diejenigen, welchen die Sache noch fremd ist, in Kürze mittheilen, wie man bei einer solchen

Einschiffung von Sklaven zu Werke geht. Man führt die Unglücklichen bei dieser Gelegenheit zu zehn bis zwanzig an einer und derselben Kette aus ihren Kerkern, als sollten sie ihren gewöhnlichen Spaziergang machen, und geleitet sie in einfacher Reihe nach der Küste, ohne sie von ihrem Schicksal zu unterrichten, das ihnen übrigens, selbst wenn sie es kennen, völlig gleichigltig zu sein scheint. Hierauf werden alle vorhandenen Kanoes in Beschlag genommen; man zieht den Sklaven das kleine Stück Baumwollenzeuch ab, das sie um ihre Lenden tragen, und führt die gekettеten Reihen nach und nach zu einem Feuer, das man vorher an der Küste angezündet hat. Hier werden Brenneisen glühend gemacht, dann schnell in Palmöl getaucht, damit sie nicht am Fleische hängen bleiben, und den Sklaven auf die Rippen oder auf die Hüfte und zuweilen sogar auf die Brust gedrückt. Jeder Sklavenhändler hat sein eigenes Zeichen, so daß man, wenn das Schiff seine Bestimmung erreicht, leicht ermitteln kann, wem diejenigen, welche unterwegs gestorben sind, angehören. Die Sklaven werden dann so dicht als möglich auf dem Boden eines Kanoes zusammengepfercht und an Bord des Schiffes gebracht.

Nachdem Herr Hutton am sechsten März von Badagri, wo er seine Factorei besucht hatte, wieder eingetroffen war, segelten wir auf der Lagune westwärts bis nach Porto Sogura, das auf diesem Wege vierundvierzig

Meilen entfernt ist. Wir landeten auf dieser Fahrt bei Popoe und besuchten meine alten Bekannten, Herrn Lawson und seine Söhne. Am Landungsplatze badete eben eine Anzahl von Lawson's Sklaven, die alle am Halse zusammengekettet waren. Sie schienen sämmtlich gesund und glücklich zu sein, mir aber drängte sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß ihr jetziger, nur wenig über den des Thiers sich erhebender moralischer Zustand eine Wohlthat für sie sei, weil sie sonst ihrer elenden Lage sich bewußt sein würden.

Nach einem kurzen Besuch bei Herrn Lawson und einer abermaligen Einführung bei seinen zwei Favoritfrauen, von deren großer Wohlbeleibtheit ich bereits gesprochen habe, segelten wir weiter und erreichten nach einer Fahrt von fünf Meilen die uns bereits bekannte Stadt Grejee, welche jedoch geographisch bei Weitem näher liegt. Man verlangte uns hier einen Zoll ab, und eine Meile weiter stromaufwärts, wo der Fluß abermals versperrt ist, einen zweiten. Er bestand in zwei Flaschen Rum. An letzterem Orte, Namens Zahlivay, der auf einer Erhöhung auf dem linken Ufer des Flusses liegt, wird ein bedeutender Handel getrieben. Man hat die zwei so nahe bei einander liegenden Zollstätten nur in der Absicht errichtet, um allen Marktbesuchern dieser Ortschaften, mögen sie die Lagune abwärts oder aufwärts fahren, eine Steuer abzunehmen, denn die Schlagbäume befinden sich beziehentlich oberhalb

und unterhalb der beiden Städte. Grejee hat, wie bereits erwähnt, zwölfhundert Einwohner, Zahlivay gegen zweitausend.

Der Fluß ist hier gegenwärtig nur vier und einen halben Fuß tief und eine Viertelmeile breit; das Land eben und fruchtbar. Auf dem rechten Ufer zeigen sich gut bebaute Ländereien, und drei Meilen stromaufwärts gibt es einige Baumwollenpflanzungen. Längs dem Lande, welches die Lagune vom Meere trennt, erstreckt sich mehre Meilen weit ein schöner Gürtel von Kokusbäumen, welcher mit einem dichten Gebüsch von Lorbergewächsen der Landschaft einen unbeschreiblichen Reiz verleiht, und nahe am Ufer liegen einzelne Felder angebauten Landes. Doch hat die Kultur auf beiden Seiten des Flusses keine weite Ausdehnung. Drei Meilen weiter aufwärts von der letztgenannten Stadt liegt ebenfalls auf dem linken Ufer der Lagune ein kleines Dorf mit zweihundert Einwohnern, und drittehalb Meilen weiter auf derselben Seite eine kleine Stadt Namens Yakasgo; ihr gegenüber erhebt sich im Flusse eine kleine grüne, aber unbebaute Insel. Ein anderes Dorf, das eine reizende Lage hat, tritt eine halbe Meile von dem letzteren Orte plötzlich aus einem Versteck von Kokus-, Palmen- und Cachubäumen hervor. Es ist ein Fischerdorf, denn es hat eine sehr große Anzahl von Kanoes. Die Bauart dieser Fahrzeuge ist höchst einfach; es sind achtzehn Zoll starke, zwölf bis fünfzehn Fuß lange Kokus-

stämme, die man bis auf einen Fuß an jedem Ende ausgehöhlt hat. Ein solcher ungestalteter Kahn trägt oft drei Knaben, die ihn mit wahrhaft bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu steuern verstehen und zuweilen tausend Fische darin heimbringen.

Ungefähr sechs Meilen höher hinauf — westwärts nach der Magnetnadel — liegt eine andere Stadt Namens Badaguay, die einen wöchentlichen Markt hält. Ihre Manufacturen bestehen in meist blau und weiß gestreiften Baumwollenstoffen, irdenen Gefäßen, Indigo, inländischen Matten und aus Gras geflochtenen Scheffelsäcken. Diese Stadt liegt ebenfalls am linken Ufer, und der Fluß hat noch immer nur vier und einen halben Fuß Tiefe.

Drei Meilen weiter beginnt zur Rechten ein schöner Wald von Kohlpalmen, der sich mehre Meilen weit hindehnt. Der Gürtel von Kokosbäumen hört auf, wo jener anfängt. Die Kohlpalme bietet einen eben so anmuthigen als ungewöhnlichen Anblick dar. Sie hat an ihrer Wurzel nicht mehr als einen Fuß im Durchmesser und erhebt sich bis zu einer Höhe von funfzig Fuß, indem sie bis zum Drittel dieser Höhe allmälig an Umfang zunimmt, bis sie eine Stärke von zwanzig Zoll erreicht hat und dann nach dem Gipfel zu wieder dünner wird. Die Zweige oder Blätter haben eine fächerartige Gestalt; jedes Blatt ist schön gerippt wie ein gefalteter Busenstreifen, ungefähr vier Fuß lang und nimmt einen solchen Schwung, daß

es drei Viertel eines Kreises bildet. Jedem, der einen solchen Baum noch nie gesehen hat, erscheint er wie eine wahre Wunderschöpfung.

Die Lagune wird hier eine halbe Meile breit, bleibt aber während der trockenen Jahreszeit noch immer nur vier Fuß tief. Sechs Meilen ziemlich unmittelbar westwärts weiter hinauf gewinnt sie eine Breite von drei Viertelmeilen, und ihr rechtes Ufer ist dicht mit großen Bäumen verschiedener Gattungen bewaldet, unter welche sich schöne Sträucher aus der Familie der Lorbergewächse und zahlreiche Orchideen und Parasiten mischen, alle belebt von bunt und schön gefiederten Singvögeln. Die friedliche Ruhe dieser Landschaft unter den Strahlen einer tropischen Sonne übte wenigstens für eine kleine Weile einen wohlthätigen Einfluß auf mein Gemüth, indem sie mich an Scenen meiner Kindheit erinnerte.

Bei Sonnenuntergang erreichten wir Porto Sogura, eine Stadt von bedeutender Größe, aber nicht sehr wichtigem Handel. Die Haupterzeugnisse sind Palmöl und Baumwollenzeuche. Porto Sogura liegt auf dem rechten Ufer der Lagune, auf einem Landstreifen, der den Fluß vom Meere trennt. Die Entfernung zwischen den beiden letzteren beträgt eine Meile, während die inmitten des größtentheils sandigen Küstenlandes gelegene Stadt von beiden gleich weit entfernt ist. Diese Sandbank ist bei der Lagune dicht mit mannigfaltigen großen Bäumen, mit

Strauchwerk und Schlingpflanzen von wenigstens zwanzig verschiedenen Arten bewachsen. Die Palme baut man hier ihrer Nüsse wegen, aus welchen Oel bereitet wird. Affen gibt es in großer Menge, und man sieht sie schaarenweise und so flink, als gehörten sie zum Geschlecht der Vögel, von einem Baume zum anderen hüpfen.

Wir begaben uns gleich nach unserer Ankunft in Porto Sogura zu dem Cabozir oder Häuptling des Ortes, einem ungefähr dreißigjährigen Manne von gutmüthigem Aussehen; nachdem aber der üblichen Förmlichkeit eines afrikanischen Besuchs Genüge gethan war, beschloß Herr Hutton, der sich auf dem Rückwege nach Cape-Coast befand, ohne längeren Aufenthalt weiter zu reisen. Ein Herr Hanson, Geschäftsführer der in Ahguay befindlichen Factorei des Herrn Hutton, und Herr Henrique, Halbbruder des Herrn Ingram, ehemaligen Gouverneurs am Gambia, begleiteten ihn. Beide Herren versprachen, in drei Tagen zurückzukehren, und ich selber wollte mittlerweile in Porto Sogura bleiben, weil ich die Absicht hatte, einen Fluß Namens Haho zu untersuchen, dessen Ursprung ich in dem Konggebirge nördlich von Dahomey vermuthete. Ich ersuchte daher den Cabozir um einige Bootsleute zur Führung des Kanoes und fand ihn, natürlich gegen gute Bezahlung, sehr bereitwillig dazu. Er erbot sich überdieß noch, mir einen jungen Mann zu besorgen, den ich als Diener und Koch benutzen könnte.

Ich hatte außerdem zwei Freiwillige in meinem Dienst, einen alten Mann Namens Ithay Botho, der beim Kapitain Clapperton auf seiner letzten Reise in diesem Lande gedient hatte, und einen anderen Mann, der aus Accra gebürtig war.

Als sich der vom Cabozir versprochene Diener mir vorstellte, erkannte ich in ihm zu meiner großen Ueberraschung einen Menschen, der noch vor einigen Monaten beim Gouverneur Hill in Cape-Coast gedient hatte, und da er Englisch verstand, so fühlte ich mich wirklich recht angenehm überrascht. Der arme Teufel war ebenfalls erfreut, mir mittheilen zu können, wie es ihm ergangen und wie er ein Sklave geworden sei. Er hatte sich, wie es schien, nachdem er aus dem Dienste des Gouverneurs getreten war, längs der Küste bis nach Klein-Elmina gewagt, das wenigstens zweihundert Meilen entfernt ist. Dort hatte ihn ein Soldat ersucht, ein Stück Zeuch für ihn zu kaufen und, nachdem dieß geschehen war, ihn beschuldigt, das Geld hierzu gestohlen zu haben. Er wurde daher von den Soldaten ergriffen und an einen Sklavenhändler in Popoe verkauft; da er aber Englisch verstand, so hielt man es nicht für rathsam, ihn zu verschiffen. Man vertauschte ihn gegen zwei jüngere Sklaven an den Cabozir von Porto Sogura, der ihn als Dolmetsch zu brauchen gedachte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Argwohn jenes Soldaten nicht ganz ungegründet war, denn ich

selber hatte den Burschen bereits als Dieb kennen gelernt. Ja man wird sich selten sehr irren, wenn man den ersten beßten Afrikaner für einen Spitzbuben hält.

Am siebenten März früh sechs Uhr begab ich mich, wie es üblich ist, zum Cabozir, der sich im Ganzen, obgleich nur pecuniärer Interessen wegen, ziemlich freundlich benahm. Er rief die Bootsleute, meinen Diener von Cape-Coast und meine zwei Freiwilligen vor sich und gab ihnen den strengen Befehl, auf meine Sicherheit bedacht zu sein. Außerdem hatte mir Herr Hanson auch noch einen Knaben zurückgelassen, so daß mein Geleit aus acht Leuten bestand. Wir bestiegen Herrn Hanson's bequem eingerichtetes Kanoe und fuhren die Lagune hinan, die sich hier ausdehnt und einen sechs Meilen breiten und eben so langen See bildet. Fünf Meilen von Porto Sogura landeten wir am rechten Ufer, um auf dem Markte eines kleinen Dorfes einige Lebensmittel einzukaufen. Das Krum liegt eine Meile vom See entfernt auf einer ungeheueren Ebene mit trefflichem Lehmboden. Alle Einwohner kamen mit ihren Waffen zum Vorschein; als sie aber sahen, daß mein kleiner Haufe freundlich gesinnt war, wurden wir ziemlich gut aufgenommen und mit einer Kalabasse reinen Wassers versorgt. Nachdem wir einige Lebensmittel gekauft und etliche wilde Tauben geschossen hatten, die es hier in großer Menge gibt, besuchten wir den Marktplatz, obgleich der Wochenmarkt erst am nächsten Tage stattfand.

Man hält diesen Markt unter dem Schatten eines Seidenwollenbaumes, dessen Aeste sich weiter ausbreiten, als mir jemals vorgekommen ist, und so dicht belaubt sind, daß sie ein undurchdringliches Schutzdach gegen die brennenden Strahlen der Sonne bilden. Es ist dieß eine ungewöhnliche Eigenschaft des Baumwollenbaumes, obgleich er vollkommen ausgewachsen immer eine bedeutende Höhe hat.

Ich bemerkte hier außerdem einen Baum mit einer eigenthümlichen Frucht, deren Name mir entfallen ist. Sie gleicht der Orange, ist aber größer als diese und hat nur eine sehr dünne poröse Haut, unter welcher sich eine Schale befindet, die so hart ist wie die der Kokosnuß. Diese Schale ist ziemlich dick, und der Kern, der sie ganz ausfüllt, ist etwas härter als Butter und von herbem Geschmacke. Man bereitet aus dieser Frucht eine Seife, welche für weit vorzüglicher gilt als irgend eine andere in diesem Lande. Eine Frucht derselben Art, aber kleiner, die ebenfalls hier vorkommt, wird von ihrem Kern befreit und in Tabaksdosen umgewandelt. Das Dorf heißt Sava.

Nachdem wir uns hier eine Stunde aufgehalten hatten, schifften wir uns wieder ein und setzten über das obere Ende des Sees nach einem sehr großen Markte, N. 15° W. und drei und eine halbe Meile von letzterem Orte entfernt. Hier versammelten sich Hunderte von

Menschen, um die ungewohnte Erscheinung unseres Kanoes anzustaunen, das mit Ausnahme der beiden Enden, wo die Bootsleute standen, welche auf der Lagune und auf dem See das Fahrzeug mit langen Staken fortbewegen, eine Ueberdachung von bemaltem Segeltuche trug. Hunderte gingen bis an den Leib ins Wasser, um dicht ans Boot zu kommen, und wurden ohne Zweifel von anderen Beweggründen als bloßer Neugier herbeigeführt. Meine Leute, besonders meine beiden Freiwilligen boten Alles auf, den Haufen in gehöriger Entfernung zu halten. Im Verein mit der drückenden, durch das Gedränge noch vermehrten Hitze ist der unangenehme Geruch der schmuzigen Haut dieser Menschen für diejenigen, deren Riechorgane noch nicht gehörig daran gewöhnt sind, im höchsten Grade ekelhaft. Sobald ich aber den Vorhang auf die Seite zog und meinen Kopf durch die Oeffnung steckte, ergriffen Alle augenblicklich und in großer Verwirrung die Flucht, wobei mehre ins Wasser geworfen und niedergetreten wurden. Sie kehrten jedoch bald wieder zurück, nachdem sie erfahren hatten, daß ich ganz harmlos sei und keinen schwarzen Menschen verzehren könne. Keiner von ihnen hatte je einen Weißen gesehen, aber sie schienen von denjenigen ihrer Freunde, welche einst an der Küste gewesen waren, immer nur gehört zu haben, daß die Weißen an den Negern mehr Geschmack fänden als an jeder anderen Speise. Es ist dieß eines von den vielen abgeschmackten

Mährchen, welche alle Kapitaine von Sklavenschiffen den Sklaven erzählen.

Der hiesige Markt ist mit allen Artikeln heimischen Bedarfs und selbst verschiedenen europäischen Manufacturwaaren versehen. Er liegt gegen hundert und funfzig Fuß vom See entfernt, und alles Schutzes oder Schattens entbehrend, unterscheidet er sich als Marktplatz durch nichts von jeder anderen Stätte mit niedergetretenem Wachsthum. Der Markt von Podefo, der täglich abgehalten wird, bildet den Mittelpunkt für alle benachbarten Ortschaften und hat, wie die anderen am See oder an der Lagune gelegenen Marktplätze, den großen Vortheil eines bequemen Wasserverkehrs. Die Kleidung der männlichen Einwohner und Marktgäste besteht in einem kleinen Stücke Baumwollenzeuchs, das sie strickartig zusammengedreht um ihre Lenden binden, zwischen den Schenkeln hindurchziehen und dann vest um den unteren Theil ihres Körpers schnüren. Die Frauen tragen gewöhnlich, wenn sie es vermögen, ein Gewand, das unmittelbar unter der Brust bevestigt ist und bis über die Kniee reicht. Man führt aus dieser Gegend eine große Anzahl Sklaven hinweg.

Wir begaben uns nun zunächst nach der Mündung des Haho, in deren Mitte eine kleine Insel liegt. Sie ist wahrscheinlich durch die während der Regenzeit stattfindende gewaltige Ström-

ung entstanden, welche Boden hinwegreißt und an der Mündung in dem angeschwollenen See einen Widerstand findet.

Nachdem wir den Fluß zwei Meilen ziemlich nordwärts hinangefahren waren, bemerkten wir zahlreiche schöne Kranicharten von weißer, blauer und brauner Farbe, sowie den großen Pelikan. Alligatoren gab es in Menge. Meine Bootsleute zeigten jetzt einigen Widerwillen, weiter zu fahren, indem sie mir versicherten, wir würden von nun an keine anderen Geschöpfe mehr antreffen als diejenigen, welche wir eben sahen — Alligatoren und Zweifüßler. Ich entgegnete ihnen, daß ich eben aus diesem Grunde weiter zu fahren entschlossen sei und den ersten, der sich meinen Befehlen widersetzen wolle, ins Wasser werfen würde. Diese Drohung mußte bald vollzogen werden, indem ich den ersten der Bootsleute über Bord warf. Er bat dringend, wieder einsteigen zu dürfen, und versprach mir willigen Gehorsam. Es war der Sohn des Cabozirs, und ich nahm ihn wieder auf, aber die Leute arbeiteten trotzdem noch immer sehr träge. Ich ergriff hierauf meine Doppelflinte und ließ ihnen durch meinen Diener sagen, sie möchten nicht glauben, daß sie sich, weil ich ein Weißer und allein sei, meinen Befehlen ungestraft widersetzen dürften, denn ich würde den Ersten, der sich des Ungehorsams schuldig mache, niederschießen. Von nun an zeigten sie sich rühriger, bis ein großes Flußpferd

den Kopf aus dem Wasser erhob, aber bald wieder verschwand.

Ich kann nicht sagen, daß ich wegen der Sicherheit des Kanoes ganz außer Sorge war, besonders da der Fluß hier nicht mehr als dreißig Ellen Breite und zwölf Fuß Tiefe hatte. Die Bootsleute zeigten alle Merkmale der Furcht, meine wiederholten Drohungen nöthigten sie jedoch, weiter zu fahren, und bis über die Stelle hinaus, wo das Flußpferd erschienen war, trieben sie das Fahrzeug in der That mit einer Schnelligkeit dahin, die all ihre seitherigen Anstrengungen weit überflügelte. Die Afrikaner sind meist große Feiglinge, besonders wenn sie eine Strecke von ihrem heimischen Bezirk entfernt sind. Als meine Leute sahen, daß all ihre Bitten, sie wieder umkehren zu lassen, vergebens waren, gingen sie ziemlich rüstig wieder an ihre Arbeit, und wir fuhren bei einer sehr gelinden Strömung schnell den Fluß hinan.

Der Lauf des Flusses nahm so oft eine andere Richtung, daß ich fast an der Richtigkeit meines Compasses zu zweifeln begann; da ich aber deren zwei bei mir führte, so beruhigte ich mich. Als wir funfzehn Meilen stromaufwärts gefahren waren, verwandelten sich die auf beiden Seiten ebenen, mit langem groben Schilf bewachsenen Ufer in sechs bis acht Fuß hohe bewaldete Hügel. Unter den großen Bäumen verschiedener Gattungen gab es mehre mit hangenden Aesten, die ihre langen Fasern in den

glashellen Spiegel des Flusses tauchten, dessen Strömung hier kaum bemerkbar war. Der Jasmin, der sich um einige kleinere Bäume und Büsche wand, erfüllte die Luft mit seinem lieblichen Wohlgeruch, und dicht am Wasserrande standen schöne Schwertlilien mit großen weißen Blumen. Die Sonne versank eben hinter dem Horizonte, und ihre letzten Strahlen fielen durch die Oeffnungen des üppigen Laubwerkes auf die stille Wasserfläche.

Hier unter den Wendekreisen gibt es keine Dämmerung; sobald die Sonne hinter dem Horizont versinkt, herrscht auch schon mitternächtige Dunkelheit. Wir hatten nirgend eine Spur von einer menschlichen Wohnung oder einem Pfade entdeckt, und dieß sowohl als die Dreistigkeit der großen und kleinen Vögel ließ mich vermuthen, daß wir sehr weit von irgend einem Dorfe oder einer Stadt entfernt sein müßten. Ich beschloß daher, die nächste unbewaldete Stelle am Ufer zum nächtlichen Ruheplatz zu wählen. Glücklicher Weise war heller Mondschein, und nach drei Viertelstunden bemerkte ich am linken Ufer eine kleine Bucht, in welche wir einfuhren; sie erstreckte sich jedoch nur einige Ellen weit. Dagegen war ich erfreut, die frische Asche eines Feuers zu entdecken. Wir spähten überall nach einem von dieser Stelle auslaufenden Pfade; nachdem wir uns aber getäuscht gefunden, gingen wir wieder an Bord und fuhren weiter stromaufwärts, überzeugt, daß nach solchen Vorzeichen eine menschliche

Wohnung nicht mehr fern sein konnte. Die Flußpferde und Alligatoren stürzten sich jetzt in kurzen Zwischenräumen und von beiden Ufern des Flusses mit verwegenen Sprüngen ins Wasser, und die Fahrt auf einem so engen Strome war nicht wenig gefährlich. Hierzu kam noch ein sehr tief verschlammtes Flußbett, sodaß mit Staken von funfzehn bis achtzehn Fuß Länge nichts mehr auszurichten war, und ich sah mich daher genöthigt, einen der Bootshaken zu ergreifen und den Schiffern zu lehren, wie sie sich ihrer als Ruder bedienen könnten. Glücklicher Weise war die Strömung hier kaum bemerkbar, und unsere Fahrt ging daher unerwartet schnell von Statten.

Zwei Meilen weiter stromaufwärts bemerkte ich nahe am linken Ufer ein helles Licht. Dieß war für uns Alle ein höchst erfreulicher Anblick, denn wir glaubten uns einem Dorfe oder doch wenigstens einer Wohnung zu nähern. Es ergab sich jedoch, daß es nur ein Lager von sieben Fischern und zehn bis zwölf Knaben war. Die Männer standen mit alten Musketen bewaffnet am Ufer und hatten uns, im Fall wir Feinde wären, ohne Zweifel eine Ladung zugedacht. Aber auch ich war mit zwei Doppelflinten, Pistolen und Säbel versehen. Auf die Anrede meines alten Freundes Ithay Botho streckten sie jedoch die Waffen, und wir landeten. Die Leute erzählten uns hierauf, daß sie häufig bis zu der Stelle, wo wir die Asche entdeckt hatten, stromabwärts führen,

um zu fischen; weiter hinab dürften sie sich aber nicht wagen, denn dort vernichte ein großer Fetischalligator alle Leute mit sammt dem Kanoe. Was uns betraf, so wären wir nach ihrer Versicherung nur deßhalb durchgekommen, weil ich ein Weißer sei und weil das Ungeheuer erst einige seiner amphibischen Freunde als Zeugen der großen That versammeln wolle, die es an mir zu vollziehen beabsichtige. Ich sagte ihnen jedoch, der Fetisch der Weißen sei mächtiger als ihr Fetischalligator. Hierauf beschrieben sie seine Größe und seine Kraft, sodaß meine Bootsleute allen Muth verloren. Ich hoffte, sie würden in ihrer Angst, diesem Ungeheuer auf der Rückfahrt zu begegnen, jetzt bereitwilliger sein, die Reise fortzusetzen, da ich ihnen versichert hatte, daß wir auf der Volta zurückkehren könnten. Aber die alten Fischer verkündeten uns gleiche Schwierigkeiten für die Fahrt stromaufwärts, wenn nicht zur Besänftigung des Flußfetisches bedeutende Opfer dargebracht würden. Meine Bootsleute sahen sich daher auf allen Seiten von Gefahren bedroht.

Die Fischer hatten ihren Fischfänger, einen Weidenkorb, ausgestellt, und das Feuer diente dazu, die Fische anzulocken, aber ich bemerkte zu meinem nicht geringen Verdruß, daß es auch ganze Schwärme von Mosquitos herbeizog. Um ihnen zu entgehen, kehrte ich mit zwei Knaben in das Kanoe zurück, aber die lästigen Insecten schienen entschlossen zu sein, dem Fremdling ihre Achtung zu beweisen, nicht

indem sie Wasser mit mir tranken, wie es bei den Eingeborenen Sitte ist, sondern indem sie von meinem Blute kosteten. Unter solchen Belästigungen und bei dem Geräusch, welches verschiedene im Wasser sich tummelnde amphibische Geschöpfe verursachten, war mir wenig Schlaf vergönnt. Um sechs Uhr Morgens wurde gefrühstückt, denn wir waren mit dem nöthigen Kochgeräth versehen, und dieses Frühstück bestand aus Fisch, Maniok und etwas Yams. Mein Diener, der Bursche aus Cape-Coast, theilte mir mit, was er in der Nacht zwischen den Bootsleuten und den Fischern hatte reden hören. Sie hätten beschlossen, sagte er, wieder umzukehren oder wenigstens nicht weiter hinaufzufahren; wenn ich aber darauf bestände, mit meinen zwei Freiwilligen und nur zwei Knaben die Reise fortzusetzen, so wollten sie bei den Fischern am Ufer bleiben, mit Ausnahme eines Einzigen, der das Boot bis zur nächsten, ungefähr sechs Meilen höher gelegenen Stadt führen wollte — und dort würde der Cabozir einen bedeutenderen Zoll verlangen, als ich zu zahlen vermöchte, und in diesem Falle mein Boot und meine Habe in Beschlag nehmen.

Mit dem Charakter solcher Leute vertraut, war ich, obgleich allein, vest entschlossen, ihnen nicht nachzugeben. Ich befahl daher meinen Leuten, an Bord zu kommen, was augenblicklich geschah; als wir aber vom Lande stießen, richteten sie das Boot stromabwärts und erklärten ihren

Entschluß, nicht weiter zu fahren. Hierauf zog ich meinen Säbel und trieb sämmtliche Bootsleute aus dem Kanoe. Meine zwei Freiwilligen, ich selbst und die Knaben waren genügende Bemannung für das Boot, und wir fuhren stromabwärts von dannen. Als sich die Bootsleute auf so jämmerliche Weise getäuscht sahen, erfaßte sie die Besorgniß, allein zurückgelassen zu werden; sie baten mit dem kläglichsten Geschrei um Wiederaufnahme und versicherten ihre Bereitwilligkeit, mich überall zu begleiten, wohin es mir immer beliebte. Aber ich hatte beschlossen, sie zur Warnung eine Weile in banger Ungewißheit zu lassen, und fuhr eine kleine Strecke den Fluß hinab; auf das dringende Bitten meiner Begleiter kehrte ich aber endlich zurück, um die Verlassenen wiederaufzunehmen. Doch jetzt traten die Fischer, die ihnen Schutz und Beistand versprochen hatten, mit ihrer ganzen Schurkerei hervor, indem sie die Bootsleute für ihre Sklaven erklärten und sich entschlossen zeigten, sie nicht wieder auszuliefern, weil sie ihres eigenen Ungehorsams wegen ans Land getrieben worden wären.

Als der Schnabel meines Kanoes ans Ufer stieß, sah ich zu meinem Erstaunen, daß jeder der sieben Fischer seine Muskete auf mich gerichtet hielt. Sie setzen bei solcher Gelegenheit ihre Gewehre an die Hüfte. Da ich aber bemerkte, daß sie vergessen hatten, die als Decke dienende Affenhaut von den Schlössern zu nehmen, und wohl

wußte, daß sie den Drücker nicht berühren konnten, so beschloß ich den ersten Angriff zu machen. Ich hielt eine Flinte in meiner Linken und befahl dem alten Ithay, mir sogleich eine andere zu reichen, sobald ich meine beiden Läufe würde abgeschossen haben. Herrn Hanson's Knabe, der sich bei dieser Sache so kaltblütig benahm, als wollte ich eine Taube schießen, war mit meinem Säbel an meine Linke getreten. Auf dem Bug des Kahnes stehend, ließ ich hierauf durch Ithay den Fischern verkünden, daß ich nicht gekommen sei, mit ihnen Krieg zu führen, wohl aber wolle ich, obgleich nur ein einziger Weißer, ihnen beweisen, daß ich sie nicht fürchte. Sie könnten mich allerdings tödten; aber ehe dieß geschähe, würden wenigstens vier von ihnen mit dem Tode büßen, denn ich hätte vier Läufe, deren jeder mit drei großen Posten geladen wäre, und ich würde augenblicklich schießen, sobald einer es wage, seine Schloßdecke abzunehmen.

In demselben Augenblicke riß ich meinen Säbel aus der Scheide, sprang ans Ufer, lähmte durch einen Hieb den Arm des Mannes zur Rechten, so daß er augenblicklich seine Muskete fallen ließ, und setzte die Spitze meiner Waffe auf die Brust des Zweiten. Der Kampfplatz war eine kleine Halbinsel, die keinen anderen Rückzug gestattete, als über die Stelle, wo ich stand; die Anderen warfen daher ihre Flinten weg und baten, vor mir niederfallend, um Schonung ihres Lebens. Mittlerweile waren die

Bootsleute in das Kanoe gesprungen und würden nun ohne Zweifel mich zurückgelassen haben, hätten sie dieß ohne Gefahr ausführen können; aber meine Freiwilligen und die Burschen blieben mir treu.

Ich zerschlug in meinem Zorn eine der Musketen an einem Baume und war entschlossen, mit den anderen auf gleiche Weise zu verfahren; aber ich wurde bald sanfter und begnügte mich, die Pfannen zu leeren und die Flinten ins Wasser zu tauchen. Hierauf kehrte ich in das Kanoe zurück und nahm den alten Mann mit mir, den ich verwundet und seiner Muskete beraubt hatte. Er wand sich und stöhnte, als wäre ihm der Arm völlig abgelöst worden. Die Wunde war allerdings nicht unbedeutend, schien aber bei einiger Pflege keine ernstlichen Folgen haben zu können. Glücklicher Weise führte ich zwei Verbände bei mir, deren einen ich anlegte. Nachdem dieß geschehen war, ging ich an die Bestrafung meiner Bootsleute und vollzog dieses Geschäft mit einem tüchtigen Stocke. Hierauf zwang ich sie, gegen ihren früheren Entschluß den Fluß hinan zu fahren, aber mehr in der Absicht, mir Gehorsam zu erzwingen, als weil ich die noch sechs Meilen entfernte Stadt zu besuchen wünschte. Es mag Manchem hart erscheinen, daß ich diese Leute gegen ihren freien Willen nöthigte, mich zu begleiten; aber ich muß dagegen in Erinnerung bringen, daß ihre Dienste vollkommen freiwillig waren; sie glaubten jedoch, wenn wir uns wieder auf

dem See befänden, nach ihrem Behagen faullenzen und für ihr eigenes Vergnügen auch noch Bezahlung erhalten zu können.

Nachdem wir eine Meile gefahren waren, bemerkte ich vor uns zwei Kanoes, in welchen sich die übrigen sechs Fischer und die Knaben befanden. Sie waren nach ihrer Niederlage auf ihre Fahrzeuge geflüchtet, die eine kleine Strecke oberhalb des Lagerplatzes am Ufer gelegen hatten. Eine Meile weiter befahl ich umzulenken und hiermit die Rückkehr zu beginnen. Dieser Befehl wurde von all meinen Leuten mit Freude aufgenommen, ganz anders aber mochten die Gefühle meines Gefangenen beschaffen sein, der ohne Zweifel bis jetzt auf tüchtige Rache für seine Wunde und für den Verlust seiner Flinte gerechnet hatte. Als die anderen Kanoes bemerkten, daß wir umkehrten, lenkten auch sie wieder um, waren aber nicht zu bewegen, uns näher zu kommen. Bei unserer Ankunft an dem Lagerplatze bat mein Gefangener, man möchte ihn hier ans Land setzen, aber ich hatte mir vorgenommen, es ihm noch etwas unbequemer zu machen, und führte ihn eine bedeutende Strecke weiter hinab, wo ich ihn endlich an der schlechtesten Stelle, die ich auffinden konnte, wieder aussetzte.

Achter Abschnitt.

Meine Verlassenheit. Akwoaay, seine Bevölkerung u. s. w. Freundliche Aufnahme bei dem Gadadu. Ein Haus von zwei Stockwerken. Ein riesenhafter Baumwollenbaum. Etay, eine eßbare Wurzel. Gefräßigkeit der Eingeborenen. Akwoaay's Boden, Manufacturen u. s. w. Die Bewohner von Porto Sogura. Besuch des Cabozirs. Krabbenfang. Große Hitze. Zudringlichkeit der Weiber. Charakter der Eingeborenen. Nächtlicher Besuch. Aberglaube. Affen als Nahrungsmittel. Mangel an gangbarer Münze. Eine Fahrt nach Greejee. Erlegung eines Alligators. Grausamkeit der Eingeborenen gegen Pferde. Rückkehr nach Whydah. Meine Bootsleute. Abenteuer. Ankunft in Whydah. Vorbereitungen zu meiner Reise nach Abomey. Whydahs Umgegend. Meiercien. Auswanderer von Sierra Leone. Eine Kornmühle. Pflanzen und Früchte.

Ich begann jetzt über die Ereignisse des Morgens ein wenig nachzudenken, und es regten sich in meiner Seele abwechselnd Unwillen und Bedauern. In dem einen Augenblick war ich ärgerlich, daß ich die an mir verübte Schelmerei nicht ernstlicher bestraft hatte, und in dem nächsten bereuete ich es, des alten Fischers Flinte zerbrochen und ihn selber vielleicht für sein ganzes Leben zum Krüppel gemacht zu haben. Zum ersten Male fühlte ich, in welcher verlassenen Lage ich mich in Afrika befand. Sobald sich

jedoch meine Gedanken auf etwas Anderes richteten, war dieses trübe Gefühl auch wieder vergessen, und meine Leute trieben den Kahn mit großem Behagen nach dem See hinab, der jetzt ziemlich bewegt war, so daß unsere Fahrt, bis wir das ruhigere Wasser der Windseite erreicht hatten, nur langsam von Statten ging. Dieser See, dessen Ausdehnung ich bereits angegeben habe, hat in der trockenen Jahreszeit durchschnittlich nur vier und einen halben Fuß Tiefe.

Nachdem wir den See fünf bis sechs Meilen hinabgefahren waren, beschloß ich, eine ziemlich bedeutende, auf dem linken Ufer gelegene Stadt, Namens Akwoaay, zu besuchen, die gegen sieben- bis achttausend Einwohner zählen mag. Sie liegt sehr anmuthig auf einer von schönen Bäumen beschatteten Erhöhung. Die Häuser sind aus einem besseren Material und regelmäßiger erbaut als die irgend einer anderen Stadt, die ich längs den Ufern des Flusses zwischen diesem Orte und Whydah besucht habe. Der Cabozir wird auch „Gadadu“ genannt, und er beansprucht diese Benennung als Namen sowie als Bezeichnung seiner Herrscher- und Königswürde.

Akwoaay, Porto Sogura, Greejee, Popoe, Ahguay und einige andere Städte an der Lagune sind sämmtlich unabhängige Ansiedelungen mit ihren eigenen Häuptlingen oder Königen, denn sie haben alle Angriffe der Dahomeys zurückgeschlagen. Bei meiner Landung in Akwoaay kam

mir jener Gadadu entgegen und lud mich freundlich ein, in sein Haus zu treten und etwas Peto mit ihm zu trinken. Ich nahm diese Einladung bereitwillig an, und meine Leute thaten desgleichen. Der Häuptling hatte eben erst ein neues zweistockiges Haus vollendet, wozu einer seiner Unterthanen, der früher mit einem Kauffahrer in England gewesen war, den Plan entworfen hatte, und er that sich nicht wenig darauf zu Gute, uns die Treppe hinanweisen zu können, obgleich man, um in das obere Gemach einzutreten, eine kriechende Stellung annehmen mußte; aber es war trotzdem für einen uncivilisirten Afrikaner ein stolzer Gedanke, daß er einen ähnlichen Palast bewohne, wie das königliche Oberhaupt von England. Sein Haus war ungefähr zwanzig Fuß lang, zwölf Fuß tief und mit beiden Stockwerken nur zehn Fuß hoch. Auf seine Frage, in was für einem Hause die Königin von England wohne, erzählte ich ihm, daß ihr Palast um Vieles größer sei als seine ganze Stadt und zehnmal höher. Dieß schien er nicht recht glauben zu wollen, blieb aber deßhalb so freundlich wie zuvor, und nachdem wir etwas Peto getrunken hatten, bestellte er in Palmöl gesottene Fische und eine tüchtige Maismahlzeit.

Während diese Gerichte bereitet wurden, begleitete uns der Gadadu auf einem Spaziergang um die Stadt, wobei ich mehre Tauben schoß, deren es hier eine große Menge gibt. Ich maß bei dieser Gelegenheit einen Baumwollenbaum, der zwei

und vierzig Fuß im Umfang hatte. Außerdem lernte ich hier eine ganz eigenthümliche als Speise benutzte Wurzel kennen, die, zu der Familie der Yamswurzeln gehörig, von den Eingeborenen „Etay" genannt wird, mir aber in keinem anderen Theile Afrikas vorgekommen ist. Sie hat einen sehr süßen Geschmack und die Vestigkeit einer Kartoffel, ist ungefähr achtzehn Zoll lang und in der Mitte gegen zehn Zoll dick. Als wir diese Wanderung beendigt hatten, führte uns der Gadadu nach seinem Hause zurück, wo mir jetzt meine Mahlzeit in zwei Kalabassen, wovon die eine den in Palmöl gesottenen Fisch, die andere den gekochten Mais enthielt, besonders aufgetragen wurde. Unglücklicher Weise besaß mein Wirth weder Löffel noch Messer; aber ich ließ von meinem Knaben Beides aus dem Kanoe holen. Die Uebrigen bedienten sich natürlich einzig und allein ihrer Finger, in deren geschickter Benutzung sie mit einander wetteiferten. Einen solchen Wetteifer entwickeln sie jedoch nur beim Essen und Stehlen. Sie essen wahrhaft furchtbar, so oft sie Gelegenheit haben, dieß auf Kosten Anderer zu thun, dennoch können sie lange Zeit hungern, wenn sie sich aus eigenen Mitteln beköstigen sollen. Dem alten Gadadu schien die Sache viel Vergnügen zu machen, und er schaute so wohlgefällig darein, als hätte er an dem Mahle Theil genommen. Eine gleiche Aufmerksamkeit wurde uns von der außerhalb versammelten Menge zu Theil, welche uns

durch die niedrigen Fenster genau beobachten konnte. Alle schienen über den Anblick eines mit Messer und Gabel essenden Weißen höchlich erstaunt zu sein. Ich war, so weit die Erinnerung des jetzigen Geschlechtes reichte, der erste Weiße, der diesen Ort besucht hatte.

Nach dem Essen genossen wir abermals etwas Peto und tranken des Gadadus Gesundheit, der anscheinend sechszig bis siebenzig Jahre zählte. Er begleitete uns hierauf nach dem Ufer und lud mich mehrmals ein, meinen Besuch zu wiederholen Es hatte sich eine ungeheuere Menge versammelt, und Hunderte davon standen bis an die Schultern im Wasser, um den weißen Mann zu sehen. Ich hegte einige Besorgniß hinsichtlich meiner im Kanoe befindlichen Habe, aber sie blieb unangetastet. Es war dieß einer der wenigen Orte, wo mir ein Eingeborener eine uneigennützige Gastfreundschaft erwies. Es wurde dem Gadadu zuvor eröffnet, daß ich ihm nichts zu bieten hätte, er aber gab freundlich zur Antwort, daß er nichts verlange und stolz darauf sei, wenn seine Stadt durch den Besuch eines Weißen geehrt würde. Sein Volk liebt ihn wegen seiner milden Herrschaft.

Akwoaay übertrifft hinsichtlich seiner Lage und Bauart, seiner Baumwollenmanufactur und seines trefflichen Ackerlandes jede andere Stadt, die zwischen diesem Orte und Whydah am See liegt. Sie ist in unmittelbarer Nähe von einem hellrothen, zum Anbau von Korn, Maniok,

Melonen, Kürbissen und allerlei Gemüsen trefflich geeigneten Boden umgeben. In weiterer Entfernung, wo das Land etwas niedriger ist, besteht der Boden aus einem dunklen sandigen Lehm, in welchem treffliche Yamswurzeln gediehen.

Nach einem herzlichen Abschied von unserem ehrwürdigen Gastfreund stießen wir vom Ufer und fuhren unmittelbar nach Porto Sogura, wo wir eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang anlangten. Am Ufer waren des Cabozirs angesehenste Leute versammelt, die ängstlich unsere Rückkehr erwarteten, und es sollten wirklich schon mehre Kanoes nach uns ausgesendet werden, als wir eben noch zur rechten Zeit eintrafen. Der alte Cabozir war über meine glückliche Rückkehr, die ihm durch einen vorausgeschickten Boten gemeldet wurde, sehr erfreut und wollte, als ich sein Haus erreichte, eben aufbrechen und mir entgegenkommen. Ich erzählte ihm nun von meinem Abenteuer, und er stellte sich, als wäre er über das Benehmen der Leute, die er mir als Schiffer mitgegeben hatte, im höchsten Grade entrüstet; er versprach, sie ernstlich zu bestrafen, da aber einer von ihnen sein eigener Sohn war, so wird er die Strafe, die ich ihnen selbst bereits ertheilt hatte, wahrscheinlich für hinlänglich erachtet haben.

Porto Sogura steht unter allen benachbarten Städten in sehr schlechtem Rufe. Seine Einwohner gelten im Allgemeinen für höchst gefährliche Diebe, die bei Gelegenheit

auch vor einem Morde nicht zurückschrecken. Ich kann jedoch nicht sagen, daß sie diesen Ruf gerade verdienten. Allerdings wurde ihnen für alle Dienste und Aufmerksamkeiten, die sie mir erwiesen, hinlängliche Bezahlung Nach dem Abendessen ging ich zu Bett und schlief vest und erquicklich, denn ich hatte eine um Vieles bessere Wohnung als die meisten Eingeborenen. Das Haus, in welchem ich schlief, gehörte dem bereits erwähnten Henrique, der zwar vorzugsweise in Ahguay wohnte, aber auch in Porto Sogura sein Absteigequartier besaß. Er war, wie ich bereits erwähnt habe, mit Herrn Hanson unterwegs, um meinem nach Cape=Coast zurückkehrenden Freunde Hutton bis zum Flusse Volta das Geleit zu geben, so daß seine Wohnung einstweilen von mir benutzt werden konnte.

Am frühen Morgen des zehnten März besuchte mich der Cabozir mit seinen ersten Würdeträgern, wie es in diesem Lande herkömmlich ist. Es verstand sich von selbst, daß er mit mir trinken wollte, und dieß versetzte mich in die Nothwendigkeit, meinen letzten Vorrath an trinkbaren Flüssigkeiten zum Beßten zu geben. Da die Herren Hanson und Henrique, wie ich hoffte, bereits diesen Abend wieder eintreffen mußten, so war ich außer Sorge gewesen, an irgend Etwas Mangel leiden zu müssen, besonders weil ich selber fast nie geistige Getränke zu mir nehme, obgleich man hier und da, wo es sehr schlechtes

Trinkwasser gibt, nicht umhin kann, es mit etwas Geistigem zu vermischen. Nach dem Frühstück beschloß ich, die Stadt in Augenschein zu nehmen, die ungefähr eine Viertelmeile von der Küste entfernt liegt. Zwischen der Stadt und der Küste gibt es schöne immergrüne Sträuche verschiedener Arten mit köstlichen süßen oder säuerlichen Früchten.

An der Küste angelangt, sah ich in bedeutender Ferne von der Windwärtsseite ein Fahrzeug herankommen und erkannte an dem Takelwerk einen Sklavenhändler. Dieses Schiff wurde einige Tage später von der „Hydra" gekapert. Ich bemerkte hier eine eigenthümliche Art von Krabbenfang. Man gräbt etwas über dem höchsten Wasserstande ein Loch in den Sand, das ungefähr zwei Fuß tief ist, auf dem Boden einen Fuß acht Zoll im Durchmesser hat und sich nach oben bis auf acht Zoll Durchmesser verengt. Rings um dieses Loch streut man gekrümeltes „Kankie". Hierauf kommt zu früher Morgenstunde der Krabbenfänger herbei, die überraschten Krabben schlüpfen in das Loch, und ehe sie Zeit haben, sich in den Sand zu wühlen, werden sie herausgenommen und in einen Korb gethan. Außerdem werden hier an der Meeresküste keine Fische gefangen, da man dieselben in hinreichender Menge theils für den Bedarf der Stadt, theils zur Versendung ins Innere aus der Lagune erbeutet.

Porto Sogura ist auf einem Damme von weißem

lockeren Sand erbaut, den offenbar das Meer aufgeworfen hat und durch welchen es die dahinter befindliche Lagune bildete. Die Sonne ist hier von gewaltiger Wirkung; Fahrenheit's Thermometer stieg an diesem Tage von 78 bis auf 87 ^{0}.

In meine Wohnung zurückgekehrt, wurde ich von einer Anzahl Frauen umringt, die in den Thüren stehen blieben und von denen mehre sogar, während ich zu Mittag aß, bis ins Innere meiner Behausung drangen. Ich fand diese Dreistigkeit etwas lästig und ließ daher durch meinen Diener anfragen, was sie wünschten. Sie erwiderten, es sei ihre Absicht, einen Schluck Rum zu bekommen und sich zugleich als Weiber anzubieten; denn da jeder große Mann mehre dergleichen, ich aber als Fremder nicht ein einziges besäße, so hätten sie vermuthet, daß ich wohl einige brauchen könnte. Meine Antwort, daß ich nur ein Reisender sei und hier höchstens einige Tage zu verweilen gedächte, schien sie alle sehr zu überraschen, denn sie hatten, wie sie äußerten, erfahren, ich sei ein reicher Mann, der in Porto Sogura eine Factorei anlegen und Korn und Palmöl kaufen würde. Der Cabozir hatte sich nämlich erboten, mir, wenn ich hier bleiben und eine Factorei anlegen wollte, zu diesem Zwecke ein Haus und einen Speicher zu bauen, und dieses Anerbieten war wahrscheinlich die Ursache jener Vermuthung.

Ich hörte von Seiten des Cabozirs darüber klagen,

daß die Bewohner von Ahguay sein Volk ungerechter Weise in einen sehr üblen Ruf gebracht hätten, der nicht nur alle Weißen abhalte, seine Stadt zu besuchen und darin Handel zu treiben, sondern auch selbst alle Kriegsschiffe verhindere, ihm Vorräthe abzukaufen. Er beschwerte sich bitter über Herrn Lawson in Popoe als einen eingefleischten Feind und einen der bedeutendsten Sklavenhändler an der Küste. Ueberdieß versicherte mir einer von des Cabozirs ersten Würdenträgern, es gebe auch einen Engländer, der regelmäßigen Sklavenhandel treibe; aber ich werde, so lange mir unwiderlegbare Beweise fehlen, seinen Namen noch verschweigen, obgleich ich dieselbe Beschuldigung von Leuten gehört habe, deren Glaubwürdigkeit ich nicht bezweifeln kann.

Was den Ruf anlangt, in welchem die Bevölkerung von Porto Sogura bei den Einwohnern von Popoe und Ahguay steht, so scheint dieser nicht ganz grundlos zu sein. Erst vor Kurzem wurde der Kapitain eines Sklavenschiffes, der sich vom Bord seines Fahrzeugs durch einige dem Cabozir von Porto Sogura gehörige Bootsleute ans Land fahren ließ, absichtlich umgeworfen, weil man nach dem Gelde gelüstete, womit er zum Einkauf von Sklaven versehen sein mußte, und das sich, wie die Bootsleute vermutheten, in einem kleinen Schreibepulte befand, welches er bei sich führte. Sie sahen sich jedoch getäuscht, obgleich sie das Pult in Besitz bekamen; denn der Kapitain war

so vorsichtig gewesen, das Geld schon vorher in einem alten Fäßchen ans Land zu schicken. Als sie fanden, daß das Pult nichts weiter enthielt als die Papiere des Schiffes, so übergaben sie diese einem Sklavenhändler; das Schiff selber aber war abgesegelt und wurde am nächsten Morgen gekapert.

In der Nacht weckte mich ein heftiges Reißen an der Thür meines Schlafgemachs, und mich aufrichtend ergriff ich meine Doppelflinte, die hier meine stete Bettgenossin war. Auf meine Frage, wer da sei, hörte ich Jemand, der davon laufen wollte, über einen Stuhl fallen, und schon war ich im Begriff zu schießen, als ich draußen die Stimme meines Dieners aus Cape-Coast vernahm. Er hielt den Fliehenden auf, und es ergab sich, daß es eine von den Frauen war, die mir am Morgen ihre Dienste angeboten hatten. Wahrscheinlich hatte sie etwas stehlen wollen; als sie aber hörte, wie übel sie hätte wegkommen können, versprach sie, mich nie wieder zu stören, und wurde entlassen.

Am Morgen des elften März ging ich mit meinem Burschen aus Cape-Coast und dem Diener, den Herr Hanson mir zurückgelassen hatte, auf die Jagd, um einige Tauben zum Frühstück zu schießen. Da wir keine fanden, meine Kauris aber so gänzlich erschöpft waren, daß ich nicht wußte, wie ich mir ein Frühstück verschaffen sollte, so wanderte ich eine Strecke weit in den Wald hinein.

Wir verfolgten einen schmalen Pfad und kamen endlich an eine Stelle, wo auf beiden Seiten ein mit einem baumwollenen Fetzen bewimpelter Stab aufgesteckt war. Meine Begleiter erklärten, daß ich jetzt, ohne mein Leben zu wagen, nicht weiter gehen dürfe, denn dieß sei der Weg zu einem Fetischhause, und der Fetischmann habe diese Stäbe als Warnungszeichen vor weiterer Annäherung ausgesteckt. Ich stellte mich, als ob ich ihr Gewäsch nicht verstände, und ging weiter, bis ich eine Strecke in das verbotene Gebiet eingedrungen war. Hierauf sah ich mich um und befahl meinen Leuten, mir nachzukommen; aber sie standen bebend an der Gränze und erwarteten jeden Augenblick, mich todt niedersinken zu sehen. Erst als ich ihnen das Lächerliche eines solchen Aberglaubens gehörig begreiflich gemacht, entschlossen sie sich, mir zu folgen. In solcher Verblendung ist das Volk der ganzen westlichen Küste und des größten Theiles des bis jetzt von mir besuchten Inneren befangen.

Bald nachdem ich die Fetischgränze überschritten hatte, erblickte ich eine Schaar von Affen, die flink wie Eichhörnchen von Baum zu Baum sprangen, und von welchen einige ein Junges an der Brust trugen, das meine Burschen ein Kind nannten. Es gelang mir, eines dieser Thiere zu erlegen, das hierauf nach Hause getragen und abgezogen wurde. Meine Diener versicherten mir, Affenfleisch sei etwas ganz Vortreffliches und werde hier allgemein

gegessen; dennoch konnte ich mich am Morgen noch nicht überreden, davon zu genießen, sondern beschloß, Herrn Hanson's Rückkehr zu erwarten. Da es bereits zwei Tage über die Zeit war, bis zu welcher er bei seiner Abreise zurückzukehren gedachte; so konnte er jetzt jeden Augenblick eintreffen. Aber es kam der Mittag heran, und ich fastete noch immer. Die Burschen hatten den Affen mit Palmöl und Gemüsen sehr gut zubereitet und eine treffliche Kraftbrühe gekocht, und indem ich sah, wie gut das Mahl ihnen mundete, konnte ich auch nicht länger den Mahnungen eines leeren Magens widerstehen. Das Gericht war wirklich recht wohlschmeckend, und hätte ich nicht gewußt, was es war, so würde es mir wahrscheinlich noch weit besser geschmeckt haben.

Es dämmerte, und Herr Hanson war noch immer nicht zurückgekehrt. Ich sah mich daher genöthigt, mir abermals etwas zu essen zu suchen. Da es jetzt Abend war, so gab es Tauben in Menge, denn während der Tageshitze suchen alle Vögel den Schatten des Waldes, wo sie bis zum Nachmittag oder bis zu den ersten Morgenstunden verborgen bleiben. Es fehlte mir jedoch an allen Gemüsen, bis ich endlich einen Plan ersann, der vollkommen glückte und mich mit einem hinlänglichen Vorrath von Kauris versah. Ich besaß nämlich einen Souverain, und obgleich ich wußte, daß dieses Geldstück hier keine gangbare Münze war, so schickte ich es dennoch zum

Cabozir und ließ ihn bitten, es mir einzuwechseln, da ich jetzt gar keine Kauris mehr hätte. Er konnte im ersten Augenblick nicht recht begreifen, was ich wollte; nachdem man ihm aber die Sache erklärt hatte, erbot er sich, mir einige Kauris zu leihen. Dieß war es eben, was ich erlangen wollte, und ich borgte mir funfzehn Schnuren, ungefähr einen Schilling drei Pence Courant. Dieses Darlehn half mir aus aller Verlegenheit, und in der Frühe des dreizehnten März erschien endlich Herr Hanson. Zwei Stunden später segelten wir die Lagune abwärts nach Ahguay, wo wir bald nach Sonnenuntergang anlangten.

Am funfzehnten März fuhr ich mit Herrn Hanson und einem jungen Portugiesen die Lagune hinan, um den Markt von Greejee zu besuchen und womöglich auch einen Alligator zu erlegen. Wir sahen auf der Fahrt stromaufwärts nur zwei solche Thiere; als wir aber des Nachmittags zurückfuhren, stießen wir zuerst auf ein kleineres von nur fünf und einem halben Fuß Es lag dicht am Rande des Wassers unter den Zweigen eines niedrigen Strauches; ich schoß und traf, aber es versank augenblicklich unter das Wasser, und wir nahmen uns nicht die Zeit, es zu suchen. Zehn Minuten später bemerkte einer unserer Bootsleute einen Alligator von größerer Art, der mehre Schritt vom Wasser scheinbar schlafend am Ufer lag. Nachdem das Kanoe völlig zur Ruhe gebracht war,

feuerte ich und schoß das Thier durch den dicksten Theil seines Rückens, worauf es sich schnell in das Wasser stürzte. Wir suchten eine Weile und waren eben im Begriff, die Nachforschung aufzugeben und weiterzufahren, als Herr Hanson den mächtigen Kopf des Ungeheuers auf einem zerbrochnen Pfahle des über den Fluß gezogenen Fischhegers ruhen sah, während der übrige Körper sich unter dem Wasser befand. Ich feuerte zum zweiten Mal, und mein Kugel drang ins Auge und riß einen Theil des Schädels hinweg, worauf das Thier aufs Neue unter das Wasser versank, dann aber augenblicklich wieder zum Vorschein kam. Hierauf ergriff ich einen Säbel und stieß ihn dem Ungeheuer in den Bauch, der jetzt nach oben gekehrt war, und es versank wieder auf den Grund. Es mußte jetzt meiner Meinung nach völlig todt sein, und ich befahl daher den Bootsleuten, ins Wasser zu steigen und sich der Beute zu bemächtigen; der Fluß wurde jedoch durch den aufgerührten schlammigen Boden so dick und trübe, daß wir das Ungeheuer nicht mehr sehen konnten. Es war ein Glück für uns, daß wir es aus dem Auge verloren hatten, da es in der That noch nicht todt war, sondern im Gegentheil dreißig Ellen weiter stromaufwärts trotz seiner Verstümmelungen noch immer stark und mächtig wieder auftauchte. Wir begannen die Jagd aufs Neue; aber ehe wir das Thier erreichten, hatte ihm der alte Fischer zwei Harpunen in den Rücken geworfen, und da es den Kampf

noch immer nicht aufgab und noch ziemlich bei Kräften zu sein schien, so feuerte ich ihm eine zweite Ladung in den Kopf, die diesen vollends zerschmetterte. Nach einigen krampfhaften Zuckungen war es mit dem Ungeheuer zu Ende; hierauf liehen wir von dem Fischer einen Strick und bevestigten es an dem Hintertheile unseres Kanoes.

Wir mußten bei unserer Ankunft in Ahguay den Cabozir von der Erlegung des Alligators in Kenntniß setzen. Diese Meldung an den Häuptling oder Cabozir ist in all solchen Fällen zum Gesetz gemacht, indem hierdurch verhütet werden soll, daß mit der sehr giftigen Galle dieses Thieres irgend ein Mißbrauch getrieben werde. Der Cabozir schickt alsdann einige Leute, welche die Galle herausnehmen und sie nach Aufschneidung der Gallenblase in den Fluß werfen. Hierauf wird das Thier Demjenigen übergeben, der es getödtet hat. Der Alligator dient in vielen Theilen Afrikas als Nahrung, und sein Fleisch soll Denjenigen, der davon genießt, mit Muth begaben. Sei dem, wie ihm wolle, ich für meinen Theil würde lieber muthlos bleiben, als von solcher Speise genießen. Das von uns erlegte Ungeheuer maß acht Fuß vier Zoll, und ich habe seine Erbeutung hauptsächlich in der Absicht beschrieben, um die hier und da herrschende lächerliche Meinung zu widerlegen, daß der harte Theil eines Alligators kugelvest sei. Ich habe mich jetzt bereis zum dritten Mal vom Gegentheil überzeugt; denn obgleich die Kugel immer

den härtesten Theil des Rückens traf, so wich sie doch nie von ihrer geraden Linie ab. Wahrscheinlich hat diese irrige Meinung ihren Grund in dem Umstande, daß das Thier, sobald es verwundet ist, verschwindet, oder in der Behauptung einiger Schützen, daß ihre Kugel die allzu harte Haut oder Kruste nicht habe durchdringen können, während sie vielleicht gar nicht getroffen hatte.

Herr James Hanson, der sich wie sein großmüthiger Principal sehr hilfreich meiner annahm, erbot sich zuvorkommend, mir sein Pferd zu leihen. Aber unglücklicher Weise befand sich das arme Thier eben jetzt in sehr traurigem Zustande, denn Herr Hanson, der es zwar niemals selber ritt, aber zu gutmüthig war, um es irgend jemand, der danach verlangte, zu versagen, hatte es vor Kurzem einem portugiesischen Sklavenhändler geliehen, der, ein wahrer Unmensch, das unglückliche Thier mit einem viel zu großen, fast gänzlich ungepolsterten Sattel geritten hatte, so daß durch die Reibung des auf dem Rückgrat ruhenden Sattelbaumes zwei furchtbare Geschwüre entstanden waren. Neben dieser grausamen Behandlung war das arme Thier auch noch im Futter vernachlässigt worden. Ich habe bereits erwähnt, daß es dem Afrikaner selbst in seiner Familie an allem Mitgefühl, an aller Dankbarkeit gebricht, und das arme Pferd steht in seiner Schätzung nicht halb so hoch wie das Schwein, weil er es nicht essen kann. Der Sorge eines Negers überlassen, kann

es vestgebunden ohne Futter und Wasser bleiben, bis es umkommt. Da jedoch der König von Dahomey noch nicht von seiner Sklavenjagd zurückgekehrt war, und ich daher meine Reise ins Innere noch geraume Zeit aufschieben mußte, so hatte ich die gewisse Hoffnung, das erschöpfte Thier durch zweckmäßige Behandlung bald wieder herzustellen.

Herrn Hanson's Anerbieten wurde daher dankbar angenommen, und am Morgen des siebenzehnten März kehrte ich mit dem Kapitain eines amerikanischen Schoners von Ahguay nach Whydah zurück, indem wir das Pferd einem kleinen, mit zwei Bootsleuten bemannten Kanoe anvertrauten. Einige Meilen weit ging Alles vortrefflich, nur der Amerikaner war etwas fieberkrank. Nachdem wir die Lagune sechs Meilen weit hinabgefahren, fiel das Pferd über Bord, und ich war genöthigt, ins Wasser zu springen, um es wieder einzuschiffen. Ehe wir Groß-Popoe erreichten, hatte sich dieser Unfall sechsmal wiederholt, und eben so oft hatte ich mich ins Wasser begeben müssen.

Bei Popoe, dem Mittelpunkt zwischen Ahguay und Whydah, hielten wir eine Stunde an, um den Bootsleuten einige Erquickung zu gönnen, und dann segelten wir weiter. Mit der Zeichnung des Laufes und der Tiefen der Lagune beschäftigt, bemerkte ich erst, nachdem wir sechs Meilen zurückgelegt, daß die zwei Männer, die mein Pferd fuhren, in einen anderen Fluß eingelaufen waren, offenbar

in der Absicht, es zu stehlen. Ich ließ augenblicklich umlenken, und wir erreichten die Diebe einer Stadt gegenüber, die Klein-Popoe genannt wird. Als sie sich erwischt sahen, trieben sie das Kanoe ans Ufer und entflohen. Einen von ihnen fing ich wieder ein, und nachdem ich einen neuen Mann gemiethet hatte, ließ ich das Boot mit dem Pferde voranfahren, bis wir wieder nach Groß-Popoe kamen, wo diese Leute, während ich Palmöl einkaufte, abermals ans Land trieben. Mein amerikanischer Freund hielt es nämlich bei heranrückender Nacht für gefährlich, ohne Licht zu sein, denn er hatte einige Dublonen in der Tasche, und wir mußten an der Stelle vorüberfahren, wo man vor zwei Jahren den Hamburger Supercargo ermordet hatte. Ich fing die Leute zum zweiten Mal und warf sie nach einigen tüchtigen Stockschlägen in das Boot zurück, mit der Versicherung und dem Entschlusse, den Ersten, der sich wieder ungehorsam zeigen würde, ohne Erbarmen niederzuschießen. Ich blieb eine Weile in dem Kanoe bei meinem Pferde, bis das kleine Fahrzeug unter dem bedeutenden Gewichte und den unruhigen Bewegungen des, wenn auch nur kleinen Pferdes in der Mitte des Stromes, der jetzt mehr als zehn Fuß Tiefe hatte, plötzlich wieder umschlug. Das Pferd fiel auf mich, aber wir erreichten beide glücklich das Ufer; hierauf brachte ich das Thier wieder ins Kanoe und beschloß, bei ihm zu bleiben und es zu halten. Mein kranker Reisegefährte hatte jedoch wenig Lust, nur in Ge-

sellschaft seines Dieners, allein unter vier spitzbübischen Bootsleuten zu bleiben; ich ließ daher das Pferd für den übrigen Theil unserer Fahrt von einem Manne aus meinem eigenen Boote halten.

Ich wechselte meine ziemlich durchnäßten Kleider und trank ein Glas Grog, das der Rest unserer ersten Flasche war. Wir glaubten eine zweite zu besitzen, da Herr Hanson am vorigen Abend befohlen hatte, unserem Zehrbedarf eine Flasche Wein und eine Flasche Wachholder beizufügen; während der Nacht aber hatte einer der Leute, die mit der Verpackung dieser Dinge beauftragt waren, eine Flasche Wasser dafür untergeschoben. Dieß ist nur ein kleiner Beweis von der Spitzbüberei eines Volkes, an welches England schon so viele Millionen verschwendet hat, ohne sich auch nur einen Funken von Dankbarkeit erkauft zu haben.

Von nun an ging es mit unserer Fahrt ganz leidlich, und wir schmauchten behaglich unsere Cigarre, bis wir die über den Fluß gezogene Zollinie erreichten, die um zwölf Uhr immer geschlossen wird, damit kein Fahrzeug unbeobachtet hindurchschlüpfe. Wir hielten und riefen den Zollwächter, aber dieser erklärte uns sehr eigenmächtig, wir müßten bis zum Morgen warten, obgleich der Sperrbaum zu jeder Stunde der Nacht geöffnet werden muß. Ich ging jedoch rüstig ans Werk und hatte das Hinderniß

bald aus dem Wege geräumt*). Meine Bootsleute nahmen die ganze Zeit über sehr regen Antheil. Als der Zollwächter sah, daß unsere Boote hindurchfuhren, schwor er Rache und verfolgte uns mit zwei Kanoes, um uns gefangen zu nehmen. Aber ich sprach meinen Bootsleuten Muth ein. Da mein Kanoe überdeckt war, so bekamen mich unsere Verfolger nicht eher zu sehen, als bis ich einem von ihnen meinen gezogenen Säbel dicht an die Kehle hielt, und statt daß sie uns gefangen nahmen, machten wir sie selber zu Gefangenen. Sie hatten allerdings Musketen bei sich, aber man kann ihnen durch ein plötzliches und entschlossenes Entgegentreten augenblicklich allen Muth benehmen, und es ist seltsam, daß sie vor einem Säbel mehr in Furcht gerathen als vor einer Feuerwaffe. Nachdem wir unsere Gefangenen eine Strecke von ihrer Heimat hinweggeführt hatten, ließen wir sie wieder umkehren.

Um vier Uhr erreichten wir das Fährhaus bei Whydah, wo wir bis zu Tagesanbruch verweilten, und um acht Uhr war ich wieder in dem englischen Fort, in der Factorei meines Freundes Hutton, wo ich von seinen

---

*) Die über den Fluß laufende Versperrung besteht aus einer Reihe von Pfählen, die dicht neben einander in das Flußbett eingerammt sind und eine für die Durchfahrt eines Kanoes hinreichende Oeffnung lassen, welche während der Nacht durch einen vorgeschobenen Sperrbaum verriegelt wird.

Geschäftsführern, Herrn Robert Hanson und Herrn Roberts aufs Herzlichste bewillkommt wurde. In Whydah blieb ich vor der Hand, um die Nachricht von des Königs Heimkehr aus dem Kriege und von dem Anfang seines Festes zu erwarten, und suchte während dieser Zeit so viel als möglich von den Sitten und Gebräuchen des Volks, sowie von dem Zustande der Umgegend kennen zu lernen. Mein Pferd kam schnell wieder zu Kräften, die Geschwüre begannen bei aufmerksamer Pflege in kurzer Zeit zu heilen, und ich hätte es fast wieder reiten können, wäre ihm nicht durch irgend einen Bösewicht eine Dosis Pflanzengift beigebracht worden, die es beinahe getödtet hätte; aber es erholte sich unter meiner sorgsamen Behandlung schneller, als ich erwartete.

Herr James Hanson in Ahguay hatte mir einen Soldatensattel geliehen, der zwar sehr leicht gebaut, aber für mein kleines Pferd, das jedoch in diesem Lande für ein stattliches Roß galt, etwas zu groß war. Er ließ sich jedoch durch eine kleine Aenderung und ein neues Sattelkissen vollkommen passend machen. Ich bedeckte meine Pistolenhalftern mit dem Bärenfell, das mir als Helmschmuck diente, und ersetzte diesen durch eine schwarze Affenhaut; dann fertigte ich aus karmosinrothem Baumwollensammet eine Schabracke, die ich mit Scharlach besetzte, und im Besitz einer aus England mitgebrachten Knebeltrense und eines kleinen Ledervorraths, machte ich

mir einen Zaum und ein Gebiß, beschlug mein Pferd und versah mich mit einigen Reserveeisen. Diese Arbeiten nahmen in Ermangelung der geeigneten Werkzeuge eine geraume Zeit in Anspruch. Mein Pferd war jetzt stark und gesund; ich machte daher täglich in den frühesten Morgenstunden einen Ausflug und jedesmal nach einer anderen Richtung, so daß ich in kurzer Zeit von Whydahs Umgegend mehr zu sagen wußte als die ältesten Bewohner dieses Ortes. Aber ich beschränkte mich nicht bloß aufs Reiten, sondern ging auch sehr viel zu Fuß, was hier wesentlich zur Stärkung der Gesundheit beiträgt.

Die Umgegend von Whydah ist zehn bis zwölf Meilen in der Runde sehr anziehend, der Boden fruchtbar, das Land eben und, wie ich bereits erwähnt habe, an vielen Stellen von den aus Brasilien heimgekehrten Sklaven fleißig angebaut. Ich habe neuerdings erfahren, daß viele dieser Leute aus Brasilien vertrieben worden seien, weil sie an einer versuchten Empörung der dortigen Sklaven gegen ihre Gebieter Theil genommen haben sollen. Sie stammen meist aus den Fulah- und Eyaländern. Wie es scheint, wurden viele von ihnen im zwanzigsten oder vierundzwanzigsten Jahre hinweggeführt, und sie können daher von ihrem Zuge nach Badagri, wo sie eingeschifft wurden, einen genauen Bericht geben. Es sind die fleißigsten, betriebsamsten Menschen, die ich irgendwo gefunden habe. Mehre sehr hübsche Meiereien sechs bis

sieben Meilen von Whydah befinden sich im blühendsten Culturzustande. Die Häuser sind sauber und wohnlich und liegen auf einigen der reizendsten Punkte, welche die Phantasie sich malen kann. Wie erfreulich ist es nicht, ganz unerwartet ein Haus zu finden, wo man nach europäischer Sitte bewillkommnet und bewirthet wird. Alle diese Leute sind Sklaven gewesen — ein Beweis, daß die Sklaverei für dieses Land eben so gute als böse Folgen hat.

Eine andere Klasse von Kolonisten bilden die emancipirten Sklaven aus Sierra Leone, die nach Whydah gekommen sind, um sich hier anzubauen, aber es als Ackerbauer noch lange nicht so weit gebracht haben, wie jene. Die meisten von ihnen können zwar etwas lesen und schreiben, doch scheinen die Männer unglücklicher Weise fast eben so träge zu sein als die uncivilisirten Eingeborenen, obgleich ihnen der König von Dahomey durch freiwillige Verleihung von Land, auf welchem sie eine kleine Stadt erbaut haben, jede Begünstigung geboten hat. Unmittelbar an diese Stadt gränzt ihr angebautes Land, auf welchem sie aber nur Weniges mehr erzeugen, als zu ihrem eignen Bedarf hinreicht. Doch mag hieran vorzugsweise die Eifersucht der großen Sklavenhändler Schuld sein, welche Alles aufbieten, die Erzeugnisse dieser Leute vom Markte fern zu halten. Es fehlt demnach an hinlänglicher Ermunterung zum Ackerbau. Ein Gerücht, daß ich nach Whydah gekommen sei, um eine Musterwirth-

schaft anzulegen, veranlaßte den Häuptling dieser Kolonisten, mir mit einigen seines Volkes in dem englischen Fort einen Besuch abzustatten. Sie erboten sich, mir das ganze zu ihrer Niederlassung gehörige angebaute Land abzutreten, wenn ich mich verbindlich machen wollte, sie auf der Meierei zu beschäftigen, so oft es Arbeit gäbe; denn sie meinten, daß ihre vereinten Bemühungen unter einem tüchtigen Leiter die Aufmerksamkeit einiger der an dieser Küste handeltreibenden europäischen Kaufleute gewinnen müßten. Meine Erwiderung, daß ich nicht im Stande sei, auf ihr Anerbieten einzugehen, schien sie sehr zu betrüben. Sie erwerben ihren Unterhalt hauptsächlich durch ihre Weiber, die in den Wald gehen und Palmnüsse sammeln, denn das Oel, welches man hieraus bereitet, findet immer einen guten Absatz. Mehre andere werden von den hier sehr zahlreichen europäischen Sklavenmäklern als Wäscherinnen beschäftigt. Ich hatte während meines Aufenthalts in Whydah einen dieser Kolonisten als Dolmetsch in meinen Diensten. Er war Sklave gewesen und auf der Fahrt nach Brasilien von einem britischen Kreuzer aufgefangen, nach Sierra Leone gebracht und dort erzogen worden. Später hatte er sich nach Abbakuta, „jener heiligen Stätte so vieler Bekehrten"*), begeben und selber einen Sklavenhandel begonnen, war aber am Bord eines

---

*) S. Missionsberichte.

Sklavenschiffes mit mehren ihm gehörigen Sklaven zum zweiten Mal gefangen worden. Die Sklaven hatte man nach Sierra Leone, ihn selber aber und das Schiffsvolk nach Whydah gebracht, und hier wohnt er jetzt in der Ansiedlung befreiter Afrikaner aus Sierra Leone. Er treibt gegenwärtig das Geschäft eines Quacksalbers, und seine Frau dient als Fetischweib. Ich glaube, dieß ist eines von den vielen Beispielen, daß befreite Sklaven, die aus Sierra Leone nach Abbakuta ausgewandert sind, diesen abscheulichen Handel dann selber angefangen haben. Ackerbau, Handel und Gewerbe sind meiner Ansicht nach die einzigen dauernden Mittel, diese Menschen zu heben und zu sittigen. Korn und andere Producte werden an der Küste und besonders in Whydah immer einen schnellen Absatz finden, da viele Schiffe dieses Gestade nur mit halber Ladung verlassen. Ich bin vest überzeugt, daß sich hundert rüstige Männer, die man ermunterte, England zu verlassen und sich hier als Ackerbauer oder Handwerker anzusiedeln, in diesem Lande sich sehr wohl befinden würden, und dieß um so mehr, da dem König von Dahomey an der Ansiedelung von Engländern sehr viel gelegen ist. In einem Landhause, das ich besuchte, fand ich eine Handmühle zum Mahlen des Kornes und Manioks. Sie bestand aus einem großen, perpendiculär stehenden Rade mit sechs Zoll breiten Felgen, das sich in einer halbkreisförmigen Mulde bewegte. Der Rand dieses Rades war mit

reibeisenartig durchlöcherten Kupferplatten beschlagen, und die Mulde konnte nach Bedürfniß hoch oder niedrig gestellt werden. Diese Mühle hatte der Meier selbst gefertigt.

Am Rande eines Sumpfes fand ich verschiedene Arten von Farnkräutern, die sich durch ihre Größe auszeichneten, sonst aber von den in England heimischen Pflanzen dieser Familie wenig unterschieden waren. Die weiblichen maßen fünf Fuß und die anderen sechs Fuß vier Zoll. Mangobeeren, Orangen, Limonen und drei verschiedene Arten von Tamarinden wachsen hier wild, und außer diesen noch viele andere köstliche Früchte, die ich nicht zu benennen weiß.

Neunter Abschnitt.

Salzgewinnung. Eine Trauerbotschaft. Sternschnuppen. Ernten. Aufbewahrung des Getreides. Aberglaube. Don Franzisco de Suza. Ein Tornado. Sklavenauction. Strafe für Tödtung von Fetischschlangen. Hundejagd. Diebereien. Ermordung zweier Weiber. Adjito. Ein heftiger Tornado. Mein Diener. Eine amerikanische Brigg. Einschiffung von Sklaven. Haifische. Vorbereitungen zur Reise ins Konggebirge.

Am 24. März. — Wir haben heute Harmattan. Das Thermometer ist von 84 auf 71° Fahrenheit gefallen, doch wechselt Whydahs Thermometerstand während dieses Monats gewöhnlich zwischen 78 und 84°, obgleich die Temperatur, wie sich ergeben wird, plötzlichen und außerordentlichen Veränderungen unterworfen ist. Man bereitet in Whydah sehr viel Salz, das einen der bedeutendsten Handelsartikel dieses Ortes bildet und sehr weit ins Innere geschafft wird. Die Art, auf welche man es gewinnt, ist sehr leicht und einfach. Bei Whydah fließt das Meer zur Flutzeit in die Lagune, die folglich sehr salzig ist. Zur Ebbezeit hat auch die Lagune ihre Ebbe, und die große Sonnenhitze bewirkt eine so schnelle Verdünstung, daß das Salz wie eine Decke von Reiffrost

oder lockerem Schnee auf der Oberfläche zurückbleibt. Es wird hierauf zusammengescharrt und gekocht, wodurch es rein und weiß wird; die Eingeborenen benutzen es jedoch meist in seinem ursprünglichen Zustande.

Am vierten April traf das Schiff „California", Kapitain Hunt, von Cape-Coast und Accra hier ein und brachte die betrübende Nachricht von dem Tode des Kolonie-Arztes Dr. M'Hardy, eines liebenswürdigen jungen Mannes, der besonders das in diesem Lande herrschende Fieber sehr geschickt zu behandeln verstanden. Er war merkwürdiger Weise während seines zweijährigen Aufenthalts in Afrika auch nicht eine Stunde lang unwohl gewesen, bis ihn die kurze Krankheit befiel, die ihm den Tod brachte Es geschah dieß gerade zu der Zeit, wo er, durch Dr. Lilley abgelöst, nur eine Gelegenheit zur Rückkehr nach England erwartete. Auch ich hatte mich während meines Fieberanfalles seiner sorgsamen freundlichen Behandlung erfreut. Er war einer von den Offizieren der Garnison, die sich durch ihr gütiges und edles Benehmen für immer mein dankbares Andenken gesichert haben.

Am elften April um drei Uhr früh bemerkte ich mehre Sternschnuppen, die in einem Winkel von zwanzig Graden ihre Richtung von Osten nach Westen nahmen. Ich besuchte an diesem Tage ein kleines Dorf drei Meilen westlich von Whydah. Es ist sehr anmuthig gelegen und von gut bebautem Lande umgeben. Rings um das Dorf

sind zahlreiche Maniokstäucher und Palmbäume gruppirt. Von Mais und Maniok werden in dieser Gegend die bedeutendsten Ernten gezogen, weil das aus der Maniokwurzel bereitete Mehl ein vielbegehrtes Nahrungsmittel gibt. Man zerreibt die Wurzel auf dieselbe Weise wie die zu Stärke bestimmten Kartoffeln, trocknet sie dann an der Sonne und zerreibt sie hierauf zum zweiten Mal, bis das Mehl so ziemlich wie Hafergrütze aussieht. Das Korn gibt jährlich zwei Ernten, und von einer kleineren Art lassen sich selbst ihrer vier gewinnen; ich machte jedoch die Bemerkung, daß man in diesem Lande bei der Aufbewahrung des Getreides meistentheils nicht mit der gehörigen Sorgfalt verfährt, weßhalb ein großer Theil desselben durch Kornwürmer oder Schaben verloren geht. Ganz zweckmäßig war hingegen die Aufbewahrungsart, deren man sich in diesem Dorfe bediente. Es wird ein großer, runder, aus Thon gebildeter Behälter auf eine drittehalb Fuß über dem Boden erhöhte Plattform gestellt. Dieser ungeheuere Behälter hat gewöhnlich neun Fuß im Durchmesser und zwölf Fuß Tiefe. Sobald die erste Thonschicht gehörig verhärtet ist, wozu es unter der tropischen Sonne selten mehr als vierundzwanzig Stunden bedarf, wird eine zweite aufgelegt und so fort, bis der Bau die entsprechende Höhe erreicht hat. Das leichte kegelförmige, aus Bambusrohr gebildete und mit Stroh bedeckte Dach kann man, um das Getreide zu lüften, nach

Belieben hinwegnehmen, und so oft man Korn für den Markt oder für sich selber braucht, öffnet man den hölzernen Schieber einer im Boden des Behälters befindlichen Oeffnung.

Es herrscht in Whydah ein merkwürdiger Aberglaube hinsichtlich der Lage des Körpers beim Schlafen. Kein Eingeborener wird jemals, wenn er schlafen will, seinen Kopf dem Meere zukehren und eben so wenig an einem Dienstage oder Freitage ein neues Haus beziehen, da beide Tage für unglücklich gelten.

Am dreizehnten März stieg das Thermometer bis auf 90° und fiel während eines Tornado in vier Stunden dreißig Minuten auf 70° F.

Am vierzehnten kam Kapitain Layton, der Befehlshaber der englischen Kriegsbrigg „Cygnet", ans Land, um mich zu besuchen und Herrn Franzisco de Suza für die große Güte, die er mir seit meiner Ankunft in Whydah erzeigt hatte, seinen Dank abzustatten, denn ich hatte den Kapitain von dessen freundlichem Benehmen gegen mich in Kenntniß gesetzt. Don Francisco war über diese Anerkennung sehr erfreut. Er ist seit langer Zeit einer der größten Sklavenhändler, und dieß wird hinreichen, ein ungünstiges Urtheil gegen ihn zu erwecken; dennoch muß ich bekennen, daß es vielleicht nie einen edleren und wohlwollenderen Mann gegeben hat.

Am funfzehnten ging ich mit Kapitain Layton an

Bord seines Schiffes und wurde von den Offizieren sehr freundlich aufgenommen. Den Abend zuvor hatte die „Sea-Lark", Kapitain Gooch, neben dem „Cygnet" sich vor Anker gelegt; Kapitain Gooch kam an Bord und speiste mit Kapitain Layton und mir zu Mittag. Beide erklärten sich bereit, mir jeden in ihrer Macht stehenden und mit ihrer Pflicht vereinbaren Beistand zu leisten.

In der dritten Morgenstunde des fünfundzwanzigsten dieses Monats fiel das Thermometer von 87 auf 78 ⁰ F.; es wüthete ein furchtbarer Tornado, von leuchtenden Blitzen und dem lautesten Donner begleitet, den ich je gehört habe. Um zehn Uhr Vormittags wohnte ich der Versteigerung mehrer Sklaven eines am dreiundzwanzigsten verstorbenen portugiesischen Kaufmanns bei. Da es Haussklaven waren, so wurden sie zu sehr hohen Preisen verkauft; für einen Koch zahlte man zweihundert und funfzig Dollars. Die Sklaven werden bei diesem Verkauf einzeln hereingeführt und untersucht. Halb sieben Uhr zeigte sich südlich von Whydah ein feuriges Meteor in der Richtung von Ost nach West.

Am 26. März. Der Wind drehte sich seit dem zwanzigsten regelmäßig von West nach Nord und kehrte bei Tagesanbruch nach West, indem er in zwölf Stunden den Kreis der vier Cardinalpunkte durchlief. Das Thermometer fiel heute zwischen Mittag und Mitternacht von 82 auf 78 ⁰ F.

Am 1. Mai. — Es waren bei der Wegräumung von Schutt im französischen Fort zufällig zwei Fetischschlangen getödtet worden, und heute wurde die für dieses Vergehen bestimmte Strafe vollzogen — einer der abgeschmacktesten und rohesten Gebräuche, die mir jemals vorgekommen sind, und dennoch ist die Strafe bei Weitem nicht mehr so hart wie unter der Herrschaft des vorigen Königs von Dahomey, wo der Unglückliche, der eines dieser Thiere, wenn auch nur zufällig, getödtet hatte, seinen Kopf verlor. Der jetzige König hat dafür die Strafe eingeführt, die ich in nachstehenden Zeilen beschreiben werde. Es hatten sich bei dieser Gelegenheit drei Personen jenes Verbrechens schuldig gemacht. Man baut in diesem Falle für jeden Einzelnen ein kleines Haus von trockenen Reisbündeln und versieht es mit einem Dache von dürrem Grase. Hierauf versammeln sich die Fetischmänner und geben von der Abscheulichkeit des verübten Verbrechens eine ausführliche Schilderung. Sobald dieß geschehen, beschmiert oder begießt man die Schuldigen mit Palmöl und Gäscht und setzt jedem Einzelnen einen Scheffelkorb auf den Kopf. In diesem Korbe stehen kleine, bis an den Rand gefüllte Kalabassen, so daß das Oel bei der geringsten Bewegung des Körpers überläuft und, durch den Boden des Korbes dringend, den Kopf des Verurtheilten benetzt. Jeder Einzelne trägt außerdem einen Hund, ein Zicklein und zwei Stück Federvieh, die sämmtlich zusammen gebunden über

seiner Schulter hangen. Die Verbrecher gehen dann langsamen Schrittes um ihre neuerbauten Häuser, während die Fetischmänner sie beständig anreden. Jeder Einzelne wird endlich vor die Thüre seines Hauses gebracht, das nur vier Fuß hoch ist, und muß nun, nachdem man ihm seine Bürde abgenommen, auf dem Bauche hineinkriechen, denn die Thür ist nur achtzehn Zoll hoch. In diesen kleinen Raum wird er mit dem Hunde, dem Zicklein und den zwei Stück Geflügel eingesperrt; das Haus wird hierauf angezündet, und der arme Teufel läuft nun durch die Flammen nach dem nächsten Wasser. Auf dem Wege dahin wirft ihn die versammelte Menge mit Stöcken und Erdklösen; hat er aber Freunde, so wissen es diese gewöhnlich so einzurichten, daß sie ihm zunächst zu stehen kommen, um ihm auf seiner Flucht nach dem Wasser beizustehen und ihn vor der Menge zu schützen. Sobald er das Wasser erreicht hat, stürzt er sich über Hals und Kopf hinein und reinigt sich hierdurch von aller Sünde des Schlangenmordes. Aber damit ist der barbarische Brauch noch nicht zu Ende. Nach dreizehn Tagen wird, neben einer alljährlich stattfindenden Feierlichkeit, zu Ehren der todten Schlangen ein Fest gefeiert. Einen ganzen Tag lang hat Jeder die Erlaubniß, alles Federvieh, alle Hunde oder Ferkel, die ihm inner- und außerhalb der Stadt in den Weg kommen, zu tödten. Nachdem man einen Tag lang in dieser Weise gesammelt hat, wird, während

einige der armen Thiere noch mit dem Tode ringen, die ganze Beute auf einen Haufen zusammengeworfen und dann unter die gefräßigsten dieser Kannibalen und Fetischmänner vertheilt und gekocht. Hierauf folgt ein großartiges Gastmahl und Rumgelage. Die Hunde gelten hier, wie ich bemerken muß, für eine große Leckerspeise.

An diesem Tage suchten mehre Vagabunden einen zum englischen Fort gehörigen sehr schönen Windhund zu erbeuten. Ich begegnete den Spitzbuben, als sie auf ihrer Jagd nach dem armen Thiere, das sie bereits gelähmt hatten, in das Fort eindrangen, aber ich trieb sie zurück und erklärte, den Ersten, der es wieder wagen würde, in das Fort zu kommen, augenblicklich niederzuschießen. Feig wie immer, ergriffen sie mit ihren bereits getödteten Hunden die Flucht. Ich ging alsdann zu dem Avoga und machte ihm bekannt, was der Erste dieser Schurken, der sich wieder in das englische Fort wagen würde, zu erwarten hätte, worauf er den Gengong in der Stadt herumgehen und alle Einwohner warnen ließ, sich an den Hunden der Weißen zu vergreifen.

Am 3. Mai. — Die Eingeborenen, die man dazu verwendet, Schießpulver von der Küste nach Whydah zu schaffen, stehlen dieses gewöhnlich und ersetzen das Gestohlene durch Sand. Eben so vergreifen sie sich nicht selten an den Kaurifässern und lassen dann den Eigenthümern sagen, es sei ihnen unterwegs eines dieser Fässer

zersprungen. Ehe die Böttcher herbeikommen, ist natürlich ein Theil der Kauris auf die Seite geschafft. Rumfässer werden fast jedes Mal angezapft, indem man einen der Reifen abzieht und an der Stelle, wo er gesessen hat, ein Loch bohrt.

Am 6. sahen wir um zwei Uhr Morgens bedeutende Sternschnuppen in der südlichen Hemisphäre, die in ihrem Falle einen Winkel von fünfundvierzig Graden von Ost nach West beschrieben. Das Thermometer fiel von 82 auf 77°, und während eines Tornado um vier Uhr dreißig Minuten auf 74°.

Den 7. fertigte ich mir zwei Paar Beinkleider. Am 8., 9. und 10. vollendete ich mein kleines Zelt und machte es wasserdicht. Am 13. rettete ich ein Weib von der rohen Gewaltthätigkeit ihres Mannes. Ich habe eben von einem teuflischen Verbrechen gehört, das ein Mann aus Eifersucht an seinen zwei Weibern verübte. Der ersten drängte er eine große Pisangfrucht in den unteren Theil ihres Körpers, woran sie augenblicklich starb, und der anderen, die ihrer Entbindung nahe war, schnitt er mit einem großen Messer den Leib auf. Der Mann wurde natürlich gehängt.

Leider fehlt es den Eingeborenen dieses Ortes an jedem vernünftigen und edlen Gefühle. Musik, sowie Alles, was dahin zielt, das Gemüth zu bessern oder zu erheben, ist ihnen fast unbekannt. Das träge Adjito ist das einzige Spiel, das hier vorkommt, und es versammeln

sich zu diesem Zwecke unter dem Schatten eines großen Akajubaumes alltäglich Gruppen von Müßiggängern, die hier, statt ihr Land zu bebauen, den Tag mit Rauchen und Trinken hinbringen. Der Cabozir, ein vortrefflicher Mann, hat jedoch eben jetzt den Befehl erlassen, daß jedes Stück wüsten Landes, auf welches irgend Jemand inner- oder außerhalb der Stadt einen Anspruch geltend mache, mit Korn oder einer anderen nützlichen Frucht bestellt werde. Dieser Befehl hat bei allen in Whydah wohnenden Europäern große Freude erweckt.

Den 16. tobte von drei bis vier Uhr Nachmittags ein heftiger Tornado, und das Thermometer fiel um zwei Grad. Ich entließ meinen neuen Diener, einen jungen Spanier, weil er mich bestohlen hatte. Er gehörte zu der Mannschaft des spanischen Sklavenschiffes, das der „Cygnet" an den Strand getrieben hatte, und war völlig außer Stande, sich zu nähren, als ich ihn aus Barmherzigkeit in meine Dienste nahm. Kurze Zeit nachher fing er an, Alles zu stehlen, was ihm in die Hände fiel, und machte sich dann, sobald er sich entdeckt sah, aus dem Staube. Sein Schlupfwinkel blieb mir jedoch nicht verborgen, und ich fand hier einen Theil meines Eigenthums wieder. Den Dieb führte ich in das englische Fort und zwang ihn, mir den Ort anzugeben, wo er das andere gestohlene Gut verborgen hatte.

Am sechsundzwanzigsten wurde eine amerikanische

Brigg von dem Kapitain für sechstausend Dollars an die Sklavenhändler verkauft. Die Mannschaft empörte sich und wollte keinen Dienst mehr thun. Hierauf wurde das Schiff mit Spaniern bemannt, welche von englischen Kreuzern ans Land gesetzt waren. Es scheint jetzt bei den Yankees eine beliebte Speculation geworden zu sein, fast werthlose Fahrzeuge mit gewöhnlicher Ladung nach der Küste abzusenden, und nachdem sie mehrmals von englischen Kriegsschiffen untersucht worden sind, die Ladungen zu löschen und die Schiffe an Sklavenhändler zu verkaufen. Seine scheinbare Untauglichkeit zu diesem Handel schützt ein solches Fahrzeug auf seiner Reise vor Argwohn. Die verkaufte Brigg nahm in wenigen Stunden sechshundert Sklaven an Bord, und obgleich eine so wilde Brandung tobte, daß keines der in der Rhede liegenden Schiffe seine Ladung zu löschen im Stande war, so wurde dennoch kein einziger jener Unglücklichen eine Beute der Wogen.

Ich wußte von dieser Einschiffung und stellte mich daher an den Weg, den die Sklaven passiren mußten. Die erste Abtheilung bestand aus ungefähr siebenzig sehr kräftigen Männern von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Diesen folgte eine andere Schaar, welche Eimer mit Lebensmitteln trug, und dann eine Anzahl sieben- bis zehnjähriger Kinder. Diese letzteren waren nur an zwei schwachen Grasseilen bevestigt, welche in Zwischen-

räumen von anderthalb Ellen den Kindern um den Hals geknüpft waren. Alle anderen Sklaven trugen Fesseln, und zuweilen gingen ihrer achtzig an einer und derselben Kette. Jede dieser Ketten ist in Zwischenräumen von drei Fuß mit großen runden Gliedern versehen, welche den Sklaven wie Halsbänder umgelegt und dann mit Vorhängeschlössern verwahrt werden. Ich staunte über die Fröhlichkeit, womit die ganze Schaar, als ginge es zu einem Jahrmarkt, nach der Küste zog. Es waren fast alle heimgekehrten oder freigelassenen Sklaven als Zuschauer versammelt, und sie schienen an der seltsamen Procession einen großen Gefallen zu finden; hatten sie doch, wie sie erklärten, in Bahia ihre glücklichsten Tage verlebt. Ich fragte Mehre, warum sie eine so angenehme Knechtschaft verlassen hätten, worauf sie mir versicherten, daß viele große Plantagenbesitzer in Bahia durch die Empörung einiger Sklaven zu Grunde gegangen wären und sie in Folge dessen nicht mehr hätten erhalten oder beschäftigen können. Höchst wahrscheinlich waren jedoch auch diese Leute bei der Empörung betheiligt gewesen und eben deßhalb davon gejagt worden.

Ich habe soeben erfahren, daß gegenwärtig noch zwei andere amerikanische Fahrzeuge zu gleichem Zwecke auf der Rhede von Whydah liegen; ein drittes ist erst kürzlich mit einer Sklavenladung von Popoe abgesegelt. Die amerikanische Regierung scheint diesem Handel durch

die Finger zu sehen. Wer hat je gehört, daß ein amerikanisches Kriegsschiff einen Sklavenhändler gekapert habe?

Es giebt an dieser Küste eine Unzahl von Haifischen, und wer so unglücklich ist, über Bord zu fallen, kann sicher sein, von einem dieser Thiere erhascht zu werden. So erging es an diesem Tage einem Spanier, der auf einem englischen Schoner diente. Er sah die Einschiffung von Sklaven auf der nicht weit vor Anker liegenden amerikanischen Brigg und sprang über Bord, um dahin zu schwimmen; aber kaum war er einige Secunden im Wasser, als sich ihm ein großer Haifisch näherte. Der arme Mann suchte das Ungeheuer durch einen Fußtritt abzuhalten, aber es stürzte auf ihn zu und riß ihm den Arm weg. Man ließ augenblicklich ein Boot in See, aber ehe es ihn erreichen konnte, machte der Hai einen zweiten Angriff, und der unglückliche Seemann, der nur mit einem Arme schwimmen konnte, wurde jetzt an den Schultern gepackt und unter das Wasser gezogen, während der Schwanz des Hais noch sichtbar blieb. Als das Boot an der Stelle anlangte, kam das Ungeheuer mit dem Mann im Rachen wieder zum Vorschein. Einer von den Bootsleuten schlug ihm mit einer Schifferstange auf den Kopf, worauf es seine Beute fahren ließ — aber zu spät, denn der Unglückliche war so zerfleischt, daß er, an Bord der „Medora" gebracht, eine halbe Stunde nachher seinen Geist aufgab.

Den 5. Junius. — Don Francisco de Suza, der mir vor einiger Zeit bei dem Könige von Dahomey die Erlaubniß zum Besuche der Hauptstadt dieses Herrschers und zur Durchreise nach dem Konggebirge auszuwirken gesucht, hatte eben eine befriedigende Antwort erhalten, und obgleich krank und bettlägerig, war er dennoch über den glücklichen Erfolg seiner Verwendung so herzlich erfreut, daß er mich an sein Bett rufen ließ und mir außer dieser guten Botschaft zugleich seinen Entschluß mittheilte, mich mit allen Reiseerfordernissen, sowie mit passenden Geschenken für den König und seine ersten Minister zu versehen. Mein Freund Hutton hatte es mir zur Pflicht gemacht, nur ja nicht in armseligem Aufzuge nach Dahomey zu reisen, da ich dort unter allen Umständen für einen Repräsentanten meines Landes gelten und, wenn ich nicht in dieser Eigenschaft dort aufträte, wenig Beachtung finden würde.

Ich befand mich in einiger Verlegenheit, denn Herr Hutton hatte seit meiner Ankunft auf Cape-Coast fortwährend als aufrichtiger Freund für mich gesorgt; er hatte seine Factorien in Ahguay, Whydah und Badagry angewiesen, mir auf jede Weise behilflich zu sein, und Herrn de Suza ersucht, meine Reiseplane zu fördern und mich mit den nöthigen Geschenken zu versehen. Herr de Suza erklärte, wie schon erwähnt, daß er für einen Engländer gern Alles thun wollte, was in seinen Kräften

stände; denn hätten ihm auch englische Kreuzer zweiundzwanzig Sklavenschiffe weggekapert, so ehre er meine Landsleute doch mehr als alle anderen, selbst seine eigenen nicht ausgenommen. Unter bewandten Umständen mußte ich von seiner Güte dankbar Gebrauch machen, aber es geschah nicht ohne einiges Widerstreben, denn wie sollte ich diese Auslagen zurückerstatten, wenn ich mich nicht bei meiner Rückkehr zur Küste an irgend Jemand, der meine Dienste beanspruchte, verdingen wollte. Dieß war allerdings eine trübe Aussicht; aber ich ließ mich durch Nichts zurückschrecken. Am folgenden Tage war daher nach Herrn de Suza's Anordnungen Alles in Bereitschaft gesetzt, und eine Schaar von zwanzig Leuten mit meinem Gepäck, meinen Lebensmitteln und Kauris beladen. Die Kauris sind eine sehr unbequeme Münze; es ist ein Mann dazu nöthig, um einen Werth von ungefähr zwei Pfund Sterling zu tragen.

Zehnter Abschnitt.

Abreise nach Abomey. Savay. Torree. Azoway. Parasiten. Aladda. Ein Baumwollenbaum. Atugo. Assewhi. Havi. Eine Schmetterlingschule. Whybu. Bauart der Häuser. Gebräuche. Manufacturen. Afrikanische Charakterzüge. Bevölkerung von Whybu. Akpway. Ein Sumpfland. Ahgrimmah. Togbado. Heuschreckenschwärme.

Wir verließen Whydah um ein Uhr Mittags bei heftigem Regenwetter, während mein Diener, ein Amerikaner, der zu dem bereits erwähnten amerikanischen Fahrzeuge gehörte, als es aber ein Sklavenschiff geworden war, nicht mehr darauf dienen wollte, vor der Hand noch zurückblieb. Er war so thöricht gewesen, einem Neger vier Dollars zu leihen, und bemühte sich, sie wieder zu erlangen; nachdem er jedoch einen ganzen Tag verweilt hatte, mußte er sein Gut natürlich im Stiche lassen.

Dieß war eben kein erfreulicher Anfang meiner Reise, denn ich hatte demnach keine andere Begleitung, als eine Bande von Schurken, die jedenfalls nur allzu geneigt waren, mich bei der ersten Gelegenheit zu bestehlen. Der Weg beginnt von Whydah aus nach der Magnetnadel

in ostnordöstlicher Richtung; hierauf zog ich zwei Meilen nordöstlich, dann eine und drei Viertelmeilen nördlich und erreichte Savay, ein kleines Krum mit hundert und funfzig Einwohnern, dessen Entfernung von Whydah nicht neun, wie die Eingeborenen angeben, sondern nur fünf und drei Viertelmeilen beträgt. Die Gegend ist offen, und der rothe lehmige Sandboden von trefflicher Beschaffenheit. Der Regen hatte aufgehört. Einer meiner Packträger sank absichtlich zusammen, um von einem seiner spitzbübischen Genossen unterstützt zu werden, obgleich seine Bürde kaum vierzig Pfund betrug. Er kehrte, um mir zu entgehen, auf einem anderen Wege nach Whydah zurück, wurde mir aber nach der üblichen Prügelstrafe von Herrn de Suza's Aufseher wieder zugeschickt, so daß er durch diesen Schelmenstreich nicht nur seinen Zweck nicht erreichte, sondern auch noch überdieß seine Tagereise um elf und eine halbe Meile verlängerte.

Nachdem wir in Savay einige Minuten gehalten hatten, brachen wir wieder auf. Der Weg folgte noch eine Strecke von fünf Meilen seiner nördlichen Richtung, dann wendete er sich nach Nordost und brachte mich drei und drei Viertelmeilen weiter nach dem Orte Torree, acht und drei Viertelmeilen von Savay und vierzehn Meilen von Whydah. Die Gegend war eben und auf der letzten Strecke bewaldet. In Torree blieb ich über Nacht, mit durchnäßten Kleidern, ohne Diener und ohne Obdach für

mein nicht minder nasses Pferd. Ich mußte kochen, mein Pferd versorgen, kurz Alles selbst verrichten. Es regnete die ganze Nacht hindurch bis nach elf Uhr Mittags, wo wir endlich weiter zogen. Sieben und eine halbe Meile nördlich von Torree erreichten wir Azoway, ein Krum mit hundert Einwohnern. Der letzte Theil des Weges war von guter Beschaffenheit und schön bewaldet. Ich bemerkte hier einige prächtige Schmarotzerpflanzen, deren eine sich durch ihre hochrothe Blume mit sechs gelben Blumenblättern auszeichnete und mir sonst nirgend vorgekommen ist. Diese Pflanze ist vier bis fünf Fuß hoch und hat einen holzigen, aber schlanken und kletternden Stengel.

Nachdem wir fünf Minuten gehalten und mit dem Häuptling Wasser getrunken hatten, ließen wir Azoway wieder hinter uns und zogen von hier durch eine Gegend, die einem englischen Park zu vergleichen war. Drei Meilen ostwärts erhob sich das Gelände, und der Weg führte mich dann sieben Meilen nordwestlich zunächst nach Aladda, einer Stadt mit einem guten Markt und einem königlichen Hause zur Beherbergung der Weißen, welche Dahomey besuchen. Ich schoß bei diesem Orte einen Affen und gab ihn meinen Trägern, für welche dieses Wild eine ganz vorzügliche Leckerei war. Der König hält an diesem Orte mehre Frauen, und die oberste derselben sendete mir Wasser und etwas Geflügel. Die Gegend ist eben, fruchtbar und reich an Getreide. Ich

miethete unterwegs noch einige Träger, und meine Leute waren jetzt in besserer Marschordnung als seither. In dem Hause, wo ich schlief, war an einem Balken ein mit arabischen Lettern beschriebenes Papier bevestigt, und man sagte mir, es sei ein Zaubermittel oder Amulet, das ein reisender mohammedanischer Priester zurückgelassen habe. Ich fand hier einen der größten Baumwollenbäume, die mir jemals vorgekommen sind; einen ähnlichen hatte ich bereits im Jahre 1841 während jener unglücklichen Expedition an den Ufern des Nigers entdeckt. Jener hatte sieben und funfzig Fuß im Umfang, diesen zu messen wollte mir der Cabozir von Aladda ohne besondere Erlaubniß des Königs nicht gestatten.

Am achten Junius vierzig Minuten nach neun Uhr zogen wir weiter. Wir verfolgten unseren Weg zwei Meilen nördlich, dann drei Meilen nordnordwestlich und erreichten Atugo, ein kleines Krum mit hundert Einwohnern. Die Gegend war noch immer sehr dicht mit mächtigen Bäumen verschiedener Gattungen bewaldet. Zwei Meilen weiter nordnordwestlich erreichten wir ein anderes kleines Dorf von zwanzig Hütten, Namens Assewhi, und abermals zwei Meilen von hier das von gut bebautem Lande umgebene Krum Havi mit dreihundert Einwohnern. Ich fand in dieser Gegend mehre Stellen des Weges mit einer ungeheueren Menge buntfarbiger und verschiedenartiger Schmetterlinge bedeckt. Zuweilen warfen

wir einen Hut auf einen solchen Haufen und fingen ihrer fünfzig bis sechszig. Auf meine Erkundigung nach der Ursache dieser seltsamen Versammlungen, gaben mir die Eingeborenen in ihrer Sprache die Antwort, es seien „Schmetterlingschulen", als ich aber mit der Frage in sie drang, warum sie sich gerade auf einzelnen Stellen versammelten, erklärten sie mir, daß jede Stelle, wo Jemand sein Wasser abschlage, augenblicklich mit Schmetterlingen bedeckt sei. Ich fand diese Angabe bei näherer Untersuchung vollkommen richtig.

Nach einer Reise von fünf Meilen in gleicher Richtung und auf einem guten, dicht mit schönen und hohen Bäumen bewaldeten Wege gelangten wir, von einem Gewitterregen völlig durchnäßt, nach Whybu, einer bedeutenden Stadt mit einem dem Könige gehörigen Hause zur Beherbergung weißer Reisenden. Der Ort ist gut gebaut, obgleich die Häuser, wie in allen anderen Städten dieses Landes, nur aus Lehm bestehen. Man würde hier und anderwärts kaum ein anderes Material auftreiben können, denn ich habe weder in Whydah, noch auf der ganzen Strecke bis hierher, kaum ein Steinchen von der Größe einer Erbse zu sehen bekommen. Es ist bemerkenswerth, daß die Häuser hier weit besser eingerichtet sind als an vielen anderen Orten, die ich besucht habe Jedes Haus bedeckt ein Quadrat von siebenzig Fuß, und seine Rückseiten bilden die Mauern dieses

Raumes. Die Thüren öffnen sich, mit Ausnahme einer einzigen, die als Eingang dient, sämmtlich innerhalb des Vierecks. Vor der Hauptwohnung ist eine Colonnade von viereckigen Säulen und unter dieser eine längs der ganzen einen Seite des Vierecks sich hindehnende Lehmbank angebracht, welche ungefähr fünf Fuß breit und anderthalb Fuß hoch ist, von einem Luftzug bestrichen wird und den Bewohnern des Hauses als angenehmer Sitz, häufig auch als Bett dient. Die Sklaven oder Diener nehmen gewöhnlich einen anderen Theil ein, doch herrscht im Ganzen, außer wenn Fremde zugegen sind, zwischen dem Herrn und seinen Haussklaven kein großer Unterschied.

Wenn dem Herrn ein Glas Rum oder dergleichen verabreicht wird, so theilt er es jederzeit mit seinen Dienern, die um ihn kauern. Doch wird ihm in solchem Falle das Trinkgeschirr nie aus den Händen genommen, sondern der auf den Knieen liegende Sklave öffnet nur seinen Mund und läßt sich so viel hineingießen, als der Gebieter ihm zugedacht hat.

Obgleich man fast in allen Krums, die ich bis jetzt berührt habe, inländische Zeuche fertigt, so werden diese doch durch eine sehr umständliche Fabrikation so kostspielig, daß viele Männer und Frauen ohne irgend eine Bekleidung einhergehen. Die anderen, die es bestreiten können, umhüllen gewöhnlich ihre Lenden, wie es in

Whydah und anderen Küstenstädten Sitte ist. Hier holte mich zu meiner Freude mein Diener ein. Herr Hanson hatte ihm einen Eingeborenen als Wegweiser mitgegeben. Der arme Bursche war tüchtig durchnäßt und ermüdet, aber trotzdem guter Laune. Er litt an einem gelinden Fieberanfall, weil er in Torree auf einem feuchten Lehmestrich geschlafen hatte, denn es war ihm dort, trotz dem Befehl des Königs, den Fremden jede Bequemlichkeit zu gewähren, sogar eine Matte versagt worden. Als ich zwei Tage vorher durch diesen Ort gezogen war, hatte man mir in der Aussicht auf reichliche Belohnung sehr viel gastfreundliche Aufmerksamkeit geheuchelt, diesem armen einsamen Weißen aber, der nur in Begleitung eines Negerknaben reis'te, hatte man für die Erlaubniß, auf nackter Erde zu schlafen, acht Kauris abverlangt. Das ist ein Beispiel von afrikanischer Großmuth.

Man wird sich über die scharfe Zucht und die strengen Gesetze des Königs von Dahomey kaum mehr wundern, wenn man den Charakter seines Volkes kennen gelernt hat. Ich kochte etwas Reis und eine Suppe von Geflügel und bewog meinen Diener, davon zu kosten, aber er war nicht im Stande, etwas zu sich zu nehmen. Hierauf ließ ich ihn Thee trinken, breitete meine eigene Matte für ihn aus und deckte ihn mit meiner Decke zu, der einzigen, die ich noch im Besitz hatte, denn die anderen hatte man mir gestohlen. Er fiel bald in einen

tüchtigen Schweiß, und am nächsten Morgen war er wieder vollkommen hergestellt.

Whybu zählt ungefähr sechshundert Einwohner, die mehr Fähigkeiten zu haben scheinen und jedenfalls betriebsamer sind als die näher an der Küste wohnenden Afrikaner. Das Land ist in weiterer und näherer Umgebung der Stadt mit verschiedenen Getreidearten, Maniok und Yams bebaut.

Am neunten Junius, um sechs Uhr vierzig Minuten brachen wir wieder auf; der Weg, der noch immer seiner nordnordwestlichen Richtung folgte, war von guter Beschaffenheit und schön bewaldet. Fünf und eine halbe Meile von Whybu erreichten wir Akpway, eine kleine Stadt, die ebenfalls ein Haus zur Bequemlichkeit für Reisende enthält. Wir machten jedoch keinen Gebrauch davon, da wir eine lange Reise vor uns hatten, und hielten nur eine Weile auf dem Markte. Ich traf hier einen Mann aus Cape-Coast, der etwas Englisch sprach und gegenwärtig in dem hiesigen königlichen Hause diente. Er war sehr artig und versorgte uns, den Befehlen des Königs gehorsam, mit dem nöthigen Wasser, wofür er von mir einen tüchtigen Schluck Rum erhielt. Hier führt der Weg über Sand oder Sandstein, das erste Gestein, das ich bis jetzt bemerkt hatte.

Nach acht Uhr unsere Reise fortsetzend, zogen wir, unserem Pfade folgend, eine Meile weit nordwärts, dann

wendeten wir uns nordnordwestlich und gelangten an den Sumpf, der während der Regenzeit häufig nicht zu passiren ist. Glücklicher Weise konnte ich für den größten Theil des Weges mein Pferd reiten. Der Weg war von mächtigen Bäumen durchschnitten, und zwischen diesen standen wieder verschiedenartige kleine Fruchtbäume. Unter den Früchten gab es besonders eine Zwetsche von lieblichem Geschmack. Dieser Sumpf erstreckt sich in derselben Richtung ungefähr zehn Meilen weit. Hierauf erreichten wir Abgrimmah, dreizehn Meilen von Akpway. Indem wir um ein Uhr von Ahgrimmah wieder aufbrachen, führte uns eine Strecke von fünf Meilen in nordnordwestlicher Richtung nach Trogbado, einer Marktstadt mit neunhundert Einwohnern. Sie liegt offen auf einer kleinen Höhe; nur in geringer Entfernung erblickt man eine schöne Baumgruppe, bei deren Anblick man sich in den großen Park von Windsor versetzen könnte. Zur Rechten des Weges oder nordöstlich und drei Meilen entfernt liegt ein schönes Thal, das sich fünf Meilen weit nordnordwestlich und südsüdöstlich erstreckt. Die Vegetation ist hier nicht mehr so üppig; der Boden ist leicht und seine Oberfläche mit herausgespültem Kies bedeckt. Drei und einen halben Fuß unter der Oberfläche findet man Eisenstein in aufgehäuftem oder geschmolzenem Zustande. Wir zogen hier eine Meile weit durch einen Schwarm von Heuschrecken. Wer dergleichen nie gesehen hat, kann sich kaum einen

Begriff von der ungeheueren Anzahl dieser Thiere machen, und die Aegypter hatten wohl Ursache, solche Gäste zu fürchten. Als wir uns dem Schwarme näherten, glaubten wir das Sausen des Windes in einem Walde oder das Geräusch eines tüchtigen Hagelwetters zu hören. Dieß entstand durch das Hüpfen und Springen der Thiere, indem sie uns aus dem Wege zu eilen suchten. Mein Pferd war anfänglich etwas scheu; nachdem ich ihm aber Sporn und Peitsche gegeben, ging es muthig hinein, und als die Thiere der ungeheueren Masse wegen, in welcher sie versammelt waren, trotz ihrer Flinkheit nicht schnell genug sich davon machen konnten, so zertrat es viele Hunderte derselben mit seinen Hufen. Sie waren so groß wie Grashüpfer oder noch etwas stärker und glichen an Farbe den Bienen. Ihre Flügel waren noch nicht ausgewachsen, und auch dieß mochte sie an ihrer Flucht behindern. Ich erfuhr später, daß diese Thiere, vollkommen ausgebildet, noch einmal so groß wären. Sie werden sehr gefürchtet, weil sie oft ganze Ernten vernichten.

Elfter Abschnitt.

Canamina und seine Bevölkerung. Adawie. Vorbereitungen zum Einzug in die Hauptstadt. Abomey. Gastliche Aufnahme. Besuch des Premierministers. Botschaft vom König. Der Palast. Der Marktplatz. Aufgehängte Verbrecher. Meine Aufnahme beim König. Ceremoniell. Weibliche Soldaten. Kleidung dieser Kriegerinnen. Die Mutter der Weißen. Des Königs Stab. Musterung der Truppen. Fingirter Angriff auf eine Stadt. Des Königs Kriegerinnen. Der Prinz von Aschanti. Des Königs Meinung von England und den Engländern. Prahlerei des Prinzen von Aschanti. Oberoffiziere. Das Weiberheer.

Vier und eine halbe Meile von Togbado erreichten wir Canamina, eine große, über eine ungeheuere Fläche zerstreute Stadt in einer offenen, ebenen und gut bebauten Gegend, mit wenigstens zehntausend Einwohnern. Der König unterhält hier ein Haus zur Beherbergung weißer Reisenden, so selten auch der Ort von diesen besucht wird. Seit Herrn Freeman's Anwesenheit hat der König den Verkehr mit Engländern auf alle Weise zu fördern gesucht. Wir blieben hier über Nacht und wurden gut verpflegt.

Früh am nächsten Morgen — den zehnten Junius — traf ich in Canamina den vorgeblichen Gouverneur des englischen Forts von Whydah, einen betrügerischen alten Schurken, der sich unter dem Vorwande, das Fort im Stande zu erhalten, eigenmächtig zum Gouverneur desselben gemacht hatte, aber, wie bereits erwähnt, außer dem Theile, den er selbst bewohnte, Alles in Verfall gerathen ließ. Er wollte mich nach der Stadt Abomey geleiten. Nach dem Frühstück putzte ich meine Uniform, während mein weißer Diener mein Pferd und Geschirr besorgte, und hierauf setzte ich bei schönem Wetter in ziemlich stattlichem Aufzuge meine Reise fort. Ich ergetzte mich an der Eitelkeit des alten Gouverneurs, dem viel daran gelegen war, mir voranzuziehen, damit die Leute glauben sollten, er sei mein Vorgesetzter und ich nur sein Schutzgeleit. Er ließ sich von vier Negern in einer zerlumpten Hängematte tragen und war mit einem alten abgetragenen Rocke von englischem Zeuche begleitet. Ich ließ ihm diesen Triumph, bis wir nach Adawie kamen, das in derselben Richtung, welcher wir am vorigen Tage gefolgt waren, drei und eine halbe Meile von Canamina entfernt ist. Hier befahl ich ihm, sich meinem Gefolge anzuschließen, aber er stellte sich, als hätte er diesen Befehl nicht verstanden; ich ritt hierauf an seine Hängematte und hielt ihn zurück. Dieß schien ihm im höchsten Grade ärgerlich zu sein, da er den Bewohnern dieses Ortes jeder-

zeit erklärt hatte, er sei einer der bedeutendsten Männer von Whydah und von der Königin von England als Gouverneur über alle weißen Leute eingesetzt.

Um ein Uhr hielten wir, von einer gaffenden Menge umdrängt, unseren Einzug in Abomey und wurden nach einem trefflichen Hause geführt, das Mayho*), des Königs Premier-Minister, für mich in Bereitschaft gesetzt hatte. Mayho war ein ausgezeichneter alter Mann, der keine Spur von dem habgierigen und eigennützigen Charakter des größten Theiles seiner uncivilisirten Landsleute verrieth und sich angelegentlich bemühte, mich mit Allem zu versorgen, was er nach Hörensagen für Bedürfnisse eines Weißen hielt. Nachdem er mich und meine Leute bewillkommt hatte, erkundigte er sich vor Allem nach Herrn Freeman und fragte, warum ihn dieser seit so langer Zeit nicht wieder besucht hätte. Hierauf wünschte er aus einem Branntweingefäß, das er bereits vorher in mein Haus hatte bringen lassen, meine Gesundheit und einen Willkommen in Abomey zu trinken. Bald nachher entfernte er sich, da er zu meinem auf den nächsten Morgen festgesetzten förmlichen Empfang beim König noch mannichfache Vorbereitungen zu treffen hatte, und überließ es mir, mich

---

*) Die höheren Beamten des Königs führen ihren amtlichen Titel als Familiennamen, so heißt Mayho in der Sprache von Dahomey soviel wie Premier-Minister.

in meinem Hause einzurichten. In kurzer Zeit erhielt ich aus dem Hause des Königs einen reichlichen, für mehr als vierzig Personen genügenden Vorrath von Lebensmitteln.

Mein Haus oder meine Häuser waren groß genug, drei zahlreiche Familien aufzunehmen; sie hatten zwei Küchen und einen umfänglichen Hofraum. Vor meiner Thüre stand ein mächtiger, mit Früchten geschmückter Orangenbaum, dessen undurchdringliches Laubdach eine große Ruhebank beschattete. Am Abend sprach Mayho wieder bei mir ein und überbrachte mir des Königs Grüße, nebst der Versicherung, daß Seine Majestät über die Ankunft eines Engländers in seiner Stadt hoch erfreut sei und die Hoffnung hege, bald noch mehre meiner Landsleute begrüßen zu können, denn er für seinen Theil würde Alles thun, einem Jeden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Er hatte außerdem seinen Minister noch beauftragt, mir zu wissen zu thun, daß er sich glücklich schätzen würde, mich am nächsten Morgen zu früher Stunde förmlich zu empfangen. Diese Nachricht war mir sehr erfreulich, da ein Fremder gewöhnlich viele Tage warten muß, ehe die Majestät ihn vorzulassen geruht. Während dieser Erklärungen lagen alle Anwesenden, selbst Mayho nicht ausgenommen, auf ihren Knieen, denn dieß ist, außer der Sitte, den Boden zu küssen und den Kopf mit Staub zu bedecken, die herkömmliche Ceremonie, wo-

mit königliche Botschaften überbracht oder empfangen werden.

Früh am nächsten Morgen wurde ich mit einem neuen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln versorgt, und nach einem zeitigen Frühstück ritt ich in vollständigem Waffenschmuck und von einigen Vornehmen geleitet, nach dem Markte oder Paradeplatz vor dem königlichen Palaste oder Hause. Der Weg dahin führte an einem Theile der Mauern dieses Palastes vorüber, der einen ungeheueren Flächenraum bedeckt. Die Mauern sowohl als auch die Häuser sind aus rothem sandigen Lehm erbaut, und auf der ersteren waren in Zwischenräumen von dreißig Fuß menschliche Schädel aufgestellt. Als wir dem Markte näher kamen, erblickte ich einen Menschen, der in aufrechter Stellung an einem hohen Pfahle bevestigt war und auf dem Kopfe einen Korb trug, den er mit beiden Händen zu halten schien. Etwas weiter sah ich zwei andere Männer, die, bereits in Verwesung übergegangen, mit den Füßen an einer dicken Stange hingen, welche horizontal auf zwei aufrecht stehenden, ungefähr zwanzig Fuß hohen Pfählen lag. Der Geruch, den sie verbreiteten, als wir nahe an ihnen vorüberzogen, war unerträglich. Die Arme hingen abwärts, und ein Fremder hätte diese gerunzelten und zusammengeschrumpften Leichen für große Schafe oder Ziegen halten können. Die Haut war ziemlich gebleicht. Ich erfuhr auf meine Nachfrage,

daß die Körper schon seit drittehalb Monden in dieser Weise aufgehängt seien. Man rechnet hier nämlich einzig und allein nach dem Mondlaufe. Der Geier bemühte sich, seinen Appetit zu stillen, aber die in der Sonnenhitze ausgetrocknete Haut war für ihn undurchdringlich geworden.

Auf der anderen Seite des Marktes hingen in gleicher Weise noch zwei andere menschliche Körper, die aber außerdem auch verstümmelt waren. Dieß erweckte meine Neugier, weil in Abomey die Todesstrafe gewöhnlich in Enthauptung besteht, und man erzählte mir nun, daß sich diese Männer eines ehebrecherischen Umgangs mit einer von den Frauen des Königs schuldig gemacht hätten und dafür, dem Urtheil gemäß, mit Knütteln todtgeschlagen und dann verstümmelt worden wären. Unter einem großen Sonnenschirm in der Mitte eines von zwanzig anderen Schirmen dieser Art gebildeten Halbmondes stand für den König ein hoher Stuhl mit einem Schemel bereit, aber der Herrscher war noch nicht angelangt. Er hatte mich durch Mayho ersuchen lassen, ihn auf dieselbe Weise zu begrüßen, wie ich die Königin von England begrüßen würde, denn er trug großes Verlangen, europäische Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Ich salutirte daher vor ihm, als wir einander ansichtig wurden, nach militärischer Vorschrift, und er erwiederte den Gruß mit weit mehr Anstand, als ich erwartet hatte. Hierauf ersuchte er mich, abzusteigen und zu ihm zu kommen, worauf ich von Mayho

und vier anderen Vornehmen, die mich der Majestät vorführten, die Weisung erhielt, so lange zurückzubleiben, bis sie, in Fronte vor mir herschreitend, dem Könige ihre Ehrfurcht bewiesen hätten. Sie warfen sich der Länge nach nieder, rieben beide Seiten ihres Gesichts auf dem Boden herum und küßten ihn dann; hierauf erhoben sie sich in knieende Stellung und verweilten in dieser, bis sie sich völlig mit Staub bedeckt und ihre Arme bis an die Schultern mit Staub gewaschen hatten.

Ich war über diese lächerliche und unwürdige Demüthigung eben so erstaunt als empört. Die vorher reinlich und anständig aussehenden Vornehmen waren jetzt über und über besudelt. Ich selbst und der Gouverneur von Whydah waren die Einzigen, die sich dieser nichtswürdigen Begrüßungsart enthielten. Selbst die Soldaten, männliche wie weibliche, beobachten, auch wenn sie unter den Waffen stehen, dieselbe demüthigende Förmlichkeit. Nach dieser Ceremonie trat ich näher; der König stieg von seinem Stuhle oder Throne herab, und mir herzlich die Hand schüttelnd, äußerte er seine aufrichtige Freude über die Ankunft eines Engländers in seinem Lande. Hierauf schlug er vor, meine Gesundheit zu trinken. Es war bereits eine Tafel für mich in Bereitschaft gesetzt und ein Behälter mit zahlreichen Flaschen und Kavassen aufgetragen, welche eben so viele verschiedene Sorten von Getränken, als Wachholder, Rum, Anis, Klaret, Kirschbranntwein und andere

Herzstärkungen enthielten. Der König fragte mich alsdann, ob es bei uns nicht üblich sei, die Gesundheit meiner Königin zuerst zu trinken, worauf ich ihm erwiderte, daß diese Höflichkeit allerdings von jedem ächten Engländer jederzeit beobachtet würde, daß ich aber der Billigung meiner Königin gewiß sei, wenn ich als sein Gast seine Gesundheit zuerst ausbrächte. Dieß geschah in vortrefflichem Kirschbranntwein; dann folgte die Gesundheit der Königin von England und ihrer ganzen Familie und hierauf die meinige.

So oft der König trinkt, wird sein Gesicht durch eine Anzahl vorgehaltener Tücher verdeckt, und es erschallen Musketenschüsse, Hurrahs und Gongongtöne. Nach einigen Fragen über die königliche Familie von England ließ der König mein Pferd heranführen, um es in Augenschein zu nehmen, und die Ausrüstung schien ihm sehr zu gefallen, besonders als man ihm die mit Bärenfell bedeckten Halftern und Pistolen zeigte. Nicht minder wohlgefällig erschien ihm der Brauch, den Karabiner an dem Sattel zu bevestigen. Hierauf erklärte er, die Weißen wüßten Alles.

Als er mit dieser Musterung zu Stande war, bat er mich, ihm meine Reitkunst zu zeigen, indem er zu gleicher Zeit zweien seiner ersten Beamten Befehl ertheilte, neben mir herzugehen und mich zu halten. Da mir die Sprache dieser Leute nicht verständlich war, so konnte ich anfänglich nicht begreifen, was dieses Geleit bedeuten sollte, als

ich mich jedoch außerhalb des Kreises der versammelten Soldaten befand, machte ich einen Bogen nach der Rechten. Meine beiden Begleiter erklärten mir, ich dürfte keinen Bogen nach der Rechten machen, es sei dieß ein Vorrecht des Königs, worauf ich wieder umlenkte und, um meine lästigen Stützen loszuwerden, mein Pferd schnell dahin traben ließ; aber es war vergebens, sie wichen nicht. Ich hielt an, und mein Dolmetsch mußte dem König begreiflich machen, daß wir Engländer, wenn wir auf dem Pferde säßen, keiner haltenden Begleiter bedürften. Der König schien hierüber sehr erstaunt zu sein und sagte mir, ich sollte ganz meinen freien Willen haben, bat mich aber auch zu gleicher Zeit, mich um seinetwillen keiner Gefahr auszusetzen. Ich versicherte ihm aufs Neue, daß nicht die mindeste Gefahr vorhanden sei, setzte mein Pferd in Bewegung und ritt erst Trab und dann Galopp.

Bei diesem Anblick erhob sich der König von seinem Throne und klatschte beifällig in die Hände, und bald klatschte, zum Entsetzen meines Pferdes, die ganze Versammlung. Nachdem ich noch einige Mal im Kreise herumgeritten war, ersuchte mich der König, abzusteigen und mich an seine Seite zu setzen. Vor dem Throne angelangt, vollzogen die Minister dieselbe Ceremonie wie vorher, und hierauf führte man mich zu einem Sitze dicht neben dem König, der mir sehr viel Aufmerksamkeit erwies und sehr angelegentlich bemüht war, mir über Alles

Auskunft und Aufschluß zu ertheilen. Er ist ein großer athletischer Mann von ungefähr drei und vierzig Jahren und angenehmer Gesichtsbildung, obgleich der obere Theil seiner Stirn nach den Ansichten der Phrenologen zu weit zurückgebogen ist. Er hat eine wohllautende Stimme und zeigt im Vergleich mit den barbarischen Sitten des Landes vielen natürlichen Anstand.

Ehe ich weiter gehe, will ich noch erwähnen, daß des Königs ganzes Gefolge, sowie die ihn als Leibwache umgebenden Soldaten mit gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzen und letztere ihre Musketen aufrecht zwischen den Beinen stehen haben.

Mittlerweile zogen aus allen Richtungen zahlreiche Schaaren weiblicher Soldaten auf, welchen Musikbanden mit höchst barbarischer Musik vorangingen. Die Trommeln, deren man sich bediente, bestanden aus hohlen Baumstämmen, die man mit Ochsen- oder Schafhaut überzogen hatte. Diese weiblichen Heerhaufen lagerten sich in einiger Entfernung, theils der Länge nach, theils kauernd, auf dem Boden, um hier zu warten, bis seine Majestät sie vor sich rufen werde. Es wird dann keine besondere Disciplin beobachtet. Die Regimenter stellen sich einzeln und in unregelmäßiger Kolonne auf, alsdann ruft der Anführer seine Offiziere, die hervortreten und, auf ihre Kniee sinkend, Kopf und Körper mit Staub bedecken. Der Anführer stellt dann die Offiziere seines weiblichen

Regiments einzeln vor, und wenn eines dieser kriegerischen Weiber sich auf irgend eine Weise hervorgethan hat, so wird der That Erwähnung gethan und das Weib seiner Tapferkeit wegen belobt und belohnt. Das Regiment, das eben jetzt sich aufgestellt hatte, gehörte einem Sohne des Königs, dem Gouverneur einer Provinz, und trug eine Fahne oder Flagge, die mit dem Bilde eines Löwen geziert war.

Nach Beendigung dieser Begrüßungsceremonie und dieses Rühmens tapferer Thaten treten die Offiziere in Reih und Glied zurück, und das ganze Regiment stimmt einen Gesang zu Ehren des Königs an. Hierauf ist es jeder einzelnen Kriegerin gestattet, vor die Fronte zu treten und dem König ihre Treue zu erklären, und so oft eine wieder zurücktritt, wird ihre Stelle von einer anderen eingenommen, so daß die Ceremonie sehr ermüdend wird und bei einem einzigen Regimente zuweilen drei Stunden dauert. Wenn Alles abgethan ist, sinken Alle zusammen auf die Kniee, und indem sie den Kolben der Muskete auf den Boden setzen, den Lauf an die Schulter lehnen, scharren sie mit beiden Händen den Staub zusammen und überschütten sich damit. Da der Staub eine hellrothe Farbe hat, so erhalten sie dadurch ein ganz eigenthümliches Ansehn. Viele haben mit Ausnahme eines kokardenartigen Haarbüschels völlig nackt geschorene Köpfe; andere scheeren ihr Haar nur zwei Zoll breit von der Stirn nach

dem Hinterkopfe. Nach dieser Staubbedeckung richten sich Alle wieder auf, doch ohne sich aus ihrer knieenden Stellung zu erheben, und ihre Musketen horizontal in beiden Händen haltend, lassen sie ein allgemeines Hurrah erschallen. Dann springen sie plötzlich empor, werfen die Muskete heftig in die eine Hand und stimmen dann, sie hoch in die Luft haltend, ein zweites Hurrah an. Hierauf wird geschultert, und das Regiment rennt blitzschnell von dannen. Jede einzelne Kriegerin läuft so schnell sie kann, so daß es ein Wettrennen eines ganzen Regiments von sechshundert Weibern gibt. Die Schnelligkeit dieser Frauen, obgleich sie eine lange dänische Muskete, ein kurzes Schwert und eine Art Keule tragen, würde einen Europäer in Erstaunen setzen.

Es wird nicht am unrechten Orte sein, von der Tracht und Kleidung dieser Amazonen eine kurze Beschreibung zu geben. Sie tragen einen blau und weiß gestreiften Unterrock von derbem einheimischen Baumwollenzeuch ohne Aermel, so daß sich die Arme völlig frei bewegen können. Der Schooß oder das Unterkleid ist so lang wie das Kilt der Hochländer, und die darunter befindlichen kurzen Hosen reichen bis zwei Zoll unter das Knie. Die Patronentasche oder „Agbwadya" bildet einen Gürtel, der die ganze Kleidung eng und vest umschließt. Sie enthält zwanzig Patronen. Das Pulver, das sich in einer ledernen Kapsel befindet, wird ohne Pfropf in den Lauf geschüttet, und

da man auch die Kugeln oder Posten nur locker hinabgleiten läßt, so muß der Schuß, den man übrigens mehr aufs Gerathewohl als nach einem sicheren Ziele abfeuert, natürlich bedeutend an Kraft verlieren. Im Ganzen bilden jedoch diese weiblichen Krieger eine höchst imposante Streitmacht. Sie sind sehr behende und können in Folge beständiger Körperübung — denn die Frauen verrichten hier und an anderen Orten in allen Fällen die bedeutendsten Haus- und Feldarbeiten — sehr große Beschwerden ertragen.

Hierauf erschien die Amazonenschaar des zweiten Königsohnes aus der Provinz Kakagi, deren Gouverneur er war. Sie bestand aus sechshundert Kriegerinnen, welche dieselbe Ceremonie verrichteten wie die anderen. Der König gab mir fortwährend über Alles genaue Auskunft und ließ mir aus seinem Palaste Papier herbeiholen, damit ich mir dieß und jenes aufschreiben konnte. Die Zahl der Kriegerinnen, die an diesem Tage vor ihm aufmarschirten, belief sich auf ungefähr sechstausend, und der König ermangelte nicht, mir die bedeutendsten Offiziere dieser Schaaren persönlich vorzustellen und ihre Thaten aufzuzählen. Unter ihnen befand sich eine seiner ersten Frauen, ein kräftiges Weib von edlem Ansehn und hellbrauner Gesichtsfarbe. Sie ist Befehlshaberin aller Frauen des Königs, die, sechshundert an der Zahl, sämmtlich Soldaten sind. Er stellte sie mir als meine Mutter vor; ich wußte mir dieß an-

fänglich nicht recht zu erklären, erfuhr aber bald, daß er dieses Favoritweib beauftragt hatte, alle Engländer oder Weiße während ihres Aufenthalts in seinem Lande mit Lebensmitteln zu versorgen.

Der Name Mutter scheint in Abomey sehr häufig eine falsche Anwendung zu erleiden. So nennt z. B. ein Mann seine Weiber nicht anders als Mütter; nur der König hat has Recht, sie seine Weiber zu nennen. Meine Erkundigungen über diesen Brauch wurden mehrmals irrig beantwortet, bis ich einen alten Mann sah, dessen Name mir genannt wurde, und man mir bald nachher ein junges Weib als seine Mutter bezeichnete, obgleich sie mindestens fünf und zwanzig Jahre jünger war als ihr angeblicher Sohn. Ich war ungläubig und sagte meinem Berichterstatter, er müsse sich wohl geirrt haben. Es ist jedenfalls eine eigenthümliche Sitte, in der Benennung Mutter zwischen dem Weibe und der wirklichen Mutter keinen Unterschied zu machen.

Nachdem mir der König noch eine Anzahl seiner Häuptlinge vorgestellt hatte, unter welchen es sehr schöne wohlgebaute Männer gibt, rieth er mir, da es zu dämmern begann, mich nach Hause zu begeben. Wir tranken zuvor noch miteinander, und dann kehrte ich in meine Wohnung zurück, wo ich von mehren vornehmen Leuten Dahomeys Besuche empfing, während mir viele sogenannte Spanier

und Portugiesen — freigelassene, als Festgäste hier versammelte Sklaven aus Whydah — ihre Stöcke schickten.

Es ist nämlich in diesem Lande herkömmlich, daß man dem Diener oder Boten, der sich nach dem Befinden einer angesehenen Person erkundigen soll, seinen Stock oder sein Rohr mitgibt, welches von diesem dem Angeredeten überreicht wird. So oft der König des Morgens seinen Boten sendete, um mich begrüßen und nach meinem Befinden fragen zu lassen, warfen sich meine eigenen Leute, sowie die Begleiter des Abgesandten vor dem Rohre des Königs auf ihr Angesicht und küßten ehrfurchtsvoll den Boden.

Am nächsten Morgen — den zwölften Junius — wurde ich schon um sieben Uhr wieder zur Musterung gerufen. Bei meiner Ankunft vor dem Throne des Königs fand dieselbe Ceremonie statt, wie am Tage vorher. Er bat mich abermals, einen Ritt zu machen, und erklärte mir, es würde ihm angenehm sein, wenn die obersten Offiziere der mannlichen Soldaten, welche heute bei der Revue wären, mich sehen könnten. Ich wurde demgemäß von einigen der ersten Würdenträgern an einen Platz geführt, wo der Gast des Königs oder des Königs Fremdling, wie sie mich nannten, den vorüberziehenden Soldaten vollkommen sichtbar war. Die Kriegerschaaren kamen jetzt aus allen Richtungen herangezogen, und vor jedem Regimente ging eine Musikbande, die mit ihren Instrumenten die entsetzlichsten Mißtöne hervorbrachte. Diese Instrumente

bestanden aus Trommeln, Elephantenzähnen, Ochsenhörnern und einer triangelartigen eisernen Röhre, die mit einem kleinen Stabe geschlagen wird und den Ton eines Schafglöckleins von sich gibt.

Der Commandant reitet in der Mitte seines Regiments, wenn er nämlich ein Pferd hat, das aber immer nur ein kleiner Klepper ist, und neben ihm gehen zwei Männer, die ihn halten. Andere, die nicht beritten sind, werden in Hängematten getragen. Nachdem wohl viertausend Mann ohne alle militärische Ordnung an mir vorübergezogen waren, kehrte ich zu des Königs Thronhimmel zurück, um den Anfang der Heerschau zu erwarten. Bald erschienen gegen siebenzehnhundert weibliche Krieger in vollständiger Marschordnung und mit Proviant versehen. Voran zog die Musikbande. Die Trommel wird auf dem Kopfe getragen, das eine Ende nach vorn, das andere nach hinten gekehrt, und der Mann, der sie schlägt, geht hinter dem Träger. An der Trommel, die diesem Regimente angehörte, hingen zwölf Menschenschädel. Die Frauen, welche mit Lebensmitteln bepackt sind, gehen in der Nachhut; einige tragen Matten als Lager für die weiblichen Offiziere, und eine ist mit einem großen Sonnenschirme für den Commandanten versehen. Die Proviantträgerinnen haben große, ungefähr sechszig Pfund schwere Kalabassen auf dem Kopfe, welche verschiedene Arten von Lebensmitteln enthalten, als in Palmöl gekochtes Geflügel,

Kankie und Dabadab, das aus demselben Material besteht wie das Kankie, aber nicht gebacken, sondern gekocht ist. Dieses Regiment, das dem obersten Stockmeister des Königs gehörte, führte außerdem auch noch sieben Standarten bei sich, deren Spitzen mit Menschenschädeln verziert waren.

Hierauf folgten die Frauen des Königs, die sich heute auf sechshundert beliefen und alle aus dem königlichen Palaste waren. An ihrer Spitze stand Dagbyweka. Auch die Trommel dieser Schaar war mit den Schädeln von zwölf Verräthern geziert, die gegen den König die Waffen erhoben hatten. Ich fand, daß dieser Heerhaufen bei seinem Marsche eine gewisse Ordnung beobachtete, die bei den anderen nicht gebräuchlich war. Voran marschirten neun Weiber mit einem Offizier als Avantgarde, diesen folgten funfzig andere als Hilfsmannschaft, und dann kam das eigentliche Hauptcorps. Bei einem Angriff wird immer nur ein einzelner Offizier zum Anführer ernannt und zu diesem Zwecke durch ein Schwert ausgezeichnet, welches anders gestaltet ist als die übrigen. Der Angriff selber geschieht womöglich jederzeit bei Nacht oder zu früher Morgenstunde. Die Nächsten in der Reihe waren die Kriegerinnen aus Apodomey, die von Knawie, „der Mutter des weißen Mannes", angeführt wurden, und dann folgten die Streiter des Landes Icandi, das eine Tagereise westnordwestlich von Abomey liegt.

Nach diesem Aufzuge von ungefähr achttausend wohlbewaffneten und gut gekleideten Weibern wurde ich vom König aufgefordert, zu sehen, was seine Kriegerinnen vollbringen würden. Man führte mich auf einen großen unebenen Platz, wo man vierzehn Tage lang damit beschäftigt gewesen war, zwei ungeheuere, stachelige Haufen von grünem Strauchwerk aufzubauen. Diese drei Haufen von starken Dornsträuchern, die mit den gefährlichsten Stacheln gespickt waren, standen in einer Reihe und nahmen eine Fläche von ungefähr sechshundert Ellen ein, während der enge Zwischenraum, welcher sie trennte, eben nur hinreichend war, die einzelnen für die verschiedenen Regimenter bestimmten Haufen zu unterscheiden. Sie waren ungefähr siebenzig Fuß breit und acht Fuß hoch, und ich konnte mich, indem ich sie untersuchte, unmöglich überreden, daß es irgend ein menschliches Wesen je versuchen könnte, über eine so gefährliche Anhäufung der stacheligsten Gewächse, die ich je gesehen hatte, ohne Stiefeln oder Schuhe hinwegzukommen. Hinter diesen Haufen, in einer Entfernung von mehr als vierhundert Ellen, waren Höfe oder große Hürden angebracht, welche eine Einfriedigung von sieben Fuß hohen, mit starkem Schilf zusammengeflochtnen Pfählen umgab und worin sich mehre Hundert dem König gehörige Sklaven befanden.

Alle diese Vorbereitungen sollten nämlich zu einem Manöver dienen, wodurch man die Erstürmung einer Stadt

und die Gefangennehmung von Feinden darstellen wollte, die man natürlich zu Sklaven macht. Nachdem ich kurze Zeit gewartet hatte, erschienen die Kriegsweiber von Apadomey, die mit geschultertem Gewehr ungefähr dreihundert Ellen vor dem ersten Haufen Halt machten. In wenigen Secunden wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, die Schaar stürzte sich mit einer fast unglaublichen Schnelligkeit auf die Dornenschanze, und in wenigen Augenblicken hatte das ganze Regiment diesen ungeheueren Haufen überstiegen und die vorgebliche Stadt in Besitz genommen. Mit gleicher Schnelligkeit wurden in Zwischenräumen von zwanzig Minuten die beiden anderen Haufen überwunden, und wir kehrten dann zu unserem früheren Platze auf dem Markte zurück. Hier erwartete uns der König. Er fragte mich mit großer Spannung, wie mir das Manöver seiner weiblichen Soldaten gefallen hätte, und ob eine gleiche Anzahl Engländerinnen wohl dasselbe ausrichten könnte. Ich mußte dieß natürlich verneinen und sagte ihm, es gäbe in England keine weiblichen Soldaten, wohl aber Frauen, die sich persönlich und freiwillig glänzend hervorgethan hätten.

Bald nach unserer Rückkehr zog das Regiment von Apadomey in einfacher Reihe an uns vorüber; jede Kriegerin führte an einer Schnur einen jungen Sklaven oder eine Sklavin bei sich und trug noch überdieß die getrocknete Schädelhaut eines Feindes, den sie vorgeblich bei dem

Angriff getödtet hatte, denn so oft ein Feind im Kampfe den Tod empfängt, wird ihm die Schädelhaut abgezogen, welche dann der Sieger als Trophäe davonträgt*). Ich zählte gegen siebenhundert solcher Schädelhäute. Während die verschiedenen Corps vorüberzogen, erschienen ihre Anführer aufs Neue vor dem König, der ihnen wegen ihrer Leistungen seinen Beifall zu erkennen gab. Hierauf stellten sich die Regimenter wieder in Kolonnen, und indem mir die Offiziere einzeln vorgeführt wurden, erfuhr ich, um welcher Thaten willen sie befördert worden waren, denn ohne irgend ein Verdienst der Tapferkeit kann Niemand auf Beförderung Anspruch machen. Als des Königs Haus- oder Palastregiment sich aufstellte, fragte er mich, ob ich auf der weißen Baumwollenmütze dieser Leute die Gestalt eines Thieres bemerke, und indem ich dieß bejahte, erzählte er mir, dieses Thier sei bei dem letzten Kriege von einer seiner Frauen im Walde getödtet worden, und er habe deßhalb befohlen, daß sein Regiment eine Abbildung desselben als Auszeichnung auf der Mütze trage.

---

*) Man darf nicht glauben, daß diese Kriegerinnen in einem Kampfe so viele Feinde erlegt haben, als sie Schädelhäute tragen; die letzteren sind vielmehr seit Jahren gesammelt. Wenn in dem Kriege eines Jahres sechs oder sieben Feinde getödtet werden, so gilt dieß für etwas Großes. Die eine Partei ergreift bei diesen Sklavenjagden immer die Flucht; treffen aber Heere zusammen, dann gibt es blutige Gemetzel.

Einer der mir vorgestellten weiblichen Offiziere des königlichen Corps hieß Adadimo. Diese Kriegerin hatte in den beiden letzten jährlichen Kriegszügen jedes Mal einen männlichen Gefangenen gemacht, wofür sie der König befördert und außerdem mit zwei Sklavinnen beschenkt hatte. Adadimo ist ein großes schmächtiges, und als Schwarze recht hübsches Weib von ungefähr zwei und zwanzig Jahren und sanftem bescheidenen Wesen. Der König stellte sie auch noch einem Prinzen von Aschanti vor, der hier, wie ich jetzt erst erfuhr, mit einigem Gefolge auf Besuch war. Wahrscheinlich hatte der König von Aschanti diese Leute als Spione abgesendet, um zu erfahren, ob ich wirklich durch Dahomey nach dem Konggebirge reisen würde; denn es war ihm, da er mir die Reise durch sein Land verweigert hatte, von dem Gouverneur von Cape-Coast die Nachricht zugegangen, ich würde trotz ihm nach dem Konggebirge zu gelangen wissen. Nachdem Adadimo den Aschantis vorgestellt war, hielt der König an diese seine Heldin und an das ganze Regiment, das jetzt auf den Knieen lag, eine Anrede. Er sagte ihnen, ich sei ein Soldat der Königin von England und in einer freundschaftlichen Sendung zu ihm gekommen, um Nachrichten über sein Königreich einzusammeln; er selber sei stolz und erfreut, sie Alle von diesem Umstande in Kenntniß setzen zu können, denn er wisse, daß die Königin von England die größte und mächtigste Fürstin

der Welt sei und über ein Volk gebiete, welches alle anderen Völker im Kriege sowohl, als auch in der Fertigung von Feuerwaffen und Zeuchen (den beiden in diesem Lande bekanntesten britischen Fabrikaten) weit übertreffe. Adadimo könne es sich daher zur größten Ehre anrechnen, daß sie mir vorgestellt worden sei und ich ihren Namen in mein Buch geschrieben habe. Die Kriegerin lag während dieser Rede auf ihren Knieen und gab mir wiederholt ihren Dank zu erkennen. Ihrem Beispiele folgte das ganze Regiment.

Zunächst erschien ein Regiment, das einem Landestheile Namens Ginoa angehörte und nur aus dreihundert Frauen bestand. Diese Schaar macht keine Gefangenen, sondern tödtet alle Feinde. Als diese ganze Ceremonie vorüber war, warfen sich die obersten männlichen Offiziere auf den Boden und hielten feierliche Anreden, als wäre diese Revue ein wirklicher Krieg gewesen. Sie brachten der Majestät ihren Glückwunsch zur Rückkehr seines siegreichen Heeres und zur Erbeutung einer großen Anzahl von Sklaven dar.

Der König wendete sich hierauf zu mir und sprach mit lauter Stimme ungefähr Folgendes: „Ihr kommt aus dem größten und reichsten Lande in der Welt, und ich bin wahrhaft erfreut, Euch in dem meinigen begrüßen zu können. Ich bedauere nur, daß ich so selten von

Engländern besucht werde. Es würde jederzeit mein Stolz sein, Alles zu thun, was in meiner Macht steht, um einem Engländer den Aufenthalt in meinem Lande so angenehm als möglich zu machen. Ich weiß — fügte er hinzu — daß ich nicht im Stande bin, alle Dinge herbeizuschaffen, die für Engländer Bedürfniß sind; wenn sie aber häufiger zu mir kämen, so würde ich mit der Zeit für Alles sorgen, was zu ihrer Bequemlichkeit gehört. Ihr seid viel in Afrika gereiset *) und werdet nun aus dem, was Ihr gesehen habt, zu der Erkenntniß gekommen sein, daß ich in Afrika so mächtig bin, wie England gegenüber Spanien und Portugal." Er erhöbe sich selbst über die Aschantis, setzte er hinzu, von welchen einige gegenwärtig wären und selber urtheilen könnten, obgleich sie ihn in früherer Zeit eben so weit übertroffen hätten, als er jetzt sie übertreffe.

Ich weiß nicht, wie dem Aschantiprinzen diese Bemerkung gefallen mochte; wahrscheinlich nicht sonderlich, denn er ist ein eingebildeter Geck, obgleich im Ganzen ein schlauer scharfsinniger Jüngling. Meine Fragen über sein

---

*) Es ist auffallend, daß er von meiner vorigen Reise in Afrika bei der unglücklichen Nigerexpedition unterrichtet war, obgleich ich nicht sagen kann, wie ihm diese Kunde zugegangen. Vielleicht hatte er durch die Aschantis davon gehört, da wir die Prinzen dieses Landes nach Afrika brachten.

Vaterland beantwortete er ausweichend und unrichtig, da er wohl glauben mochte, ich hätte von der Sache nicht die mindeste Kenntniß. Er sagte mir, man müsse vier Monden lang reisen, um von Dahomey nach Kumassi zu kommen, und prahlte dann gegen mich und den König, es seien bei seiner Abreise hundert englische Kaufleute in Kumassi gewesen, um Gold einzukaufen. Ich mußte ihm hierin geradezu widersprechen und sagte ihm, es halte sich nur ein einziger Weißer in Kumassi auf, der Missionair Chapman, der kürzlich von einer Bande nichtswürdigen Gesindels gemißhandelt worden sei. Dieß schien ihn sehr zu verdrießen, und er bemerkte gegen den König, die Weißen kämen nur nach Kumassi, um zu sehen, was sie erlangen könnten; er prahlte von den großen Geschenken, welche sein Vater Herrn Freeman gemacht hätte, ich aber erklärte seiner Majestät, Herr Freeman habe dem König von Aschanti zehnmal mehr geschenkt, als er je hoffen oder erwarten konnte, von diesem als Gegengeschenk zu erhalten, und ein Engländer mache überhaupt nie ein Geschenk, um dagegen ein anderes zu empfangen. Der Aschanti beharrte auf dem, was er gesagt hatte, und behauptete, daß jedes Geschenk, welches der König von Aschanti erhalte, nur aus Furcht gemacht würde. Hierauf befahl ihm der König mit zornigem Tone, zu schweigen. Er wisse, sagte er, daß England vor keinem Volke sich fürchte und wolle nicht zugeben, daß in seinem Lande

ein Engländer beleidigt werde *). Dieß machte meinem Gespräche mit dem Aschanti für heute ein Ende.

Die männlichen Krieger nahmen an dieser zweitägigen Heerschau nur wenig oder gar keinen Antheil, außer wenn es ans Essen ging. In dieser Hinsicht thaten sie ihre Schuldigkeit, denn sie hatten Lebensmittel in Fülle, sowie überhaupt alle Anwesenden, wie groß ihre Zahl auch sein mochte, an diesen beiden Tagen reichlich gespeist wurden. Ich war jedoch, selbst von den als Festgäste hier anwesenden Spaniern und Portugiesen der Einzige, der einen Tisch erhielt. Der Prinz von Aschanti weigerte sich, aus einer Kalabasse zu trinken, als er sah, daß ich mit Bechern versehen war, es gab ihm jedoch einer von des Königs Würdenträgern den Bescheid, er sei nur ein Schwarzer und habe die Wahl, entweder aus der Kalabasse zu trinken oder ohne Trunk davon zu gehen. Er wählte das Erstere und trank aus der Kalabasse, dem Gefäße, aus welchem er sein Leben lang getrunken hatte. Die männlichen Offiziere saßen ohne Ordnung auf dem Boden und bildeten hinter der Majestät einen Halbmond.

Vor dem Aufbruche versammelte der König all seine Oberoffiziere, und sie mir vorstellend, beschrieb er mir

---

*) Der König sagte dem Aschanti, er möchte seines Vaters Geschenk, ein Schwert mit vergoldetem Gefäße, wieder mitnehmen und ihm zu wissen thun, daß alles Gold von Aschanti den König von Dahomey nicht bewegen könnte, einen Engländer aufzuhalten.

ihren Rang und den Dienst, den sie zu leisten hätten. Unter diesen befanden sich einige Vettern des Königs, Hadabadja, Agerbi und Gadypapo, drei Hauptleute der männlichen Kriegsvölker, auffallend schöne Männer mit fast maurischer Gesichtsbildung und nicht so schwarz wie echte Neger. Egboza, ein Sohn von Kakagi, dem ersten königlichen Hofbeamten, der die Stelle eines Schatzmeisters und Kammerherrn bekleidet, ist Oberbefehlshaber des ganzen königlichen Heeres. Nachdem mir noch mehre untere Offiziere vorgeführt worden waren, erging an die obersten Anführer die Aufforderung, die Gesundheit der Königin von England zu trinken, und es geschah dieß aus einem Menschenschädel, der allem Anscheine nach vor nicht gar langer Zeit noch seinem ursprünglichen Eigenthümer gedient hatte. Da dieß aber die höchste Ehre ist, die man Jemandem erweisen kann, so nahm auch ich keinen Anstand, auf das Wohl meiner Königin aus dieser knöchernen Schale zu trinken. Der König trank ebenfalls. Hierauf wurde auf meine Veranlassung mit demselben Gefäß auch seine Gesundheit ausgebracht, und mit diesem Toast war die Feierlichkeit des zweiten Tages beendigt.

Ich knüpfe hieran einige Bemerkungen über das Weiberheer. Es ist diese Streitmacht in einem uncivilisirten Lande ohne Zweifel eine überraschende Erscheinung. Wohl hatte ich schon oft von diesen Kriegerinnen des Königs reden hören; jetzt aber habe ich diese Schaaren

gut bewaffneter, meist schöner, kräftiger und gesunder Frauen, die gewiß auch fähig sind, harte Beschwerden zu ertragen, mit eigenen Augen gesehen. Sie scheinen ihre lange dänische Muskete mit derselben Leichtigkeit zu handhaben, wie unsere Grenadiere ihre Flinten, natürlich aber nicht so schnell und behende, da es ihnen in den einzelnen Waffenübungen an dem nöthigen Unterrichte fehlt; desto größer aber ist ihre Schnelligkeit, wenn das Zeichen zum Angriff ertönt. Gegen eine nur einigermaßen gleiche Anzahl disciplinirter Truppen würden sie natürlich kaum etwas ausrichten. Dennoch haben sie ein weit kriegerischeres Ansehn als die Mehrzahl der Männer, und wollte ich einen Feldzug unternehmen, so würde ich die weiblichen Krieger dieses Landes den männlichen jedenfalls vorziehen. So weit ich bis jetzt urtheilen kann, besitzt der König von Dahomey, wie ich glaube, unter allen Fürsten westlich von der großen Wüste die überlegenste Streitmacht.

Zwölfter Abschnitt.

Besuch im königlichen Palaste. Aufnahme von Seiten des Königs. Sein Hofstaat. Der Krieg zwischen den Mahis und Dahomeys. Des Königs Spazierstöcke. Sein Tanz. Eine zweite Revue von Weibertruppen. Hinrichtung von vier Verräthern. Der Bluttrinker. Ein anderer Palast. Des Königs Mutter und Großmutter. Ihr Tanz. Schmuck der königlichen Favoritfrauen. Mein Spiel auf der Maultrommel und mein Tanz mit dem König. Seine Botschaft an die Königin von England. Lächerliche Gebräuche. Criminalgerichtshof in Abomey. Des Königs Charakter. Haussklaverei. Die Sklavenjagd. Militärische Auszeichnungen und deren Folgen. Mangel an natürlicher Zuneigung. Des Königs Aufträge. Ein interessantes Ereigniß. Ein Angriff auf mein Leben. Verhör.

Am dreizehnten Junius besuchte ich den König in seinem Palaste. Nachdem wir durch zwei viereckige, ungefähr neunzig Ellen lange und gegen funfzig Ellen breite Vorhöfe gegangen waren, gelangten wir in den Hauptthof, der auf drei Seiten von Häusern oder langen Hütten und auf der dem Haupttheile gegenüberliegenden Seite von einer hohen, in gewissen Zwischenräumen mit Menschenschädeln besetzten Lehmmauer umschlossen ist. Alle diese Vorhöfe waren mit bewaffnetem Gesindel angefüllt, das theils saß, theils schlafend umherlag, theils rauchend auf- und niederging.

Dieser Palast — der König hat deren mehre — zerfällt in verschiedene Wohnungen, welche sich jedoch sämmtlich im Erdgeschoß befinden, denn obgleich die Firste des Daches für zwei Stockwerke hinreichende Höhe hätte, so ist doch das Strohdach so tief hinabgeführt, daß es sich nur vier Fuß über den Boden erhebt. Längs der ganzen Fronte des Gebäudes läuft ein niedriger Säulengang, und vor der in der Mitte befindlichen Thüre lag der König auf einem schönen hochrothen und mit Goldborte besetzten Teppiche. Er hatte sich so tief unter den niedrigen dunklen Säulengang zurückgezogen, daß ich ihn nicht sogleich wahrnahm, obgleich ich, wie man mir sagte, durch eine Handbewegung von ihm begrüßt wurde. Ich erwiderte das Compliment nach der Stelle hin, wo er, von einer Anzahl seiner Favoritfrauen umgeben, dem Anscheine nach mich erwartete und erhielt die Weisung, näher zu treten. Mayho und einige andere Vornehme, die mich begleiteten und in deren Mitte ich ging, krochen auf Händen und Knieen langsam bis nahe vor den König, den ich jetzt vollkommen sehen konnte. Er erhob sich von dem großen hochrothen Sammetkissen, auf welchem er ruhete, in eine sitzende Stellung und fragte mich sehr freundlich, wie mir das gestrige lange Sitzen bekommen sei. Dann ließ er einen ungeheueren, reich verzierten Baldachin oder Sonnenschirm aufstellen. Man grub zu diesem Behufe ein Loch in den Boden, in welches der

Sonnenschirm wie ein Riesenpilz eingesetzt und eingerammt wurde, und ein Tisch, den man darunter stellte, trug eine reiche Fülle von allerlei Speisen und Getränken.

Nachdem ich mich behaglich niedergelassen, trat der König zu mir heran, um meine Gesundheit zu trinken, während sein Volk mit lauten Hurrahs einstimmte. Hierauf wurden nach allen Richtungen Lebensmittel ausgetheilt. In einiger Entfernung hinter mir standen einige Portugiesen, die ich schon an den beiden vorhergehenden Tagen bemerkt hatte, aber der König schien ihnen nicht mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als seinen eigenen Leuten und sie wurden wie diese gespeist, ohne daß man ihnen einen Tisch vorsetzte oder sie, außer der Kalabasse, worin sich die Speise befand, mit irgend einem Werkzeug oder Geräth versah. Mir war dieß um so auffälliger, da ich wohl wußte, daß die Portugiesen dem König sehr viele Sklaven abkauften. Mayho gab mir hierüber die gewünschte Aufklärung. Er sagte mir, es sei seinem Gebieter kein Geheimniß, daß die vorgebliche Freundschaft der Portugiesen nur eigennützige und pecuniäre Beweggründe habe, während hingegen die Engländer keinen Sklavenhandel trieben; er wisse auch, daß die Engländer ein unabhängiges Volk seien — das größte Volk im Lande der Weißen, wie er sich selber für den größten Herrscher in der Welt der Schwarzen halte — und daß folglich die Freundschaft eines einzigen Engländers eben so viel werth

sei, als die Freundschaft von tausend Portugiesen; überdieß habe ihn sein Vater jederzeit angewiesen, die Engländer mit Achtung zu behandeln. Der König bat mich, die Gesundheit meiner Königin und ihrer ganzen Familie zu trinken; hierauf trank ich die seinige im Namen der Königin. Er schien hierüber sehr erfreut zu sein und fragte mich, ob mir meine Königin dieß erlaube. Ich bejahte es und fügte hinzu, daß sie jede wahre Artigkeit, die ihr erwiesen würde, jederzeit und gegen den geringsten ihrer Unterthanen erwiedere. Dieß entlockte allen Vornehmen seiner Majestät ein lautes Beifallsgeschrei.

Der König kehrte jetzt auf seinen Platz zurück, und nachdem ich von den mir vorgesetzten Eßwaaren Einiges genossen hatte, nahmen die Lustbarkeiten des Tages ihren Anfang. Seiner Majestät oberste Beamte erhielten Befehl, in den Vordergrund zu treten. Sie trugen ihre festlichsten Gewänder von verschiedenem Schnitt und verschiedener Farbe, je nach Geschmack jedes Einzelnen; alle Vornehmen aber waren mit silbernen Panzerhandschuhen und einer Masse von Schmuckkügelchen und Knöchelbändern geziert, die meist aus gewöhnlichen kleinen eisernen Ketten gefertigt waren. Die minder Vornehmen oder sogenannten „Zweiten", denn jeder Vornehme hat seinen „Zweiten", trugen ihre militärische Kleidung. Mehre von der ersten Klasse hatten überdieß Masken und Hanswurstkleider angelegt und vollführten darin al-

lerlei Narrenspossen. Einige dieser Masken glichen theils Bären-, theils Affenköpfen, und manche Possenreißer dieser Art trugen ein Paar silberner Hörner, die mit einer Binde an die Stirne bevestigt waren. Dem Ruhelager des Königs gegenüber und ungefähr funfzehn Schritt davon entfernt, waren in einem gleichseitigen Dreieck und in Zwischenräumen von drei Fuß drei menschliche Schädel auf den Boden gestellt. Nicht weit davon stand eine Kalabasse mit mehren Schädeln ausgezeichneter, im Kriege getödteter Männer, und ein niedriger Schemel trug einen großen Schädel von Silber, ein sehr mittelmäßiges portugiesisches Fabrikat. Hierzu gesellten sich sieben Standarten mit lächerlichen, aus verschiedenfarbigem Zeuche geschnittenen und aufgenähten Sinnbildern, die größtentheils auf die Besiegung des Volkes von Maki oder Mahi*), einem sechs Tagereisen von Dahomey entfernten Lande, Bezug hatten. Auf jeder dieser Standarten stak der Schädel eines Cabozirs oder Stadthäuptlings.

Die Mahis scheinen mit den Dahomeys vielfache Kämpfe gehabt zu haben. Eine Handelsgesellschaft, die von Dahomey nach dem Lande Mahi zog, wurde dort geplündert und ermordet, und der König von Dahomey war hierüber so aufgebracht, daß er augenblicklich all seine

*) Maki (Makee) wird in dem Konggebirge Mahi ausgesprochen.

männlichen und weiblichen Krieger sammelte und in das feindliche Land marschiren ließ. Sein Heer kam unverrichteter Sache zurück. Da befahl ihm der König, augenblicklich wieder umzukehren und die Hauptstadt des Feindes binnen drei Tagen zu zerstören. Der Befehl wurde vollzogen, und die Krieger erreichten in Eilmärschen die Hauptstadt im Mahi-Lande, die mit demselben Dorngesträuch verschanzt war, dessen ich bereits gedacht habe. Sie wurde noch in derselben Nacht oder zu früher Morgenstunde von den weiblichen Kriegern erstürmt und der König mit seinen Weibern und einer großen Anzahl seiner Vornehmen ohne Widerstand gefangen genommen. Innerhalb dreier Tage hatten die Dahomeys nach ihrem eigenen Berichte hundert und sechs und zwanzig Städte erobert, einen großen Theil ihrer Feinde zu Gefangenen gemacht und diejenigen, welche sich widersetzt hatten, getödtet. Dieß war der letzte große Krieg der Dahomeys.

In der Nähe des Königs standen mehre große Stäbe oder Spazierstöcke, und an dem oberen Ende eines jeden derselben war ein Schädel bevestigt, durch welchen der Stock hindurchging, oben noch einen sieben Zoll langen Griff bildend. Man bedient sich dieser, ungefähr vier und einen halben Fuß langen Stöcke in gleicher Weise, wie der alten Pilgerstäbe, indem man sie perpendiculär und mit dem Daumen nach oben gekehrt in der Hand hält.

Der König erklärte jetzt seinen Wunsch zu tanzen, worüber die ganze Versammlung durch Musketenschüsse und lautes Geschrei ihren Beifall zu erkennen gab. Er trat nach dieser Erklärung auf den freien Platz heraus, wo die drei Schädel aufgestellt waren, und begann einen Tanz oder vielmehr eine elephantenartige Hüften- und Schulterbewegung. Nachdem er sich eine Minute lang auf diese Weise gedreht hatte, ergriff er einen der Schädelstäbe und tanzte unter den drei auf dem Boden liegenden Schädeln herum. Hierauf ließ er sich eine Cigarre anzünden und fing an zu rauchen, indem er zu gleicher Zeit seine Arme übereinanderschlug, seine Brust auf den an seinem Stabe befindlichen Schädel lehnte und dabei so gleichgiltig aussah, wie nur möglich. Dann trat er zu mir, reichte mir eine Cigarre und bat mich abermals, seine Gesundheit zu trinken. Er fragte mich bei dieser Gelegenheit, ob ich am nächsten Tage der Hinrichtung von vier Verräthern beiwohnen und das Ehrenamt des Scharfrichters übernehmen wollte. Es versteht sich von selbst, daß ich diese Ehre ablehnte; aber der König gab sich nicht sogleich zufrieden, indem er bemerkte, er wünsche sich von der Tüchtigkeit meines von ihm bewunderten Schwertes zu überzeugen. Ich sagte ihm, ich würde eher einem Menschen das Leben retten, als es ihm nehmen, es geschähe denn zu meiner Vertheidigung. Er billigte diese Grundsätze, legte mir dagegen die Frage vor ob ich wohl einen

Menschen retten würde, der einen Angriff auf das Leben meiner Königin versucht hätte, und als ich dieß verneinte, erklärte er mir, ein Verbrechen dieser Art hätten jene Verräther sich zu Schulden kommen lassen. Hierauf zog er sich zurück und schickte mir bald nachher in mehren großen Kalabassen einen neuen Vorrath von Lebensmitteln, aus Geflügel, Schöpsen- und Schweinefleisch bestehend.

Die Suppen, die man hier bereitet, sind ganz vortrefflich, obgleich für einen europäischen Gaumen vielleicht etwas zu stark gewürzt. Es herrschte inmitten dieses Menschengedränges eine so unerträgliche Hitze, daß ich von dem langen Sitzen allmälig etwas schläfrig wurde. Als der König dieß bemerkte, ließ er mir in einer sehr schönen silbernen Dose eine Prise Tabak reichen, und sein Premierminister erhielt Befehl, mich zu bitten, ja nicht länger zu verweilen, als es mir beliebte. Da ich jedoch wußte, daß die ganze Festlichkeit mit ungeheueren Kosten hauptsächlich um meinetwillen angerichtet war, so versicherte ich dem Boten, daß ich mich sehr wohl vergnüge, und ließ noch geraume Zeit hingehen, ehe ich um die Erlaubniß bat, mich zu entfernen. Am Abend schickte der König einen Boten mit seinem Stabe, um fragen zu lassen, wie mir das lange Sitzen bekommen sei.

In der neunten Stunde des nächsten Tages begab ich mich abermals in den Palast. Godthimay, die Befehlshaberin eines der königlichen Weiberregimenter, sank

dicht bei den drei Menschenschädeln auf ihre Kniee; das bereits erwähnte Regiment, das den Alligator getödtet hatte, kniete in Reihen von zehn Mann, und Godthimay wendete sich hierauf als dessen Wortführerin zu der Menge und dem König, um die Tapferkeit dieser Frauen zu preisen. Nach dieser Anrede ging sie an der knieenden Reihe hinab, indem sie jeder einzelnen Kriegerin die Hand auf den Kopf legte, und so oft sie ihrer zehn auf diese Weise abgefertigt hatte, rückten zehn andere an deren Stelle, bis die ermüdende Ceremonie zu Ende war.

Die Feierlichkeiten dieses Tages waren fast nur eine Wiederholung der gestrigen, bis man eine Stunde vor Sonnenuntergang die vier Verräther auf den Richtplatz brachte. Sie schritten gleichgiltig durch die versammelten Zuschauer, die sich auf diese Abwechselung zu freuen schienen, und wurden dann langsam an mir vorüber geführt, so daß ich die beßte Gelegenheit hatte, sie genau zu beobachten, und dieß um so bequemer, da außer mir und der Wache, welche die Gefangenen geleitete, die ganze Versammlung auf den Knieen lag.

Es waren junge Männer von Mittelgröße, die einer und derselben Familie, oder wenigstens demselben Mahistamme anzugehören schienen Die Mahis haben ein weit besseres Aussehen als das Volk an der Küste. Jeder Einzelne war mit einem kurzen Stück Holz geknebelt, um welches ein kleiner Streifen weißen Baumwollenzeuches

geschlungen war. Hierdurch sollten die Verurtheilten am Sprechen gehindert werden. Sie mußten neben einander vor dem König niederknieen. Der Obergongongmann schlug viermal auf sein Gongong und sprach dann, zu den Verbrechern gewendet, von der Abscheulichkeit ihres Vergehens und der Gerechtigkeit ihrer Verurtheilung. In diese lange Anrede mischten sich in kurzen Zwischenräumen die Töne des Gongons, wodurch die Scene eine grausige Feierlichkeit erhielt. Die vier Männer wurden dann plötzlich eine Strecke weit hinter den König geführt, der dießmal die Hinrichtung nicht sehen wollte, und mußten hier neun Fuß von einander entfernt mit vorgebeugtem Körper abermals niederknieen, während die Hände vorn auf dem Leibe zusammengebunden waren und die Elbogen hinten von zwei Männern gehalten wurden. Der arme würdige Mayho, des Königs Premierminister, war der eigentliche Scharfrichter. Er bot mir zuvorkommend sein Messer an, und ich dankte zum zweiten Mal für diese Ehre, worauf der alte Mann das Haupt des ersten Verbrechers mit einem einzigen Schlage bis auf einen kleinen Theil der Haut vom Rumpfe trennte und es dann, indem er das Messer von unten hindurch zog, vollends losschnitt. Der Zweite wurde hingegen entsetzlich verstümmelt, denn der Unglückliche hob in dem Augenblicke, wo er den Todesstreich empfangen sollte, seinen Kopf empor, so daß der Streich eine schiefe Richtung nahm und nur eine tiefe

Wunde versetzte; der zweite Schlag traf den Hinterkopf, so daß das Hirn herausspritzte. Der Verstümmelte wand sich unter den fürchterlichsten Schmerzen, und auch die nächsten drei Streiche erzeugten nur klaffende Wunden, ohne ihn von seinen Leiden zu erlösen. Wie alle Umstehenden von Blut überströmt, mußte jetzt der Mann, der den Verbrecher zu halten hatte, das Opfer fahren lassen. Mayho erfaßte hierauf ganz erschöpft den blutenden Kopf, und nachdem er ihn mehrmals herumgedreht, trennte er ihn endlich von dem noch immer zuckenden Rumpfe. Bei dem letzten Acte dieser entsetzlichen Hinrichtung bot das Haupt des Gemarterten mit seinen gräßlich verzerrten Zügen und den verdrehten Augen einen wahrhaft furchtbaren Anblick dar. Der nächste Mann, dessen gesenktes Haupt fast den Boden berührte, warf mit halbgeschlossenen Augen einen Seitenblick auf den Kopf, der jetzt in seiner Nähe lag, während der noch immer blutende Körper an ihm vorüber getragen wurde. Mayho weigerte sich, einen neuen Versuch zu machen, und es trat demnach ein Anderer für ihn ein, der den nächsten Verbrecher mit einem einzigen Streiche enthauptete. Der Vierte war nicht so glücklich; auch sein Haupt fiel erst nach dreimaligem Schlage, und indem sich sein Körper mehrmals umwälzte, spritzte mir das Blut in's Gesicht und auf die Kleider.

Die ekelhafteste Rolle spielte bei dieser abscheulichen und barbarischen Hinrichtung ein alter scheußlicher Kerl,

der gleich den zahlreichen Geiern, die auf ihre Beute lauerter, mit einer kleinen Kalabasse in der Hand bereit stand, um bei jedem Geköpften das Blut aufzufangen, das er so warm wie es aus den Adern geflossen, gierig in seine Gurgel laufen ließ. Das Ungeheuer hatte die Frechheit, mir von seinem Getränke anzubieten, nachdem er vorher etwas Rum darunter gemischt, und in diesem Augenblicke hätte ich ihm mit gutem Gewissen eine Kugel durch den Kopf jagen können. Vor der Hinrichtung erhält das Opfer ein weißes reinliches Stück Baumwollenzeuch zur Umhüllung seiner Lenden, und nach der Hinrichtung schleppt man den Körper an den Fersen nach einer weit von der Stadt entfernten großen Grube, wo er augenblicklich von Wölfen und Geiern verzehrt wird, die hier so gefräßig sind, daß man fast Mühe hat, seine Lebensmittel vor ihnen zu sichern.

Auch am funfzehnten Junius fand ich mich wieder in dem königlichen Palaste ein, um der Fortsetzung der Feierlichkeiten beizuwohnen. Sie begannen heute mit einem höchst lächerlichen Schauspiele. Vier große, stämmige, wunderlich gekleidete Männer, die sich mit Ochsenschwänzen verziert hatten, welche hinten über ihre Lenden hingen, stellten sich in Reihe und Glied vor dem König auf, und indem sie dann seitwärts vorüberzogen, brachten sie die herabhangenden Schwänze durch eine Beugung des Körpers in eine kreisförmige Bewegung, was einen höchst wider-

wärtigen Anblick gewährte. Dieß galt für den interessantesten Theil dieser Posse.

Ich muß nachträglich erwähnen, daß ich mich heute in einem anderen königlichen Palaste befand, als an den beiden vorhergehenden Tagen. An den Eingängen waren die Mauern mit eingeklebten, halb hervorstehenden Menschenschädeln verziert. Nachdem auch dießmal wieder mehre Vorführungen von Kriegern und Anführern stattgefunden, trat des Königs Mutter in den Hof. Vor ihr her gingen sechs Frauen, die große eherne Pfannen mit Menschenschädeln und aufrecht stehenden Schenkelknochen trugen. Eine andere Pfanne, die mit scharlachrothem Zeuch bedeckt war, sowie zwei Krüge von ovaler Gestalt wurden von Frauen auf dem Kopfe getragen, und auf ersterer sowohl, als auf den beiden letzteren lag ein Schädel. Man zog mit diesen verschiedenen Gefäßen paradirend um den Platz herum und setzte sie dann vor mehren, schon früher aufgestellten, mit Schädelhäuten gefüllten Kalabassen auf den Boden. Des Königs Mutter, eine kräftige alte Dame von achtzig Jahren, erschien in einer prächtigen Tunica von hochrothem Seidensammet mit einer großen, von zwei Frauen getragenen Schleppe; ihren Kopf bedeckte ein ungeheuerer spanischer Kastorhut mit neun Zoll breitem, golbordirten Rande. Sie warf sich vor dem König auf den Boden und überschüttete ihr graues Haupt mit Staub oder Erde, denn auch sie darf von der all-

gemeinen Etikette keine Ausnahme machen. Hierauf erhob sich die Greisin wieder und tanzte vor ihrem Sohne. In diesem Augenblicke kam auch des Königs Großmutter dazu, die noch rüstiger war als die Mutter und trotz einem Alter von ungefähr hundert Jahren noch immer Fülle und Ebenmaaß besaß. Diese beiden alten Frauen tanzten nun vereint, und die Leichtigkeit, womit sie sich bewegten, war in Betracht ihres hohen Alters wahrhaft bewundernswerth. Hierauf krochen sie auf den Knieen zum König und vertheilten dann, nach einem kurzen Gespräch mit seiner Majestät, eine große Menge von Kauris unter ihr Gefolge. Alle Kauris sind an Grashalme gereiht und zwar an jedem ihrer vierzig. Fünfzig Schnuren dieser Art machen einen Kopf — ungefähr einen Dollar an Werth. Des Königs Favoritfrauen tragen kleine silberne Kronen, ebenso die Frauen seiner ersten Minister. Einige dieser königlichen Weiber sind mit einem kleinen Dolche bewaffnet, den sie mit abwärts gekehrter Spitze durch ein Stirnband stecken. Der König kam wie gewöhnlich unter meinen Baldachin und fragte mich mit freundlichem Händedruck nach meinem Befinden. Er wollte meine Gesundheit trinken, besann sich aber und schlug vor, zuerst die Gesundheit meiner Königin auszubringen. Nachdem dieß geschehen war, trank er meine Gesundheit und ich dagegen die seinige. Hierauf ließ er alle seine Vornehmen näher treten und bat mich, die Maultrommel

zu spielen, denn ich hatte ihm mit einer solchen ein Geschenk gemacht. Dieses alterthümliche israelitische Instrument brachte eine weit süßere Musik hervor als Ochsenhörner und Elephantenzähne und wurde daher höchlich bewundert. Der König tanzte erst selber nach dieser Musik, und dann sollte auch ich mit ihm tanzen und zu gleicher Zeit die Maultrommel spielen. Dieß war allerdings keine so leichte Aufgabe; da aber in dieser Aufforderung die höchste Ehre lag, die er mir erweisen konnte, so durfte ich mich natürlich nicht weigern. Ich that mein Möglichstes, obgleich ich mein Leben lang kein guter Tänzer gewesen bin, und wurde mit dem Beifall des Königs und einem betäubenden Jubel der ganzen Versammlung belohnt. Nur die Aschantis und einige Portugiesen stimmten nicht mit ein; sie waren gewaltig eifersüchtig auf mich, da der König während ihres ganzen Aufenthaltes in Dahomey nur in so weit von ihnen Notiz nahm, daß er sie, wie es bei diesem Jahresfeste herkömmlich ist, täglich mit Lebensmitteln versorgen ließ.

Seine Majestät vertheilte an diesem Tage achthundert Köpfe Kauris unter seine Leute, und ich selber empfing, weil ich mit ihm getanzt hatte, fünf Köpfe und eine Gallone Rum. Dann bat er mich, zu spielen und mit seinen Favoritfrauen zu tanzen, worauf er für mich und sein Volk einen reichen Vorrath von Lebensmitteln sandte. Die Festlichkeit endigte auf ähnliche Weise, wie am vorigen

Tage, und als ich mich am Abend nach Hause begab, führte mich mein Weg eine halbe Meile weit durch eine dichte, fast undurchdringliche Volksmenge.

Hierauf ließ ich einige Tage verstreichen und erschien erst am neunzehnten wieder im Palaste, nachdem seine Majestät nach mir verlangt hatte. Die Ceremonie war größtentheils dieselbe wie vorher, doch schien der König nicht recht geneigt zu sein, mich weiter reisen zu lassen. Ich sollte zuvörderst der Königin von England eine Botschaft von ihm überbringen und dann sollte es mir nebst so vielen meiner Landsleute, als ich mir zu Gefährten wählen wollte, mit Vergnügen gestattet sein, durch jeglichen Theil seines Landes zu ziehen. Auf diese Zumuthung erklärte ich ihm, ich könnte unmöglich wieder umkehren, bevor ich nicht das Konggebirge besucht und überschritten hätte, und versicherte ihm, der Zweck meiner Reise sei ein rein wissenschaftlicher und würde nicht nur für Andere, sondern auch für ihn von Nutzen sein. Dieß bezweifle er nicht, gab er zur Antwort, denn er würde einem Engländer nie eine Ungerechtigkeit oder sonst etwas zutrauen, das mit dem Charakter eines so großen Volkes nicht vereinbar sei; da er aber selber nicht schreiben könne, so sei ihm sehr viel daran gelegen, mich als seinen Boten an die Königin von England abzusenden. Ich gab ihm zu verstehen, daß die Königin jede wichtige Mittheilung schriftlich verlange und bot mich ihm zu diesem Zwecke als Schreiber

an. Er dankte mir und gab hierauf seine Einwilligung zu meiner Weiterreise, indem er mir zugleich eine Ehrengarde versprach, die mich durch das Land der Mahis geleiten sollte, mit welchen sein Volk vor Kurzem noch Krieg geführt hatte. Wenn er es auch nicht eingestand, so schien er doch in Zweifel zu sein, ob ich außerhalb der Gränzen seiner Hauptstadt noch sicher reisen könne, da den erst kürzlich besiegten Mahis wahrscheinlich noch nicht recht zu trauen war. Er sagte mir jedoch, ich müsse wenigstens noch acht bis zehn Tage warten, bis er hinsichtlich meines Geleites die nöthigen Anordnungen getroffen hätte.

Diese Frist verstrich sehr langsam, da ich einer sehr lächerlichen Sitte wegen, nach welcher Jeder, so oft eine von des Königs Frauen erscheint, von seinem Wege ablenken muß, nur selten einen Ausflug unternahm. Man findet diese Weiber in allen Theilen der Stadt und der Umgegend mit allerlei häuslichen Arbeiten beschäftigt; die meisten tragen jedoch ungeheuere Kürbisse oder Kalabassen mit Lebensmitteln für des Königs Minister und Häuptlinge, die zwar mit ihren Familien ihre eigenen Häuser bewohnen, aber ihre Speisen aus dem königlichen Palaste erhalten.

Das Nahen dieser Königsfrauen wird durch ein Glöckchen verkündet, womit eine ihnen stets vorangehende Sklavin versehen ist. So oft dieses Glöckchen ertönt,

wenden sich augenblicklich alle Leute, gleichviel ob Männer oder Frauen, nach der entgegengesetzten Richtung und die Männer müssen sich bis zu einer gewissen Entfernung zurückziehen. Man kann sich denken, daß dieß bei einer Wanderung durch die Stadt über alle Maßen lästig wird. Es gibt außerdem noch mehre andere Gebräuche. So muß man an mehren Stellen aus der Hängematte oder vom Pferde steigen und zu Fuß gehen, und außerhalb der Stadt nach der Küste hin gibt es eine Art von Zollhäusern, wo man seinen Paß vorzeigen muß. Hat man vielleicht eine Anzahl Federvieh geschenkt bekommen und kräht zufällig einer der Hähne, während man vorüberzieht oder von dem hierzu beauftragten Beamten befragt wird, so ergreift man ihn als Eigenthum des Königs; krähen mehre zugleich, so nimmt man alle, die sich dieser Missethat schuldig gemacht haben, in Beschlag. Ich bin jedoch fest überzeugt, daß der König leicht zu überreden wäre, solche lächerliche Gebräuche abzuschaffen, wie er bereits manche andere verboten hat. So hatten seine Cabozirs bis zum vorigen Jahre das Recht, bei dem Tode eines ihrer Verwandten so viele ihrer Haussklaven zu opfern, als ihnen beliebte. In der neuesten Zeit hat ihnen der König dieses Recht entzogen. Außerdem hat er auch in seinem ganzen ausgedehnten Gebiete, in Dahomey sowohl als auch in Mahi, die Befugniß aufgehoben, an irgend einem Verbrecher die Todesstrafe zu vollziehen.

Der Angeschuldigte hat jetzt das Recht, an einen zu diesem Zwecke in Abomey niedergesetzten Gerichtshof zu appelliren, und ich selber bin bei zwei solcher Appellationen gegenwärtig gewesen. In dem einen Falle waren die Parteien aus dem Konggebirge, das man in diesem Lande für sehr weit entfernt hält. Der König bekleidete das Amt des Richters, und obgleich beide Parteien bereits zum Tode verurtheilt waren, so wurden sie dennoch von ihm freigesprochen, weil er den gegen sie obwaltenden Beweis nicht für ausreichend erkannte.

Der König von Dahomey überragt durch seine Geistesgaben gewiß die Mehrzahl seiner Unterthanen; sein edles Gemüth scheint zum Herrschen geschaffen zu sein, und seine Unterthanen scheinen sich unter seiner Regierung glücklich und zufrieden zu fühlen, besonders jetzt, seitdem Sklaven nur in den benachbarten Königreichen erpreßt werden, die man entweder wirklich für feindlich betrachtet oder unter einem nichtigen Vorwande dafür erklärt. Sobald jedoch diese Quelle des Staatseinkommens erschöpft sein wird, werden aller Wahrscheinlichkeit nach des Königs eigene Unterthanen wieder aushelfen müssen. Die Haussklaverei ist für den Eingeborenen, wie ich schon mehrfach erwähnt habe, nichts als eine leichte Dienstbarkeit. Im Lande der Mahis gehört der Sklave zur Familie; seine Arbeit ist nie beschwerlich, und er wird weit besser versorgt, als er für sich selber sorgen könnte. Aber

die Schrecken des Sklavenhandels beginnen, sobald der König irgend eines bedeutenden Landes neue Sklaven braucht. Man fängt dann unter irgend einem Vorwande einen sogenannten Krieg an, der aber nichts Anderes ist als eine Sklavenjagd, und geht in solchem Falle ungefähr auf folgende Weise zu Werke. Der Angriffspunkt wird wahrscheinlich im Laufe des Tages durch einen einzelnen Kundschafter ausgespäht, der sich dann, ohne Argwohn zu erwecken, wieder zurückzieht. Hierauf rücken die Angreifer dicht vor die Stadt, und zwei Stunden vor Tagesanbruch wird sie gestürmt. Für die weiblichen Soldaten des Königs von Dahomey sind die breiten und dichten, ungefähr funfzehn Fuß hohen Schanzen des gefährlichsten Dornengebüsches, womit die meisten Städte des Innern umgeben sind, kaum ein Hinderniß. Sobald der Ort genommen ist, beginnt die furchtbare Arbeit des Mordens und Einfangens. Die Einwohner liegen gewöhnlich noch im Schlafe, wenn der Feind hereinbricht, und plötzlich aufgeweckt, während ihre Häuser vielleicht schon in Flammen stehen, wagen sie einigen Widerstand, der ihnen aber auf der Stelle den Tod bringt. Den anderen schlingt man einen Strick um den Hals. Jeder Soldat bedient sich eines eigenen Zeichens, das er seinem erbeuteten Sklaven mit einem Stück Kreide, welches er bei sich führt, auf den Rücken malt; den von ihm im Kampfe Getödteten zieht er dagegen die Schädelhaut ab Wenn Alles

vorüber ist, werden diese Sklaven und Schädelhäute dem König oder Häuptling überbracht, der jedem Krieger nach Verhältniß seiner Beute eine Summe Kauris auszahlt und ihm noch überdieß gestattet, einen dieser Kauris an den Schaft seiner Flinte zu befestigen. Es ist dieß eine Auszeichnung, die so viel zu bedeuten hat wie bei civilisirten Heeren die Vertheilung von Medaillen. Man beschmiert den Flintenschaft zu diesem Zwecke schon im Voraus mehrmals mit dem Blute der Opfer und drückt dann den Kauri in die hiedurch entstandene dicke Kruste, die bald hart und trocken wird. Einige ältere Soldaten tragen Flinten, deren Schafte ganz mit Kauris bedeckt sind, obgleich für jedes Opfer nur ein einziger ertheilt wird. Diese Auszeichnungen erregen natürlich die Eifersucht derjenigen, die noch keine so große Anzahl solcher Ordenszeichen aufzuweisen haben, und die Folge davon ist, daß bei jedem neuen Angriff desto unbarmherziger gemordet wird.

An den Mord schließt sich die Grausamkeit, womit man in solchen Kämpfen den Gatten von seinem Weibe, die Kinder von ihren Aeltern reißt. Allerdings haben die meisten Soldaten ein ähnliches Schicksal gehabt, doch wird durch diesen Umstand die Abscheulichkeit dieses Verfahrens noch nicht gerechtfertigt, und es ist in der That eine Wohlthat für jene unglücklichen Geschöpfe, daß ihnen jene edleren und wärmeren Gefühle, die in der Brust

ihrer bleicheren Brüder wohnen, von der Natur versagt sind. Man kann entschieden behaupten, daß sich die meisten Afrikaner für einen guten Preis um Vieles leichter von ihren Kindern trennen, als ein Europäer von einem Lieblingshunde. Mit Erstaunen habe ich oft beobachtet, wie schnell die neueingefangenen Sklaven ihre Lage und ihre Leiden vergessen. Sobald ihnen eine Mahlzeit Kankie und Palmöl vorgesetzt wird, scheint all ihr Kummer verschwunden zu sein.

Es kann bei dem Beispiel, das sie stets vor Augen haben, auch in der That nicht anders sein. Ein einziger Mann hält sich so viele Frauen, als er kaufen oder ernähren kann. Man kann vielmehr sagen, daß die Frauen den Mann erhalten; denn während dieser, wie schon erwähnt, rauchend, trinkend oder spielend zu Hause liegt, verrichten sie alle schwereren Arbeiten. Sie ziehen auf die benachbarten Märkte und bringen den Erlös ihrer Waaren dem faullenzenden Eheherrn. Aber außer daß er sich so viele Frauen halten darf, als er will, hat der Mann auch noch die Befugniß, jede derselben, so wie seine Kinder, nach Belieben zu verkaufen, so daß man in einer Familie selten eine Spur von Aehnlichkeit oder verwandtschaftlicher Zuneigung entdecken kann.

Am zweiundzwanzigsten Junius sandte mir der König einen sehr schönen jungen Ochsen, eine Ziege, zwei Stück Geflügel, zwei Säcke mit Mehl und einen dritten

mit Salz, und am folgenden Tage erhielt ich auch von Mayho ein Geschenk, das aus einer Ziege und ebenfalls zwei Stück Geflügel bestand.

Am siebenundzwanzigsten überraschte ich meinen Schwarzen aus Sierra Leone, der mir als Dolmetsch diente, bei einem Versuche, sich einen Theil meiner Kauris anzueignen, obgleich ich ihn gut bezahlte und von meinem eigenen Tische speiste. Er hatte eine gute englische Erziehung genossen; aber es scheint wirklich kein Mittel zu geben, aus einem Afrikaner einen wahrhaft rechtschaffenen Menschen zu machen.

Am neunundzwanzigsten wurde ich zum König gerufen. Er erklärte mir, es fehle ihm an einer großen, funfzehn Fuß langen und sechs Fuß breiten Bettdecke von rothem und blauem Sammet, und zeigte mir das gewünschte Muster. Den folgenden Tag, wo ich abermals vor ihm erscheinen mußte, ersuchte er mich, ich sollte der Königin von England seine Grüße vermelden und sie bitten, ihm funfzig englische Ellen rothe, weiße, blaue und grüne Seide zu senden. Er zeigte mir an diesem Tage, außer mehren reich mit Gold gestickten Gewändern von Seide und Seidensammt, ein höchst seltsames, gegen neunhundert Ellen langes und drei Ellen breites Flickwerk, das aus allen Farben und aus den Zeuchen aller Länder bestand, wo dergleichen fabricirt werden. Ich fand, daß der König auf diese edle Flickerei sehr stolz war.

Am zweiten Julius begegnete meinem Diener aus Sierra Leone ein höchst interessanter Vorfall. Ich hatte ihn, um einige Gemüse einkaufen zu lassen, mit noch einem anderen Manne, der das Erkaufte tragen sollte, auf den Markt geschickt, denn diese schwarzen Herren aus Sierra Leona (befreite Sklaven) sind zu stolz, sich mit dergleichen Waaren zu belästigen. Hier bemerkte er eine alte Frau, die nach seiner Meinung große Aehnlichkeit mit seiner Mutter hatte. Auch ihr Blick schien mit großer Theilnahme in seinen Zügen zu lesen, und bald hatten sie sich zu ihrer beiderseitigen Ueberraschung als Mutter und Sohn erkannt. Dieser Vorfall würde mir gar nicht zu Ohren gekommen sein, hätte nicht die Mutter mit ihrer Tochter am nächsten Tage vor der Thüre meines Hauses sich eingefunden und ihren Sohn zu sprechen verlangt. Ich war eben bei Tische, als er diesen Besuch empfing, und da mir seine Abwesenheit zu einer Zeit, wo ich ihn brauchte, etwas auffiel, so fragte ich ihn, wo er gewesen sei. Er sagte mir hierauf nach einigem Widerstreben, seine Mutter habe ihn besucht. Mir wollte dieß nicht recht glaubhaft erscheinen, denn man bedient sich dieser Ausrede sehr häufig, und ich verlangte daher die Mutter zu sehen. So erschien denn die alte Frau mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne in meinem Gemache, und damit ich Gelegenheit hätte, etwas von ihrer Geschichte zu erfahren, bat ich diese Leute, sich

niederzulassen. Ich fragte meinen Diener, warum er mir von dieser Begegnung nicht schon am vorigen Tage erzählt hätte, und er gestand mir, er habe sich geschämt, seine Mutter vorzustellen, weil sie alt und schlecht gekleidet sei.

Ihre Geschichte lautete ungefähr, wie folgt. Vor zwanzig Jahren war der Sohn, mein Dolmetsch, im Lande Annagu gefangen genommen und von dem Volke des Königs von Badagri nach der Küste gebracht worden. Von Badagri schaffte man ihn an Bord eines nach Brasilien bestimmten Sklavenschiffes, das aber, nachdem es in See gegangen, von einem englischen Kreuzer gekapert und nach Sierra Leone geführt wurde. Hier wurde er mit fünfhundert anderen Sklaven freigegeben und erzogen, aber unglücklicherweise war diese Erziehung mehr zu seinem Nachtheil als zu seinem Nutzen, denn sie diente nur dazu, seinen bübischen Neigungen Vorschub zu leisten. Da er bei seiner Gefangennehmung noch sehr jung gewesen war, so konnte er mir über seinen Geburtsort keinen Aufschluß geben; Niemand kannte daher sein Vaterland, das nur an den im Gesichte befindlichen Narben oder Merkmalen zu erkennen war, wodurch sich die verschiedenen Stämme zu unterscheiden pflegen. Die Bewohner des Königreichs Yarriba sind in dieser Beziehung sehr verunstaltet, die Dahomeys haben hingegen gar keine Zeichen dieser Art, die tättowirten Verzierungen abgerechnet,

womit Aeltern ihre Kinder am unteren Theile des Leibes versehen.

Die Macht des Königs von Dahomey hat in den letzten Jahren sehr schnell zugenommen, während die der benachbarten Könige und Häuptlinge in gleichem Verhältniß sich vermindert hat. Das Königreich selber ist bedeutend angewachsen, indem ihm durch jene jährlichen Kriege oder Sklavenjagden zuweilen zwanzig Städte auf einmal zugefallen sind, und wenn die benachbarten Könige und Häuptlinge sich verbündet und ihren Entschluß erklärt haben, aus dem Kopfe des Königs von Dahomey eine Kunkel zu machen, so hat dieß von Seiten der einfallenden Dahomeys wahrscheinlich nur eine um so unmenschlichere Grausamkeit zur Folge gehabt. Eine solche Erklärung ist für die Dahomeys jederzeit ein hinlänglicher Grund, gegen irgend ein Volk in den Krieg zu ziehen. Der König trägt in Folge seiner überlegenen Macht aus all diesen Kämpfen den Sieg davon und hat daher eine bedeutende Anzahl von Sklaven. Vor ungefähr sechs Jahren überfielen die Annagus, die als sehr böse Menschen bekannt sind, eine von Dahomeys Grenzstädten und verübten dort alle nur erdenklichen Grausamkeiten. Der König beschloß sie zu züchtigen, und es geschah. Unter den Gefangenen befanden sich auch die Verwandten meines Dieners. Die Mutter wurde ihres Alters wegen in eines der königlichen Landhäuser gebracht, in welchem sie

nebst anderen Sklaven nichts weiter zu thun hatte, als es reinlich zu halten. Hier ließ man den Gefangenen, wenn man sie so nennen kann, nichts abgehen, sie wurden reichlich gespeist und hatten überdieß das Recht, die benachbarten Märkte zu besuchen, wodurch sie sich mit allerlei kleinen Nebenbedürfnissen versehen. Der König ist gegen seine Sklaven wie gegen seine Freien sehr gnädig. Obgleich keiner seiner Unterthanen vollkommen frei genannt werden kann, so wird dennoch zwischen den verschiedenen Klassen ein großer Unterschied gemacht. Seine Haussklaven verrichten alle mühsamen Arbeiten der Hauswirthschaft, doch müssen ihm seine Edlen, seine Vornehmen und seine Frauen in ihren verschiedenen Eigenschaften nicht minder dienstbar sein. — Aber ich schweife ab. Es waren also, seit man Mutter und Sohn von einander getrennt hatte, zwanzig Jahre verstrichen; der Sohn hatte geglaubt, seine Mutter sei längst nicht mehr unter den Lebenden, und eben so wenig hatte diese jemals von ihrem Sohne gehört. Dieses seltsame Wiederfinden erweckte meine ganze Theilnahme, während es für die Betheiligten selber nichts weiter als ein ganz gewöhnliches Ereigniß zu sein schien; so traurig steht es in diesen Sklavenländern mit den edleren Gefühlen der Menschennatur. Ich fragte meinen Diener, ob er wünsche, daß seine Mutter ihre Freiheit und die Erlaubniß erhalte, mit ihm nach Whydah, seinem Wohnort, zu gehen, und er schien mir für

dieses Anerbieten im ersten Augenblicke wirklich recht dankbar zu sein; als aber seine Mutter nach einigen Tagen wiederkam, und ich mich erbot, ihr und ihrer Tochter beim König die Freiheit auszuwirken, begann er zu zögern und die Kosten zu berechnen, die ihm hieraus erwachsen würden. Sie konnten täglich höchstens einen halben Penny betragen, aber auch dieses Opfer war zu groß für ihn; er sagte, seine Verwandten schienen sich in ihrer jetzigen Lage ganz wohl zu befinden und thäten daher besser, sie blieben, wo sie wären.

So benahm sich ein civilisirter Afrikaner gegen seine Mutter, die er seit zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, und obgleich der armen alten Frau offenbar viel daran gelegen war, bei ihrem Sohne zu bleiben, so schien doch der herzlose Gesell dieser unter solchen Umständen so selten sich darbietenden Wiedervereinigung mit der Mutter, von welcher man ihn so grausam getrennt hatte, mit Freuden aus dem Wege zu gehen.

Am dritten Julius fertigte ich für meinen weißen Diener ein Paar Schuhe von ungegerbtem Ochsenfell. Man wird sich erinnern, wie dieser Mensch, seiner Aussage nach ein französischer Canadier, in meine Dienste kam. Er prahlte gewaltig mit seinem Muthe und seinen sonstigen Befähigungen zum Reisen in Afrika und schien sich im Anfange wirklich als ein recht guter und zuverlässiger Diener bewähren zu wollen. Am oben genannten

Tage bemerkte ich jedoch, daß er getrunken hatte, und beschloß, ihn zu beobachten. Als ich bald nachher in meine Vorrathskammer trat, war er eben im Begriff, sich an meinen Kauris zu vergreifen, und von mir zur Rede gesetzt, gerieth er in eine so heftige Wuth, daß er sich der unverschämtesten Reden bediente und zu gleicher Zeit ein großes Taschenmesser hervorzog, das ich ihm anvertraut hatte und womit er mich jetzt ermorden wollte. Es gelang mir, ihn noch bei rechter Zeit zu Boden zu schlagen, und nachdem ich ihn entwaffnet hatte, wurde er mit einer kleinen Reitpeitsche tüchtig durchgeprügelt und dann entlassen. Bei aller Tapferkeit, womit er zu prahlen pflegte, war er dennoch zu furchtsam, allein nach Whydah zurückzukehren; noch weniger aber konnte er sich entschließen, bis zu meiner Rückkehr aus dem Konggebirge in Dahomey zu bleiben. Es war nicht meine Absicht gewesen, gegen irgend einen angesehenen Eingebornen von diesem unangenehmen Vorfall etwas verlauten zu lassen, da dieß auf die gute Meinung, die man hier von den Engländern hegt, leicht einen nachtheiligen Einfluß üben konnte; um so größer war mein Erstaunen, als schon in weniger denn einer Stunde, nachdem die Sache sich zugetragen, mein alter Freund Mayho erschien und im Namen des Königs über eben dieses Ereigniß genaue Erkundigungen einziehen wollte.

Nachdem ich ihm den wahren Hergang mitgetheilt

hatte, mußte ich den Eifer und den Scharfsinn bewundern, womit er die Sache in Untersuchung zog. Er rief den Uebelthäter in mein Zimmer und verhörte ihn. Dieses Verhör dauerte eine ganze Stunde; hierauf redete Mayho meinen Diener mit folgenden Worten an: „Moritz (so hieß er), ich habe diese Angelegenheit sorgfältig untersucht und gefunden, daß Du Deinem eigenen Geständniß zufolge eines der größten Verbrechen gegen die Gesetze von Dahomey verübt hast. Ich bedauere, daß ein weißer Mann ein solches Verbrechen begehen konnte, freue mich aber auch zugleich, daß Du kein Engländer bist. Wärest Du ein Schwarzer, so würde Dir schon morgen der Kopf abgeschlagen werden; aber Du hast auch als Weißer eine harte Strafe zu erwarten, wenn Dich Dein Herr beim König verklagen sollte. Es soll jedoch Deinem Gebieter überlassen bleiben, was er in dieser Sache thun will.

Nach dieser Erklärung gab ich meinen Wunsch zu erkennen, daß dieser Vorfall nicht weiter beachtet werde, und schenkte dem Diener einige Kauris zu seiner Rückreise nach Whydah. Aber er war zu furchtsam, diesen Weg allein zurückzulegen, und bat den Minister, ihm einen Begleiter mitzugeben. Das Gesuch wurde entschieden zurückgewiesen, und er erhielt zur Antwort, daß er sich durch solche Feigheit jeder Nachsicht unwürdig mache. Es wurde ihm gesagt, er solle bis zu meiner Rückkehr aus dem Konggebirge in Dahomey bleiben oder mich begleiten,

wenn ich damit einverstanden wäre; aber der arme Teufel bekannte, er fürchte sich vor dem Einen so sehr wie vor dem Anderen. Mayho war über dieses memmenhafte Benehmen so aufgebracht, daß er ihm erklärte, er würde ihn zwingen, mich zu begleiten, und da dem Burschen nach dieser Versicherung keine Wahl mehr übrig blieb, so war die Sache hiermit abgethan.

Dreizehnter Abschnitt.

Abreise nach dem Konggebirge. Meine Schutzwache. Des Königs Weib. Benachbarte Dörfer. Cana. Bobay. Krankheit meines Dieners. Granitblöcke. Zollhaus. Steuern. Otheno. Reisende Kaufleute. Der Azowah. Vernichtung des Schihbutterbaumes. Beschreibung dieses Baumes. Gebirge. Die Ruinen von Managlwa. Zerstörung dieser Stadt durch die Dahomeys. Schöne Landschaft. Märkte. Setta Dean. Der Cabozir und sein Tanz. Setta. Serenade. Versorgung mit Lebensmitteln. Palmöl. Oecro. Geschenke des Cabozirs. Der Wittwe Scherflein. Ein unschädlicher Betrug. Beschenkung der Eingeborenen. Soldatentanz. Setta's Lage, Boden, Erzeugnisse und Bevölkerung.

In Folge einer schon vorher stattgefundenen Verabredung mit Seiner Majestät hinsichtlich meiner Reise nach dem im Lande der Mahis gelegenen Konggebirge wurde ich am neunten Julius in der frühesten Morgenstunde durch den Trommel- und Hörnerlärm einer in meinem Hofe versammelten Schaar aus dem Schlafe geweckt. Bald nachher trat mein alter guter Freund Mayho in mein Gemach und meldete mir, daß meine Schutzwache zum Aufbruch bereit sei. Hierauf suchte ich auch meine Leute

so schnell als möglich reisefertig zu machen. Dieß war jedoch keine so leichte Aufgabe, denn fürs Erste sind die Afrikaner von Natur sehr träge und lässige Menschen, und zweitens bestand mein Gefolge zum großen Theil aus Eingeborenen von Whydah, die sich wie die meisten ihres Geschlechts, sobald sie eine Strecke von ihrer Heimat entfernt sind, als arge Feiglinge zeigen; um so grauenhafter erschien daher diesen Leuten meine beabsichtigte Reise durch das Land der Mahis, die ihnen als ein wildes, kriegerisches Volk bekannt waren. Nach langem Zögern und Murren war endlich Alles vorbereitet; doch selbst jetzt noch versuchten es mehre der faulen Burschen, gegen den Aufbruch Einwendungen zu machen, indem sie vorgaben, daß ihre Bürden nicht gleichmäßig vertheilt wären. Meine Reitpeitsche verschaffte mir jedoch Gehorsam.

Der Anführer des Schutzgeleites bat mich, mir die Mühe einer eigenhändigen Strafvollziehung zu ersparen; ich brauchte ihm den Mann, der irgend eine Neigung zum Ungehorsam oder zu anderen Ungehörigkeiten verrathe, nur anzugeben, sagte er, und er würde ihm dann eine ernstliche Züchtigung ertheilen. Er sei mit dem Charakter der Leute von Whydah wohl bekannt, fügte er hinzu; und überdieß hätte ihm der König den strengen Befehl ertheilt, sie wegen ihres Hanges zu Diebereien aufs Schärfste zu beaufsichtigen. Diese Erklärung schien meine Begleiter, in deren Beisein sie ausgesprochen wurde, ge-

waltig einzuschüchtern, denn sie wußten überdieß, daß in Dahomey der Diebstahl mit dem Tode bestraft wird. Nachdem Mayho meine Schutzwache geordnet hatte, wurde ich aufgefordert, sie in Augenschein zu nehmen. Sie bestand aus hundert ausgesuchten Leuten, welchen der Theil des Konggebirges, den ich zu besuchen beabsichtigte, bereits bekannt war, und Mayho und die Offiziere schienen sehr erfreut zu sein, als ich über Alles meine Zufriedenheit zu erkennen gab. Hierauf rief Mayho die sämmtlichen Offiziere meiner Garde hervor und nannte mir ihren Rang und die ihnen obliegenden Dienstpflichten. Zwei von ihnen hatten ganz eigenthümliche Dienste. Der erste war ein aus Mahi gebürtiger sehr zuverlässiger Cabozir, der wegen seiner genauen Kenntniß des Landes dazu auserlesen war, einige Schritt vor meinem Pferde herzugehen, damit er jede meiner Fragen in Betreff des Landes sofort beantworten könne. Außerdem hatte er noch die Verpflichtung, mich auf den schmalen Wegen*), die wir passiren würden, mittels eines Stabes auf jedes Hinderniß aufmerksam zu machen, damit mein Pferd nicht strauchle. Die nächste Person, die mir vorgestellt wurde, hatte den Rang oder Titel eines „Königsweibes," obgleich sie ein ungewöhnlich hübscher junger Mann war.

*) Die Pfade sind meistentheils so schmal, daß sie nur ein einziger Fuß betreten kann, und zuweilen zwei Fuß tief.

Mayho gab mir hierüber die nöthige Aufklärung; er sagte mir, man wähle unter den Hofleuten des Königs eine Anzahl der zuverlässigsten Männer aus, welche bei besonderen Unternehmungen den verschiedenen Abtheilungen des Heeres als Begleiter beigegeben wüden; und diese Männer nenne man des auf sie gesetzten großen Vertrauens wegen „Königsweiber." Sie haben die Verpflichtung, den König durch geheime Boten von jedem Mißverhalten, jeder Vernachlässigung der Oberoffiziere in Kenntniß zu setzen. Das mir beigegebene Königsweib war dagegen beauftragt, jede von mir etwa vorzubringende Klage oder Beschwerde über den Anführer meines Schutzgeleites oder über irgend einen Stadt-Cabozir oder Stadthäuptling anzunehmen und sie durch einen verpflichteten Boten, der nach einem Hauptquartier entsendet wird, an den König zu bringen.

Seine Majestät hatte Befehl ertheilt, daß ihm, sobald ich vollkommen zum Aufbruch gerüstet sei, durch einen zu diesem Zwecke bereitstehenden Boten hiervon Nachricht gegeben werde. Durch diesen Boten ließ mir der König zurücksagen, ich möchte noch einige Minuten verweilen, und kurz darauf erschien ein anderer Abgesandter, der mir nachträglich zu meinem Erstaunen noch zwei Köpfe Kauris und ein Fäßchen Rum überbrachte, obgleich ich schon reichlich versorgt war. Auf königliche Anordnung fiel in dem Augenblicke, wo ich aus meinem Thore zog, ein

Signalschuß, und hierauf folgten ein und zwanzig Kanonschüsse, zu welchen sich ein anhaltendes Gewehrfeuer gesellte. Die eine Hälfte meiner Schutzwache zog voran, die andere folgte mir, und so begannen wir unsere Reise nach dem Konggebirge. Mayho und mehre andere von des Königs obersten Beamten und Häuptlingen, sowie viele der ersten Kaufleute von Abomey gaben mir eine Meile weit das Geleite, und alle schienen an meiner Wohlfahrt und einem glücklichen Erfolge meiner Reise sehr lebhaften Antheil zu nehmen. Vor den Thoren der Stadt wünschten mir meine Freunde mit herzlichem Händedruck ein glückliches Gelingen, und ich zog nun mit meinem Geleite allein von dannen.

Der Weg wendet sich bald von Südost nach Norden und führt durch trefflich cultivirte, mit verschiedenen Arten von Korn, Bohnen und Erbsen bebaute Felder. Unter den verschiedenen Bohnenarten, die man hier zieht, gibt es einige sehr große und ungemein wohlschmeckende. Das Getreide stand volle sechs Fuß hoch, und in einiger Entfernung glich der mit weißen und rothen Blumen bedeckte Boden einem endlosen Blumenbeete. In kurzen Zwischenräumen lagen kleine, aber anmuthige Dörfer, aus welchen die schwarzen Einwohner hervorkamen, um „des Königs Gast" zu sehen. Die muthigsten traten dicht an den Weg und bezeigten mir ihre Achtung, ich selber aber war entzückt, daß ich mich nach allen

Hindernissen, nach allen Hin- und Herfahrten und nachdem mir der König von Aschanti den Durchzug durch sein Land verweigert hatte, nun trotzdem unter so günstigen Aussichten auf dem Wege nach dem weit berühmten Konggebirge befand.

Nach einer Reise von sieben und einer halben Meile durch ein Gelände, wie ich es eben beschrieben habe, zeigte man mir in nordwestlicher Richtung eine große Stadt, die zwei Meilen von unserem Wege entfernt lag. Mein Hauptführer theilte mir mit, daß daselbst mehre Märkte gehalten würden, und auf einem Markte, den man dicht am Wege hielt, verkaufte man zur Bequemlichkeit der vorüberziehenden Reisenden gekochte Lebensmittel und Peto. In einer Entfernung von acht Meilen fanden wir Eisenstein in geschmolzenem Zustande. Der rothe oder braune Boden ging jetzt in einen üppigen schwarzen Lehm über, der noch immer gut bebaut und zwar in Rillen besäet war, ein schlagender Beweis, wie nützlich der Unterricht vieler aus Brasilien heimgekehrten Sklaven gewirkt hat. Ich sah hier Getreidehalme von sieben und acht Fuß Länge. Man baut in dieser Gegend sehr viel Reis, der wie einige andere Getreidearten nach Angabe der Eingeborenen in zwölf Monden oder Monaten vier Ernten gibt.

Elf Meilen von der Hauptstadt zogen wir über eine niedrige Hügelkette, die sich, so weit das Auge reichte, von Nordwesten nach Südosten zog, und nachdem ich

jetzt seit so langer Zeit nichts als einförmiges Flachland gesehen hatte, war mir ihr Anblick eine wahre Erquickung. Als ich den Gipfel dieser Höhen erreichte, die gegen Schottlands Berge nur unbedeutende Hügel waren, kam es mir vor, als sei ich aus der Gefangenschaft befreit. Wir hielten hier eine Weile, um die Lage einiger noch mehre Meilen entfernten Gegenstände aufzunehmen, die mein Führer als nahe am Wege liegend bezeichnete, und indem ich mich umsah und die üppige mannigfaltige Landschaft, die eigenthümliche Farbe des Himmels und die wie unter nödlicheren Breiten seltsam gestalteten Wolken betrachtete, stahlen sich meine Gedanken unwillkürlich auf einen Augenblick nach Altengland zurück, und ich verglich die vor mir liegende Landschaft mit meinen Jugenderinnerungen aus der Heimat. Aber vergebens lauschte das Ohr nach dem Knarren eines Wagens, nach der Stimme des Knaben, der, hinter dem Pfluge wandernd, seine Gespann antreibt; nirgend schmückte ein freundliches Meierhaus den Bergabhang — nur Todtenstille herrschte rings umher, und obgleich ich mich auf dem höchsten Gipfel dieser Berge befand, so regte sich doch weder Zweig noch Blatt, und von einem Vogel war nichts zu hören und zu sehen. Alle Geschöpfe der Thierwelt schienen sich bis zum Untergang der Sonne im Schatten verborgen zu haben.

Eine Meile weiter führte zur Rechten ein Weg nach Cana, der ersten großen Stadt auf der Hauptstraße von

Abomey nach Whydah, und bald nachher erreichten wir ein kleines romantisches Krum, das mitten in einer Gruppe großer, prächtiger Bäume und schöner Sträucher lag. Der vor dem Orte liegende Marktplatz war vollkommen gegen die drückenden Strahlen der Sonne geschützt. Hier erwarteten uns einige unserer Packträger, die wir vorausgeschickt hatten. Meine Leute aus Whydah schienen schon ganz erschöpft zu sein, obgleich sie im Verhältniß zu ihrer Gestalt nur leichte Bürden zu tragen hatten; dahingegen waren die weiblichen Träger, die den Oberoffizieren meiner Schutzwache angehörten, noch bei vollen Kräften, und ihre heitere Laune verrieth, daß sie an dieser Reise großen Gefallen fanden.

Nachdem wir uns auf dem Marktplatze niedergelassen hatten, wurde uns ein reichlicher Vorrath von Lebensmitteln, Wasser und Peto vorgesetzt. Es besuchten mich alle angesehenen Männer und Frauen des Krums und äußerten ihre Freude, daß ihnen die Ehre zu Theil geworden sei, „des Königs Gast" bewirthen zu können. Dieses Krum, Bobay mit Namen, ist ein äußerst reinliches Oertchen und liegt sehr malerisch auf einer sanften Anhöhe.

Nachdem wir hier eine Stunde verweilt hatten, brachen wir wieder auf. Der Pfad war jetzt sehr enge und auf beiden Seiten von Strauchwerk eingeschlossen. Eine halbe Meile hinter dem Krum wurde er

offener. Hier begegneten wir einer kleinen Karawane, die nach entgegengesetzter Richtung zog und bei der ich und mein weißer Diener großes Erstaunen zu erwecken schienen. Letzterer war trotz seiner Prahlerei so erschöpft, daß ich vom Pferde stieg und ihn aufsitzen ließ. Wir befanden uns jetzt auf dem Gipfel des Hügelgeländes, zu welchem wir von Bobay aus fortwährend hinangestiegen waren. Es lag wieder eine offene und anziehende Landschaft vor uns; zwei Meilen nordwärts öffnete sich ein reizendes Thal, und auf dessen entgegengesetzter Seite erstreckte sich eine Kette niedriger Berge von Südwesten nach Nordosten. Der Weg wendete sich jetzt, nachdem wir im Ganzen dreizehn und eine halbe Meile zurückgelegt hatten, von Ostnordosten nach Norden 30° gen Osten. Im Grunde des Thales nahm ein schöner, romantischer und von zahlreichen Parasiten überhangener Bach seinen Lauf nach Westen, und das Gemurmel seines Wassers, indem es von einem Granitblock über den anderen fiel, machte einen angenehmen Eindruck auf mich, nachdem mein Ohr eine solche Musik, der es einst in den Thälern meiner schottischen Heimat gelauscht, so lange entbehrt hatte.

Ich mußte, um die Landschaft zu beschauen, einen Augenblick halten und bekenne offen, daß plötzlich alle Gefühle meiner Kindheit auf mich einzudringen und mein Herz überwältigen zu wollen schienen. Aber es war

nur vorübergehend; und es ist vielleicht gut, daß das Gemüth des Reisenden sich allmälig abhärtet, da er sonst seiner schweren Aufgabe kaum gewachsen sein dürfte.

Nachdem wir eine kurze Weile durch ein Gebüsch gezogen waren, das größtentheils aus Oelnußbäumen, männlichen und weiblichen Palmen und vielen anderen Sträuchern aus der Familie der Lorbergewächse bestand, gelangten wir wieder auf eine offene, mit einzelnen zerstreuten Baumgruppen versehene Ebene, die mit Ausnahme des langen und starken Grases, das hier nie unter drei bis vier Fuß Höhe hat, einem englischen Park zu vergleichen war. In ostnordöstlicher Richtung erhoben sich jetzt reichbewaldete, gegen achthundert Fuß hohe Gebirge, auf welchen hier und da ungeheuere Granitblöcke über die höchsten Bäume emporragten. Der Boden nahm hier (fünfzehn Meilen von Abomey) eine andere Beschaffenheit an, und ich bemerkte kleines Gerölle von Granit und Basalt mit einer dünnen Schicht von sandigem schwarzbraunen Lehm. In einer Entfernung von neunzehn Meilen wendete sich der Weg wieder nach Nordosten, und eine Meile weiter erreichten wir das kleine Krum Otheno, welches der Weg durchschneidet.

Es gibt in diesem Krum ein Zollhaus, wo alle durchgehenden Waaren, aus welcher Gegend sie auch kommen mögen, versteuert werden müssen. Am höchsten sind Rum und Tabak versteuert, die man in großen

Massen von der Küste bringt; diese Waaren kommen vorzugsweise aus Brasilien und Amerika, und der Rum ist immer von sehr geringer Qualität. Eben so müssen alle regelmäßigen Kaufleute selbst für einheimische Artikel eine kleine Steuer zahlen, die sie als eine Art Gewerbsteuer entrichten, wobei sie aber den Vortheil haben, daß sie dieselbe, im Fall ihre Waaren unverkauft bleiben, nicht zu zahlen brauchen, während sie, wenn sie gute Geschäfte machen, die geringe Abgabe leicht erschwingen können. All diese Zollhäuser gehören königlichen Ministern, die auch die Steuern beziehen, und befinden sich in allen dazu am meisten geeigneten Theilen gewisser Bezirke. Der König verleiht diese Zölle seinen Cabozirs als Belohnung für erfochtene Siege, denn jeder königliche Minister oder Cabozir hat sein eigenes Heer, und wenn ein Krieg geführt wird, in welchem die Dahomeys den Sieg gewinnen, so gilt jede genommene Stadt für das Eigenthum desjenigen Ministers, dessen Soldaten sie erobert haben, das heißt er erhält das Recht, den Handel der Stadt zu monopolisiren und sie, außer den Kaufleuten, welche ihre Steuer bezahlt haben, mit allen britischen Erzeugnissen zu versehen. Diesen Handel übergeben die Cabozirs ihren zuverlässigsten Leuten, in welchen ich immer geschickte, verständige und biedere Männer kennen lernte. Der König belegt jeden Cabozir, je nach der Ausdehnung seines Handels mit einer kleinen Steuer.

Ich muß hierbei erwähnen, daß der König von Dahomey in den letzten Kriegen zwischen den Mahis und Dahomeys viele Cabozirs der ersteren, welche ihre Städte ohne Kampf übergaben, in ungestörtem Besitz ihres Handels ließ und zugleich die Steuern auf denselben Maßstab herabsetzte wie bei den Dahomeys. Auch versah er bald nachher ihre Soldaten mit Feuerwaffen, während sie bis dahin nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet gewesen waren. Der König von Dahomey beherrscht den ganzen von der Küste ausgehenden europäischen Handel, und mit Freude bemerkte ich, daß er die früheren Gesetze durch weit bessere und mildere ersetzt hatte.

Dieses Zollhaus und das Krum gehörten dem Premierminister Mayho. Ohne Zweifel hatte man schon im Voraus für einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln, für Kankie, Peto und gutes Wasser gesorgt. Für mich selber, meine Diener und die obersten Offiziere meiner Schutzwache gab es eine große Menge von gebratenen und geschmorten Bisamenten und Perlhühnern.

Wir fanden hier zahlreiche Kaufleute aus verschiedenen Theilen des Landes, die ihre Packträger so lange ruhen ließen, bis die Steuern entrichtet und die nöthigen Freizettel gelöst waren. Die Steuern werden in natura oder in Kauris bezahlt. Wir verweilten ungefähr drei Viertelstunden unter dem Schatten einiger riesenhaften Bäume. Man erwies mir, als dem englischen Gaste

des Königs, die üblichen Huldigungen, indem man sich niederwarf und den Kopf mit Staub bedeckte, und ich selber vertheilte Maultrommeln, Nadeln und Fingerhüte. Als wir hierauf von unseren großmüthigen Wirthen Abschied nahmen, gaben diese ihre Freude und Genugthuung zu erkennen, mich gesehen zu haben, und versprachen mir eine noch bessere Aufnahme, wenn ich sie je wieder mit meinem Besuche beehren würde.

Drei und zwanzig Meilen von der Hauptstadt setzten wir über einen kleinen von Osten nach Westen laufenden Fluß, Namens Azowah, dessen Bett aus Granitblöcken von unregelmäßiger Gestalt und Größe bestand. Die Bäume waren hier verbuttet und verkümmert, und dieß in Folge der alljährlichen Verbrennung des Grases, wodurch man theils die abgestorbenen Pflanzenstoffe zerstören, theils das Wachsthum des Schihbutterbaumes vernichten will. Die Vertilgung dieses Baumes geht von heimischen und portugiesischen Sklavenhändlern aus, denn die Schihbutter war ehemals unter den Eingeborenen ein sehr gangbarer Handelsartikel, so daß man fürchtete, er möchte auch in den europäischen Handel kommen und die Eingeborenen zum Nachtheil des Sklavenhandels auf diesen Manufacturzwrig aufmerksam machen. Die Sklavenhändler von Whydah suchten es daher bei dem Könige von Dahomey auszuwirken, daß er die auf Märkten feilgebotene Schihbutter mit einer bedeutenden Steuer be-

legte. Der Artikel blieb aber dennoch ein so gesuchter, daß sich die Eingeborenen selbst durch diese Steuer von dessen Erzeugung nicht abschrecken ließen, bis jene endlich verdoppelt wurde. Diese Auflage war zu schwer und zwang das arme Volk zu einer Art Schmuggelsystem; um auch diesem Einhalt zu thun, wurde streng befohlen, sowohl im Königreich Dahomey als auch in den vom König unterworfenen Mahilande alle Bäume dieser Art niederzubrennen. Die schnelle und mächtige Vegetation läßt sich jedoch durch dieses Niederbrennen nicht ganz aufhalten, und daher kommt es, daß der Artikel noch immer erzeugt wird. Nachdem die Bereitung dieser Waare für ungesetzlich erklärt war, wurden dem König zahlreiche Petitionen überreicht — oder viemehr mündlich vorgetragen, worin man auf die medicinischen Eigenschaften dieser Schibbutter, auf ihre Heilkraft als Salbe und als Magenmittel aufmerksam machte, und seine Majestät erließ hierauf in seiner musterhaften Herzensgüte, trotz allen Bitten der einflußreichsten Sklavenhändler, die Verordnung, daß die Bereitung einer gewissen zu obigen heilsamen Zwecken hinreichenden Quantität dieser Butter in seinem ganzen Lande gesetzlich erlaubt sein solle.

Eine kurze Beschreibung des Schibbutterbaumes*)

---

*) Schon Mungo Park entdeckte diesen Baum, der eine von dem gemeinen Butterbaum (**Bassia butyrocea, Roxb.**)

dürfte für einige meiner Leser nicht uninteressant sein. Dieser Baum hat große Aehnlichkeit mit dem Lorber und erreicht eine Höhe von achtzehn bis zwanzig Fuß. Seine saftgrünen Blätter sind etwas kürzer und an der Spitze etwas breiter als die des Lorbers. Die Nuß hat die Gestalt und Größe eines Taubeneies und, wenn sie reif ist, eine dunkel- oder hellbraune Farbe; die Substanz der von ihrem Kerne vollkommen ausgefüllten Schale ist ziemlich von derselben Art wie die eines Eies. Man drückt die Kerne, um die darin befindliche Butter zu gewinnen, in ein irdenes Gefäß mit Wasser und läßt sie eine halbe Stunde langsam kochen. Hierauf seihet man die Masse durch eine Grasmatte, worauf sie, nachdem sie gehörig abgekühlt ist, eine butterartige Vestigkeit erhält.

Die Nüsse hängen in Bündeln an den verschiedenen Zweigen, doch hat jede einzelne Nuß ihre eigene, sieben bis acht Zoll lange Faser, an welcher sie in sehr eigenthümlicher Weise bevestigt ist. Das Ende der Faser ist in einer dünnen, einen halben Zoll breiten und drei Viertelzoll langen Haut verborgen. Diese Haut hängt an der Seite der Nuß, die sich, sobald sie reif ist, von ihr ablöst und zu Boden fällt. Ein großer kräftiger Baum dieser Art gibt ungefähr einen Scheffel Nüsse. Die

---

verschiedene Art zu sein scheint, auf seiner ersten Reise nach Nigritien (1796) in den Gegenden des Nigerflusses.

D. Uebers.

dicht an dem erwähnten Flüßchen stehenden Bäume sahen gesünder aus, als die anderen, wahrscheinlich weil sie besser bewässert waren und weil das Feuer in unmittelbarer Nähe des Wassers weniger nachtheilig gewirkt hatte.

Außer den Schihbutterbäumen gibt es hier noch viele andere schöne Bäume; ich bemerkte darunter die Tamarinde, die Quassie und verschiedene Arten von Mimosen und Kletterpflanzen. Die Aloe wächst hier ebenfalls in großer Menge.

In einer Entfernung von vier und zwanzig Meilen führte unser Weg durch ein Thal, das sich von Nordwesten nach Südosten zog. Es war dicht mit großen Bäumen bewaldet, und die verschiedenartigen Schlingpflanzen sowie das üppige Strauchwerk versperrten uns fast den Weg, der, wie bereits erwähnt, fortwährend sehr schmal war. Eine Meile weiter erhoben sich nordnordöstlich und zur Linken des Weges mächtige Gebirge oder Blöcke von Granit mit großen abgelösten Bruchstücken auf den Gipfeln. Nachdem wir sechs und zwanzig und eine halbe Meile zurückgelegt hatten, sahen wir die Trümmer einer ehemaligen großen Stadt Namens Managlwa. Diese Stadt lag höchst romantisch auf einer Erhöhung unter einer Gruppe eigenthümlich gestalteter Felsenkegel, die mehre hundert Fuß hoch wie zerbrochene Säulen weit über die Gipfel der hohen und majestätischen Bäume emporragten. Sie war eine der Gränz- oder Hauptstädte

des Mahilandes und eine der ersten, die nach der Kriegserklärung der Mahis von den Dahomeys zerstört wurden. Mein Führer erzählte mir, daß die ganze Bevölkerung entweder getödtet oder zu Sklaven gemacht und die Stadt selber in Brand gesteckt worden sei. Die Einwohner sollen sich auf's Tapferste vertheidigt und den Tod der Sklaverei vorgezogen haben. Der König fiel mit all seinen Cabozirs oder Vornehmen, und ihre Köpfe werden in Dahomey noch jetzt als Siegeszeichen aufbewahrt.

Nach einer Reise von sieben und zwanzig Meilen (N. 10⁰ W.) wurde der Weg wieder eben und führte in kurzen Zwischenräumen an angebauten Feldern und kleinen Ortschaften vorüber. Die Gegend zeigte jetzt überraschende Reize, indem die Gebirge im Osten, Norden und Westen ein Amphitheater bildeten. Dicht an dem Hauptwege, dem wir folgten, und am End- oder Vereinigungspunkte von kleineren Pfaden, die nach entfernter liegenden Städtchen oder Dörfern führen, werden kleine Märkte gehalten. Die hier feilgebotenen Waaren beschränken sich hauptsächlich auf Lebensmittel und Reisebedürfnisse, als Kankie, Rindsbraten, Elephanten-, Schweine- und Ziegenfleisch und gekochte Yams- und Maniokwurzeln, so wie zuweilen auch süße Kartoffeln. Der reisende Afrikaner kann sich hier für wenige Kauris gütlich thun. Wasser und Peto verkauft man auf diesem Markte zu sehr hohem Preise.

Einige Meilen weiter ist die Gegend noch immer offen und eben bis dicht an den Fuß der Gebirge, die hier nach Osten vier Meilen, nach Westen acht Meilen und nach Norden zwölf Meilen entfernt waren. Bald nachher erreichten wir Setta Dean, so genannt nach dem Oberbeamten, der hier als Steuereinnehmer seinen Sitz hat. Dieses Zollhaus gehört ebenfalls dem Premierminister, und es gibt hier einen schönen viereckigen Hofraum, der auf drei Seiten von einer dichten breiten Hecke verschiedenartigen Gesträuchs und einer äußeren Dornstrauchhecke gebildet wird, während die vierte Seite aus verschiedenen Gemächern oder Hütten besteht, die theils zu Wohnungen für die Steuerbeamten bestimmt sind, theils den ermüdeten Waarenträgern zum Obdach dienen, wenn sie, ohne zu rasten, nicht weiter können. Auch gibt es hier mehre Soldaten, die eine Art polizeilichen Dienstes versehen und die ihnen anvertrauten Waaren bewachen.

Wir erhielten hier abermals reichliche Lebensmittel, Wasser und Peto, und da der Cabozir von Setta, einer großen nicht mehr weit entfernten Stadt, wo wir übernachten wollten, uns entgegenkommen und mit militärischen Ehrenbezeigungen in diese Stadt einführen sollte, so ersuchte man uns, bis zu dessen Ankunft zu verweilen. Meine Leute waren jetzt nach einer Reise von drei und dreißig Meilen ohne Ausnahme so ermüdet, daß sie sich freuten, eine Weile rasten zu können.

Eine Stunde später verkündete uns der Lärm von Trommeln und aus kleinen Elephantenzähnen gebildeten Hörnern die Ankunft des erwarteten Cabozirs. Meine Soldaten erhielten Befehl, zu seinem Empfang in Reih und Glied zu treten, und bald nachher zog er mit zwei hundert gut bewaffneten Soldaten in den Hofraum. Nachdem sich diese Schaar gehörig aufgestellt hatte, näherte sich der Cabozir mit seinem Hauptmann und den anderen Offizieren bis auf vier Schritte der Stelle, wo ich ihn erwartete. Hier warfen sich alle mit einander auf den Boden, erhoben sich dann wieder in knieende Stellung und rieben Kopf und Arme mit Staub, bückten sich dann abermals und küßten den Boden zum Zeichen ihrer demüthigen Unterwürfigkeit gegen den Gast ihres Königs und den Hauptmann der Königin von England, wie sie mich nannten.

Nach dem bei solchen Gelegenheiten üblichen Höflichkeitsgespräch wurde von dem Cabozir und den Soldaten von Setta ein Tanz aufgeführt, wozu ihre ungeschickte Musik den Takt angab. Ihr Tanzen ist jedoch nach den Begriffen eines Europäers alles Mögliche, aber nur eben kein Tanzen, denn sie benutzen dabei äußerst selten ihre Füße, sondern machen nur — und zwar Jeder nach seinem Geschmacke — eine Anzahl phantastischer Bewegungen. Diese bestehen hauptsächlich in einem Vor- und Zurückwerfen der Schultern, das mich an die gymnastische

Uebung erinnerte, die man beim Exerciren englischer Soldaten zur Ausdehnung der Brust in Anwendung bringt. Eine andere Bewegung, die für die belustigendste gilt, besteht in einem höchst widerwärtigen Drehen der Hüften. Als die Soldaten von Setta mit dieser Aufführung zu Stande waren, begannen die meinigen einen ähnlichen Tanz.

Es war jetzt nahe an Sonnenuntergang, und da es unter den Wendekreisen, wie sich meine Leser erinnern werden, keine Dämmerung gibt, sondern vielmehr gleich nachdem die Sonne unter dem Horizonte verschwunden ist, eine mitternächtige Dunkelheit beginnt, so drängte es mich zum Aufbruch. Wir setzten uns daher in Bewegung und erreichten in einer halben Stunde die Stadt Setta, wo wir von sämmtlichen Einwohnern empfangen wurden. Eine Anzahl von des Cabozirs Leuten kam uns mit Fackeln entgegen, da es bereits ziemlich dunkel geworden war. Das Gedränge war so groß, daß ich geraume Zeit aufgehalten wurde. Dann zogen wir auf den von großen Bäumen beschatteten Marktplatz, wo man abermals zu tanzen begann. Ich stieg vom Pferde und setzte mich unter einen Baum, bis diese Ceremonie, an welcher auch die Einwohner der Stadt Theil nahmen, zu Ende war, worauf ich jedem Anführer der verschiedenen Soldatenabtheilungen zur Erquickung seiner Leute zwei Flaschen Rum übergab. Nach diesen Feierlichkeiten führte man

uns in unsere Wohnungen, die weit besser waren, als ich erwartet hatte. Von der langen Tagereise ermüdet, streckte ich mich bald auf meine Matte nieder, wurde aber unglücklicher Weise durch eine vom Cabozir abgesandte Bande auserlesener mit hoboenartigen Instrumenten versehener Musiker bedeutend in meiner Ruhe gestört. Es fehlte den Tönen zwar nicht an Wohlklang, aber dennoch wäre ihr Verstummen in diesem Augenblicke eine große Wohlthat für mich gewesen. Doch ich wußte, daß man diese Musik einzig und allein in der Absicht gesendet hatte, mich zu ergetzen, und ertrug daher die Störung ziemlich geduldig.

Eine Stunde nach dem Einzug in meine Wohnung wurden große Kalabassen mit verschiedenartigen Lebensmitteln und ein reichlicher Vorrath von Peto und Wasser in den Hof gebracht und vor meine Wohnung gesetzt. Dieß war ein Geschenk des Cabozirs für mich und meine Soldaten. Nach den üblichen Förmlichkeiten des Kostens ließ ich diese Vorräthe unter meine Soldaten vertheilen; es versteht sich, daß ich auch einen Theil für mich behielt. Mein Diener Moritz befand sich in fieberhaftem Zustande, ich gab ihm daher etwas Arznei, in der Hoffnung, daß er über Nacht wieder genesen würde, und nachdem ich noch einige Besuche von angesehenen Personen der Stadt erhalten hatte, durfte ich mich endlich zur Ruhe legen.

Am zehnten Julius weckte mich schon sehr früh ein Bote des Cabozirs, der sich nach meinem Befinden er=

kundigte. Ich fühlte mich, Gott sei Dank, vollkommen wohl und gestärkt, und die Ermüdung des vorigen Tages war verschwunden. Nicht so mein armer weißer Diener, der noch immer sehr unwohl war und in starkem Fieber lag. Ich gab ihm abermals etwas Fieberpulver und eine Dosis Opium als Beruhigungsmittel. Bald nach der Entfernung jenes Boten erschienen der Cabozir und seine vornehmsten Offiziere, um mir ihren Morgenbesuch zu machen, und während sie drei Viertelstunden bei mir blieben, bewirthete ich jeden mit einem Glase Rum. Hierauf entfernten sie sich und kehrten in kurzer Zeit mit einer ungeheueren Masse zu unserem Frühstück bestimmter Lebensmittel zurück. Sämmtliche Schüsseln oder Kalabassen, worin die Speisen enthalten waren, wurden im Hofe vor meiner Wohnung auf den Boden gestellt und nach ihrer Größe geordnet. Als man damit zu Stande war, warf sich der Cabozir mit seinen Begleitern ungefähr vier Schritte von mir auf die Kniee. Diesem Beispiel folgte auch mein Anführer oder Cabozir mit mehren seiner ersten Offiziere; sie knieeten unmittelbar vor mir und hatten jenen das Gesicht zugekehrt. Der Cabozir von Setta begann hierauf eine sehr gewandte Anrede, worin er seine und seines ganzen Volkes große Freude über den Besuch des englischen Gastes ihres Königs und zu gleicher Zeit die Hoffnung aussprach, daß ich und andere Engländer sein Land noch recht oft besuchen

würden. Der Anführer meiner Schutzwache dankte dafür im Namen seiner Majestät des Königs von Dahomey. Beide Parteien warfen sich alsdann auf den Boden, küßten ihn und begannen die gewöhnlichen Staubwaschungen. Hierauf wurden mir die überbrachten Lebensmittel ausgeliefert, und die Koster berührten jedes einzelne Gericht, indem es genannt wurde. Es waren im Ganzen sieben und dreißig Gefäße und Kalabassen, von welchen einige einen englischen Scheffel faßten.

Die Eingeborenen sind meist gute Köche und verstehen von einem und demselben Material mehre Gerichte zu bereiten. Die Fleischspeisen bestanden aus gebratenem und gekochtem Rindfleisch, Schöpsen- und Ziegenbraten, Wildpret, jungem Elephanten- und Schweinefleisch, Geflügel, Perlhühnern, Bisamenten und Truthühnern; die Gemüse aus Yams, Maniok, süßen Kartoffeln, Mais und verschiedenen Erbsenarten. Die Speisen sind meist sehr stark mit Pfeffer und Palmöl gewürzt, das in frischem Zustande von vortrefflichem Geschmack und sehr gesund ist.

Man darf nicht vergessen, daß das in England eingeführte Palmöl ein anderes ist als dasjenige, dessen sich die Eingeborenen bedienen. Ersteres wird nur aus dem äußeren Theile der Nuß gewonnen, der dem Fleische einer Pflaume oder jeder anderen Steinfrucht gleicht, während man das letztere aus dem in dem Steine der Palmnuß enthaltenen Kerne zieht. Es gleicht unserem beßten Sa-

latöl. Eine sehr nützliche Pflanze, „Accro" 'genannt, wird gewöhnlich zur Suppe gebraucht. Man kocht sie so lange, bis sie ganz schleimig ist, und gibt sie besonders den Kranken. Sie soll sehr stärkend sein. Schalotten und verschiedene Arten von Pfeffer sind ebenfalls sehr gebräuchlich, sowie auch Bananen und Pisang.

Nachdem mir diese Lebensmittel mit der üblichen Ceremonie übergeben worden waren und ich meinem großmüthigen Wirthe gedankt hatte, wiederholte er mit seinen Begleitern in Anerkennung meines Dankes die vorige Ehrfurchtbezeigung, indem er, auf die Kniee sinkend, Kopf und Arme abermals mit Staub besudelte. Der Cabozir und mein eigener Koster begannen jetzt die Gerichte einzeln zu kosten, um mir zu beweisen, daß Alles gut und gesund sei, und nachdem ich hierauf zum Zeichen der Freundschaft mit dem Cabozir Wasser getrunken hatte, ließ man uns Zeit, unsere Mahlzeit zu verzehren, wozu sich meine Soldaten und die anderen Leute, bei allen Gerichten und selbst bei der Suppe, ihrer nackten Finger bedienten. Man hatte uns außerdem reichlich mit Peto versorgt, der ungewöhnlich gut war.

Nach dem Frühstück besuchten mich mehre Kaufleute. Einer von ihnen schenkte mir ein sehr großes, ganz schwarzes Perlhuhn. Der Cabozir beschenkte mich mit zwei gewöhnlichen Perlhühnern, und einige der Kaufleute von Dahomey schossen zusammen und kauften einige

Ziegen und etwas Peto, womit sie mir ein Geschenk machten. Kurz ich wurde den ganzen Tag von allen Seiten mit Gaben überhäuft. Unter den Gebern befand sich eine alte Frau, die fast blind und dem Anschein nach wohl neunzig Jahre alt war. Dieses arme Wesen beschenkte mich, um dem König ihre Anhänglichkeit, seinem Gaste oder Fremden ihre Achtung zu beweisen, mit zwei Eiern und vier Schnüren Kauris — vielleicht Allem, was sie in der Welt besaß. Sie war beschämt, daß sie mir nur ein so kleines Geschenk bieten konnte, ich aber versicherte ihr, daß der Weiße eine ihm dargebrachte Gabe nicht nach ihrem eigentlichen Werthe, sondern nach der Gesinnung schätze, womit sie ihm geboten würde, und erinnerte sie, daß auch der große Fetisch über uns, der allmächtige Gott (denn dieses Volk hat einen Begriff von einem solchen Wesen), unsere Gaben nicht nach ihrer Größe, sondern nach der Reinheit und Aufrichtigkeit des Herzens wäge. Ich gab ihr für ihr Geschenk eben so viel, wie denjenigen, die mir hundertmal mehr geschenkt hatten. Dieß schien bei der versammelten Menge allgemeihe Billigung zu finden. Nachdem sie ihre Gegengeschenke empfangen hatte, warf sich die arme alte Frau nach der Landessitte auf den Boden und verweilte in knieender Stellung, bis sie einen Gesang zum Lobe des weißen Fremdlings gesungen hatte.

Ein Soldat meines Geleites versuchte hier einen un-

schuldigen Betrug gegen mich auszuführen. Dieser junge Mann war einer von des Königs Jägern, und um hinter den anderen, die mir Geschenke darbrachten, nicht zurückzustehen, verschaffte er sich auf irgend eine Weise ein sehr großes Perlhuhn. Er hatte dem Thiere mit einem Messer oder einem ähnlichen Instrument ein Loch in den Hals gebohrt und versicherte mir nun, indem er es mir überreichte, er pflege seine Vögel stets in den Hals und zwar mit Kugeln zu schießen. Ich wußte, daß dieß erlogen war, und indem ich weiter nachforschte, um mich zu überzeugen, ob diese Erdichtung aus seinem eigenen Hirn entsprungen sei, stellte es sich heraus, daß sie ihm von anderen eingegeben war, wahrscheinlich in der Absicht, mir einen recht hohen Begriff von ihrer Fertigkeit im Schießen beizubringen. Sie sahen bald, daß ich mich nicht so leicht täuschen ließ, und indem ich entschieden bezweifelte, daß sie im Stande wären, selbst einen noch größeren Vogel als das Perlhuhn an irgend einem bestimmten Theile zu treffen, versprach ich dem Manne, wenn er auch nur den Hals eines an einem Pfahl gebundenen Vogels treffen würde, einen Preis von zehn Kauriköpfen. Der Cabozir verhinderte jedoch diese Preisbewerbung, und hierdurch wurde der Credit des jungen Jägers vor der Hand gerettet; aber ich hatte mir vorgenommen, ihn bei der nächsten Gelegenheit auf die Probe zu stellen. Mittler-

weile beschenkte ich ihn mit einem Fingerhut und einem Brief Stecknadeln, worüber er sehr erfreut zu sein schien.

Nachdem mir von allen Seiten so viel freundliche Aufmerksamkeit erwiesen worden war, beschloß ich eine allgemeine Vertheilung von Nadeln vorzunehmen, da ich mich zu diesem Zwecke reichlich damit versehen hatte. Mein Entschluß war bald in der ganzen Stadt bekannt und mein Hofraum füllte sich mit Menschen, während Hunderte noch außen standen. Ich verschaffte mir mit Mühe einen etwas freien Raum, wo ich mich niedersetzen und die Vertheilung beginnen konnte. Erwachsene Frauen erhielten vier Nadeln, junge Mädchen nur zwei, bald aber bemerkte ich, daß mehre von den letzteren zweimal erschienen. Als der Cabozir dieß vernahm, gab er den Befehl, daß jedes Mädchen, welches zum zweiten Male käme und dabei ertappt würde, mit Prügeln bestraft werden sollte. Diese Drohung hatte den gewünschten Erfolg, dennoch verstrich geraume Zeit, ehe ich dem weiblichen Theile der versammelten Menge die ihm zugedachten Geschenke eingehändigt hatte. Der Cabozir deutete sehr verständig darauf hin, daß es nothwendig sein würde, die Vertheilung an Anzahl zu verringern oder sie nur auf alte Leute zu beschränken, indem ich, wie er erklärte, noch viele andere Städte und Länder zu durchreisen hätte. Dieser Rath kam ganz zur rechten Zeit, und ich handelte

danach, obgleich noch Hunderte herbeiströmten, als ich die Vertheilung bereits eingestellt hatte.

Es war jetzt Mittag geworden, und ein Bote brachte mir die Nachricht, daß unser Mahl bereits unterwegs sei. Nach einigen Minuten wurde ich in derselben Weise und mit derselben Ceremonie, wie ich sie bereits beschrieben habe, mit einer noch weit größeren Masse von Lebensmitteln versehen, als man mir zum Frühstück überbracht hatte. Ich wählte aus, was mir und meinen Leuten am beßten mundete, und übergab das Andere den Soldaten. Nach Tische ließ der Cabozir durch seinen obersten Boten bei mir anfragen, ob seine Soldaten aufziehen und zu meiner Belustigung vor mir tanzen sollten. Natürlich erforderte es die Etikette, diese Ehre anzunehmen, zuvor aber wollte ich die Stadt und ihre Umgegend kennen lernen. Dieser Vorschlag fand eine bereitwillige Zustimmung, und nachdem ich meine Uniform angelegt, bestieg ich mein Pferd und ritt, mit Ausnahme meines weißen Dieners Moritz, der noch immer krank war, von meinem ganzen Gefolge begleitet, um einen Theil der Stadt herum. Unterwegs kam ich mit dem Pferde meines Geleitsanführers in Berührung. Unsere beiden Pferde waren vollkräftige Thiere und machten einen verzweifelten Versuch, mit einander in Verbindung zu kommen; ich strafte das meinige mit den Sporen, wobei es heftig ausschlug.

Die Menge schien bei diesem Anblick über die Reiterkunst des weißen Mannes höchlich erstaunt zu sein.

Da in diesem Lande die Pferdezucht ganz vernachlässigt wird, so gibt es wenig Eingeborene, die je ein solches Thier gesehen haben, ausgenommen in Dahomey selbst, wo allerdings einige Pferde als Geschenke für den König anlangen. Der Reiter wird immer von zwei neben ihm hergehenden Männern gehalten. Nachdem ich die Stadt in Augenschein genommen, wozu ich ungefähr anderthalb Stunden brauchte, kehrte ich auf den Marktplatz zurück, wo ich diejenigen meiner eigenen Soldaten, die mich nicht begleitet hatten, und das Kriegsvolk von Setta fand. Die Versammlung bot unter den mächtigen Bäumen, welche den Marktplatz beschatteten, in der That einen sehr imposanten Anblick dar.

Ich ließ mein Pferd in den Stall bringen und nahm den für mich bestimmten Sitz ein. Die Soldaten von Setta begannen hierauf ihre wunderlichen Tänze, die auch dießmal hauptsächlich in der bereits beschriebenen Bewegung der Hüften und Schultern bestanden — einer vortrefflichen gymnastischen Uebung zur Kräftigung der Glieder und zur Erweiterung der Brust. Nach einigen linkischen Sprüngen wurden sie endlich in Schlachtordnung gestellt und erhielten den Befehl zum Angriff, worauf sie unter einem unregelmäßigen Gewehrfeuer und mit lautem Geschrei einen ungestümen Anlauf gegen einen

eingebildeten Feind begannen. Dann kehrten sie plötzlich wieder um, und jeder Soldat brachte einen Zweig oder eine Handvoll Gras zurück und legte diese Trophäe vor die Füße des Cabozirs oder Anführers. Es sollten diese Siegeszeichen die Köpfe vorstellen, die man den Feinden mit dem kurzen Schwerte abzuschlagen pflegt, womit jeder Soldat nebst einer Muskete bewaffnet ist. Hierauf wurden dieselben Manöver auch von meinen Soldaten ausgeführt, und dann setzten sich alle zusammen ziemlich erschöpft zur Ruhe. Ich ließ den Anführern eine Quantität Rum zur Vertheilung unter ihre Leute reichen, und man lohnte mir dafür mit lautem Zuruf.

Welcher gewaltige Unterschied zwischen den hiesigen Eingeborenen und den Bewohnern der Küste! Das Volk dieses Landes wird durch gute Gesetze regiert; einem Europäer mögen sie allerdings sehr strenge erschienen, aber sie sind zur Beherrschung eines wilden Volkes durchaus nothwendig. Nachdem meine Freunde auf mein Wohl getrunken hatten und diese Artigkeit von mir erwiedert worden war, begab ich mich in meine Wohnung, wo ich meinen Diener Moritz etwas gebessert fand, obgleich er noch immer sein Lager nicht verlassen konnte.

Ich wurde wieder von allen Vornehmen der Stadt besucht, die zuweilen recht vernünftige Fragen über England, seinen Handel und seine Fabriken an mich richteten. Am meisten schienen sie über die Ausdehnung unserer

Schifffahrt und über unsere Obermacht auf dem Meere zu erstaunen. Bald nachher erschien mein Abendessen. Meine Gäste blieben bis zu später Stunde und ich war froh, mich endlich zur Ruhe begeben zu können.

Die Stadt Setta liegt auf einer sanften Erhöhung, die nach allen Richtungen hin eine weite Aussicht beherrscht. Der Boden besteht aus fruchtbarem Lehm. Korn wächst in Fülle und in verschiedenen Arten. Die Gegend ist sehr reich an Wild, Rebhühnern und Perlhühnern. Das hiesige Rindvieh ist vortrefflich und im Verhältniß zu dem an der Küste ziemlich zahlreich. Schafe und Ziegen sind ebenfalls in Menge vorhanden. Das Hausfedervieh besteht aus Perlhühnern, gewöhnlichem Geflügel und Bisamenten. Tauben gibt es gewöhnlich in allen Städten und Dörfern in großer Anzahl. Der Cabozir von Setta ist ein schöner Mann von sechs Fuß Höhe, ebenmäßiger Gestalt und sehr angenehmen Zügen. Ehe ich seine Stadt verließ, beschenkte er mich noch mit einem sehr schönen Ochsen.

Setta zählt ungefähr neun tausend Einwohner. Sie gehören dem Heidenthume an, sind aber nicht in Vorurtheilen gegen irgend eine andere Religion befangen. Ihr irdenes Geschirr fertigen sie selber. Die Stadt ist von einer nur sieben Fuß hohen und drei Fuß dicken Lehmmauer umgeben.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von E. Blochmann und Sohn.

1/2 PP/-13584 Rem 6840

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duncan, John

Reisen in Westafrika, von Whydah durch das Königreich Dahomey nach Adofudia im Innern in den Jahren 1845 und 1846

Bd.: 1

Dresden [u.a.] 1848

It.sing. 1432 z-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469142-7